

Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft

Jubiläumsschrift
700 Jahre Eidgenossenschaft

Band 1
Verfassung · Kirche · Kunst

Peter Blickle
Friede und Verfassung

Carl Pfaff
Pfarrei und Pfarreileben

Adolf Reinle
Die Kunst der Innerschweiz
von 1200 bis 1450

Band 2
Gesellschaft · Alltag · Geschichtsbild

Roger Sablonier
Innerschweizer Gesellschaft im 14. Jahrhundert

Werner Meyer
Siedlung und Alltag

Guy P. Marchal
Die «Alten Eidgenossen» im Wandel der Zeiten

Band 2
Gesellschaft · Alltag · Geschichtsbild

Herausgeber
Historischer Verein der Fünf Orte

Redaktion
Hansjakob Achermann
Josef Brülisauer
Peter Hoppe

Walter-Verlag

Guy P. Marchal

**Die «Alten Eidgenossen»
im Wandel der Zeiten**

Das Bild
der frühen Eidgenossen
im Traditionsbewußtsein und in
der Identitätsvorstellung der Schweizer
vom 15. bis ins
20. Jahrhundert

«Das nennt man die Identität der Nation!»: Die Fragestellung

Gottfried Keller hat in seinem großen Entwicklungsroman «Der grüne Heinrich» den Titelhelden einen für unsere Thematik tief sinnigen «Heimatraum» erleben lassen. Auf einem sprachbegabten Goldfuchs nach Hause reitend, fand Heinrich die altvertraute Holzbrücke zu einer «niegesehenen Prachtsbrücke» verwandelt vor. In der weiten Brückenhalle sah er «die Wände mit zahllosen Malereien bedeckt, welche die ganze Geschichte und alle Tätigkeiten des Landes darstellten. Das ganze abgesehene Volk war sozusagen bis auf den letzten Mann, der soeben gegangen war, an die Wand gemalt und schien mit dem lebendigen, das auf der Brücke verkehrte, eines zu sein; ja manche der gemalten Figuren traten aus den Bildern heraus und wirkten unter den Lebendigen mit, während von diesen manche unter die Gemalten gingen und an die Wand versetzt wurden. Beide Parteien bestanden aus Helden und Weibern, Pfaffen und Laien, Herren und Bauern, Ehrenleuten und Lumpenhunden; der Eingang und Ausgang der Brücke aber war offen und unbewacht, und indem der Zug über dieselbe beständig im Gang blieb und der Austausch zwischen dem gemalten und wirklichen Leben unausgesetzt stattfand, schien auf dieser wunderbar belebten Brücke Vergangenheit und Zukunft nur ein Ding zu sein. «Nun möchte ich wohl wissen, was das für eine muntere Sache ist!» summte ich in mich hinein, und das Pferd antwortete auf der Stelle: «Das nennt man die Identität der Nation!»»

¹ KELLER Gottfried, Der grüne Heinrich (Zweite Fassung), 4. Bd., in: KELLER, Werke 6, S. 125ff.; KELLER Gottfried, Der grüne Heinrich. Erste Fassung, 4. Bd., in: KELLER, Werke 19, S. 162ff.

² Aus der umfangreichen Literatur zum Thema «Identität» seien z. B. genannt: Für Deutschland: IDENTITÄT, darin besonders die Beiträge von Hermann Lübke und Arno Borst; ERINNERUNGSARBEIT; Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen, Hrg. Klaus Weigelt, Mainz 1984 (Studien zur politischen Bildung 7); SCHÖLLGEN Gregor, Determinanten deutscher Identität. Das Nationalstaatsproblem im 19. und 20. Jahrhundert, in: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 105, 1985, S. 455–467. – Für Österreich: HEER Friedrich, Der Kampf um die österreichische Identität, Wien 1981; Österreich. Von der Staatsidee zum Nationalbewußtsein, Hrg. Georg Wagner, Wien 1982; Volk, Land und Staat. Landesbewußtsein, Staatsidee und nationale Fragen in der Geschichte Österreichs, Hrg. Erich Zöllner, Wien 1984 (Schriften des Instituts für Österreichkunde 43). – Für Frankreich: NORA Pierre, Les lieux de mémoire, Bd. 1: La République, Paris 1984; NORA Pierre, Les lieux de mémoire, Bd. 2: La Nation, Paris 1986; BRAUDEL Fer-

Auf diese überraschende Offenbarung hin läßt Keller den Träumer und sein geniales Pferd sich in eine für uns nicht unwichtige Disputation verwickeln: «Nun sage mir, du weiser Salomo! Heißt eigentlich die Brücke die Identität oder die Leute, so darauf sind? Welches von beiden nennst du so?» – «Beide zusammen sind die Identität, sonst spräche man ja nicht davon!» – «Der Nation?» – «Der Nation, versteht sich!» – «Also ist die Brücke auch eine Nation?» – «Ei seit wann», rief das Pferd unwillig, «kann denn ein Vehikel, so schön es ist, eine Nation sein? Nur die Leute können eine sein, folglich sind es die Leute hier!» – «So! und doch sagtest du soeben, die Nation und die Brücke machen zusammen eine Identität aus!» – «Das sagt ich auch und bleibe dabei!»

Mit dieser trotzigen Antwort bleibt der Goldfuchs eine weitere Klärung der Frage schuldig¹. Aber der geniale Träumer hat uns schon genug mitgeteilt, so daß wir uns aus seinem Banne lösen und den Traum von der Brücke der nationalen Identität näher bedenken können; denn dieser Traum führt mitten in unsere Fragestellung hinein.

Der Goldfuchs nennt das muntere Treiben «die Identität der Nation» und zieht sich aus der vor-schnellen Berufung auf den schillernden Begriff «Nation» in eine irritierende Doppeldeutigkeit zurück – die Leute hier sind's – und auch die Brücke, obzwar bloß Vehikel, ist's –, eine Doppeldeutigkeit, in die wir ihm nur ansatzweise folgen wollen. Keller hat das «muntere Treiben» auf eine Brücke verlegt, an einen Ort also, wo topographisch geradezu notwendigerweise Menschen zusammengeführt werden und sich im eingegrenzten Raum begegnen müssen. Die Brücke, die es für den Begriff der Nation neben den «Leuten hier» auch braucht, ließe sich interpretieren als die das Ganze zusammenhaltende staatliche Verfaßtheit mit ihrem Legitimations- und Integrationspotential, die sich auf die Befindlichkeit einer Bevölkerung auswirkt und die «Leute hier» über ihrem alltäglichen Leben und Streben die Identität der Gemeinschaft erfahren läßt. Diese «nationale Identität» wird im folgenden also verstanden als jener kollektive Vorstellungskomplex, in dem sich das lebendige Selbstverständnis einer Gemeinschaft über ihre konstitutiven Wesensmerkmale ausdrückt. Mit dieser Formulierung sei der ganze vieldiskutierte Fragenkomplex der «nationalen Identität»² nur angedeutet. Auch die

Feststellung, daß es in der Schweiz verschiedene sich überdeckende und konkurrenzierende Identitätserfahrungen gibt, so etwa die lokale, kantonale und nationale oder jene der verschiedenen Kulturen³, wollen wir an dieser Stelle auf sich beruhen lassen und es mit Kellers Goldfuchs halten, der das Treiben auf der Brücke frischweg als «Identität der Nation» bezeichnet, obwohl die Brücke nur nach Zürich führt. Unübersehbar spielt nun aber Geschichtliches auf dieser Brücke die dominierende Rolle, und es spielt sie in einer Weise, die näher zu betrachten sich lohnt. Die «ganze Geschichte» ist auf die Wände gemalt, aber die zahllosen Malereien bleiben nicht Objekte einer distanzierten Betrachtung. Die Bilder leben und treten mit den Vorbeigehenden in einen vielfältigen und unablässigen Austausch. Die Lebenden scheinen so sehr eins zu sein mit den Dargestellten, daß sich auf die selbstverständlichste Weise Gestalten von den Bildern lösen und unter die Lebenden mischen und – noch beachtlicher – Lebende sich in die Bilder versetzen, um vergangene Ereignisse mitzuerleben. Zeit gibt es nicht auf dieser Prachtsbrücke: die Tore stehen offen, der Strom der Lebenden und das muntere Treiben brechen nicht ab, Vergangenheit und Zukunft sind in der Gegenwart der Brücke «ein Ding».

In der «munteren Sache», welche der träumende Heinrich erlebt, erkennen wir das, was wir Traditionsbewußtsein oder auch Geschichtsbewußtsein nennen: jenes spontane, mehr oder weniger geschärfte, aber – wenn auch noch so rudimentär – immer vorhandene Gefühl, in ein ganz bestimmtes historisches Werden eingebunden zu sein, das auch die Gemeinschaft, der man sich verbunden fühlt, geprägt hat und deren Stellung in der Umwelt begründet. Dieses Traditionsbewußtsein setzt sich auf lebendige und gefühlvolle Weise mit Vorstellungen von der eigenen Geschichte auseinander. Die Leute auf der Brücke sind mit den Malereien mehr als vertraut, und indem die Lebenden in die Bilder hinein, die Gemalten aus ihnen heraus treten, verändern sich die Bilder fortlaufend, obwohl die Themen und Motive dieselben bleiben, ja bleiben müssen. Denn nur der gegebene und verstandene thematische Bezug ist es ja, der die «Leute hier» überhaupt dazu verlockt, sich in eines der Bilder hineinzuleben, und es den gemalten Vorfahren ermöglicht, mit einem Sinn unter die Lebenden zu treten, vorbildhaft oder abschreckend, ermunternd oder tadelnd.

Auf den folgenden Seiten wollen wir, dem genialen Träumer folgend, in die weite Halle dieser «Brücke der nationalen Identität» eintreten, die sich nun über Jahrhunderte wölbt, und den Austausch, den Dialog der Lebenden mit der Vergangenheit durch die Generationen und Epochen hindurch verfolgen.

Dieses «muntere Treiben» geschieht nicht absichtslos. Es hat einen tieferen Sinn, bezieht es sich doch offensichtlich auf die «Identität der Nation». Wenn der Geschichte schon das Vorweisen der Identität als bestimmende Funktion zugemessen worden und dies, bezüglich der Geschichtswissenschaft, nicht unwidersprochen geblieben ist, so trifft solches für das «volkstümliche» Geschichtsbewußtsein, also das Traditionsbewußtsein, ohne Zweifel auch zu. Zu einem sperrigen Begriff gefaßt, was Gottfried Keller in einer luftigen Traumvision entworfen hat, trägt die «Identitätspräsentationsfunktion»⁴ der Geschichte viel zum Verständnis dessen bei, was im Folgenden ausgeführt werden soll. Es gehört zum Erfahrungsschatz eines jeden von uns, daß seine eigene Identitätspräsentation nicht ein für alle Mal fixiert sein kann, sondern sich im Laufe der Jahre wandelt, obwohl es sich immer um dieselbe Identität und dieselben Tatsachen handelt und obwohl keine Betrugsabsicht vorliegt. Nicht nur die mit der Zeit sich verändernde Selbstbeurteilung, die manches aus zeitlicher Distanz anders sehen läßt, sondern auch der Anlaß zur Selbstdarstellung, die Absichten, die mit ihr verfolgt werden, der aktuelle Gemütszustand, die Adressaten – alle diese Umstände führen dazu, daß die objektiv gegebenen Fakten anders empfunden, gewertet und dargestellt werden. Was hier über die Autobiographie als Mittel der «Identitätspräsentation», der Selbstdarstellung des Individuums, gesagt ist, trifft auch für das Selbstverständnis einer Gemeinschaft zu. So sehr die historischen Fakten ein für allemal geschehen und unveränderbar – eben Vergangenheit – sind, so sehr haben sich aus der besonderen Erfahrung dieser Gemeinschaft heraus Vorstellungen vom eigenen Werdegang eingebürgert. Diese sind immer nur im nachhinein möglich geworden, und es gehört zu ihrer Natur, daß sie eine Entwicklung hin zur Gegenwart und zur aktuellen Identitätsvorstellung entwerfen. Da die Identitätserfahrung durch die wechselnden Zeitumstände geprägt ist, ändert sich auch im-

nant, L'identité de la France 1, Espace et Histoire, Paris 1986; 2/3, Les hommes et les choses, Paris 1986. – Für die Schweiz: WEG ZUR IDENTITÄT; CRETZ, Peuples; RESZLER André, Mythes et identité de la Suisse, Genf 1986.

³ L'identité régionale/Regionale Identität, Beiträge zur Erforschung kultureller Aspekte der regionalen Entwicklung, Hrg. Michel Bassand, Saint-Saphorin 1981; Regionale Identität und Perspektiven. Fünf sozialwissenschaftliche Ansätze, Bern 1986 (Publikation des Schweizerischen Nationalfonds aus dem nationalen Forschungsprogramm 40); WEG ZUR IDENTITÄT.

⁴ LÜBBE Hermann, Zur Identitätspräsentationsfunktion der Historie, in: IDENTITÄT, S. 277–292. – Hat Geschichte einen Sinn?, in: Jahresbericht der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft 1982, S. 13–51 (vgl. besonders den Beitrag von Alain Dubois).

mer wieder die sinngebende Perspektive, verschoben sich die Akzente, wenn auch die Grundvorstellungen erstaunlich konstant bleiben können. Dabei ist schließlich die Frage nach der historischen Richtigkeit dieser Geschichtsauffassungen gänzlich unerheblich, solange diese nur die hier und jetzt erlebte Identität zu bestätigen und geschichtlich zu begründen vermögen. In der Tat: völlig unabhängig vom einst tatsächlich Geschehenen können sich Vorstellungen vom eigenen Werdegang bei ungebrochener Entwicklung zu einem verhältnismäßig starren Traditionsbewußtsein verfestigen; sie können bei einem Abbruch der Kontinuität jede Tragfähigkeit verlieren, wie es in der

⁵ WEIZÄCKER Richard von, Die deutsche Geschichte geht weiter, Berlin 1983; HEUSS Alfred, Versagen und Verhängnis. Vom Ruin deutscher Geschichte und ihres Verständnisses, Berlin 1984. – Hingewiesen sei hier auf die Auseinandersetzungen in der Bundesrepublik Deutschland und in der früheren Deutschen Demokratischen Republik um das Jubiläum Preußens oder Martin Luthers und um das Projekt eines Museums der deutschen Geschichte in Berlin. Literatur aus diesem Problemfeld: SCHIEDER Theodor, Das deutsche Geschichtsbild – Gestern und heute im Spiegel der deutschen Frage, in: Die politische Meinung 20, 1975, S. 25–35; BORST Arno, Barbarossas Erwachen – Zur Geschichte der deutschen Identität, in: IDENTITÄT, S. 17–60; dann: ERINNERUNGSARBEIT, besonders der Beitrag von Lutz Niethammer; STÜRMER Michael, Deutsche Identität. Auf der Suche nach der verlorenen Nationengeschichte, in: NZZ 1983, Nr. 122; FLECKENSTEIN Joseph, Das Bild der Stauer in der Geschichte. Bemerkungen über Möglichkeiten und Grenzen nationaler Geschichtsbetrachtung, Göttingen 1984 (Göttinger Universitätsreden 72); Die Teilung Deutschlands als Problem des Geschichtsbewußtseins. Eine empirische Untersuchung über Wirkungen von Geschichtsunterricht auf historische Vorstellungen und politische Urteile, Paderborn 1987; Deutsches Historisches Museum. Ideen, Kontroversen und Perspektiven, Hrg. Christoph Stölzl, Frankfurt 1988; auch: Streitfall deutsche Geschichte. Geschichts- und Gegenwartsbewußtsein in den 80er Jahren, Hrg. Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen, Bonn 1988; KUHRT Eberhard/LÖWIS Henning von, Griff nach der deutschen Geschichte. Erbeaneignung und Traditionspflege in der DDR, Paderborn 1988 (Studien zur Politik 11); SCHULZE Winfried, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989 (Historische Zeitschrift, Beiheft 10).

⁶ STUNZI, Tell (mit weiterführender Literatur); BERGIER, Tell (mit Literatur); MARCHAL, Approches (mit Literatur); WINDISCH/CORNU, Tell.

⁷ SUTER, Winkelried; WINKELRIED; THOMMEN, Schlacht.

⁸ Er ist übrigens ein Beispiel, wie eine tatsächlich existierende außerordentliche Persönlichkeit mythisiert werden kann; ein Beispiel für das 20. Jahrhundert ist General Guisan. Das reiche Quellenmaterial zu Bruder Klaus ist erst ansatzweise im hier ins Auge gefaßten Sinne bearbeitet: ALTERMATT Urs, Niklaus von Flüe als nationale Integrationsfigur. Metamorphosen der Bruder-Klausen-Mythologie, in: ZSKG 81, 1987, S. 51–82; BIERI Victor, «... drum kommt aus jedem Schweizer Haus ein Beter zu den Pilgerscharen». Bemerkungen zu Bruder-Klausen-Wallfahrten zwischen 1933 und 1957, in: ZSKG 81, 1987, S. 31–50; RÜCK Peter, Guillaume Tell face à Nicolas de Flüe aux XV^e et XVI^e siècles, in: HISTOIRE, S. 25–52.

auch bewußtseinsmäßigen Katastrophe des Zweiten Weltkriegs besonders in Deutschland geschehen ist und bis heute den Umgang mit Geschichte belastet⁵. Die Schweiz kennt keine solchen Brüche. So hat sich – wie wir sehen werden – durch Jahrhunderte hindurch ein Traditionsbewußtsein ausgebildet und bis heute erhalten, das die Wurzeln der Identität beinahe vollständig ins Mittelalter zurückführt, was in dieser Lebendigkeit und oft sogar tagespolitischen Relevanz wohl einzigartig sein dürfte.

Hier liegt der innere Grund dafür, daß wir uns auf das Mittelalter konzentrieren, eben auf die Zeit der alten Eidgenossen, obzwar die «ganze Geschichte» an die Wände der Brückenhalle gemalt ist und selbstverständlich auch das Geschichtsbewußtsein die ganze Geschichte umfaßt – «bis auf den letzten Mann, der soeben gegangen» ist, und immer nachhaltiger auch «bis zur letzten Frau». Es ist die «Heldenzeit», wie man sie im 19. Jahrhundert nannte, eine Epoche, die man etwa mit den Burgunderkriegen, spätestens mit dem Schwabenkrieg zu Ende gehen ließ. Wenn wir im folgenden von den alten Eidgenossen sprechen, so meinen wir, durchaus dem sich aus den Quellen ergebenden Bild folgend, diese ganze Epoche und nicht bloß die Gründungszeit.

Dabei gilt unsere Aufmerksamkeit nicht einzelnen Helden und Ereignissen, sondern für einmal den allgemeinen Meinungen und Wertvorstellungen, die sich im Begriff «Alte Eidgenossen» zu erkennen geben. Die Darstellung sucht gleichsam – in der Ecke der Brückenhalle, wo wir uns nun befinden – das ganze Wandbild und den ganzen wechselvollen Austausch, der hier vonstatten geht, zu überschauen und zu skizzieren. Die vielen lebendigen Einzelszenen und herausragenden Gestalten werden nur im Zusammenhang mit dem gesamten Bild in die Betrachtung miteinbezogen werden.

Sie führen nämlich, so sehr sie zum Gesamtbild gehören, ein sehr wechselvolles Eigenleben, das sich nur bedingt mit dem Gesamteindruck deckt. Gerade der Tell, der sich als identitätstiftende Figur anzubieten scheint, hat sich zu so vielen Zeiten, immer sein Gewand vertauschend, von der Wand unter die Lebenden gemischt, ist kurzfristig zum Vertreter so vieler Anliegen geworden, daß sein «munteres Treiben» auf der Brücke der nationalen Identität allein schon diesen ganzen Band füllen würde und im übrigen auch schon einige Bände füllt⁶. Arnold Winkelried⁷, obwohl verantwortungsbewußter, aufopfernder und deshalb weniger zu vereinnahmen als Tell, sowie der dritte in diesem Bunde von vaterländischen Leitfiguren, Bruder Klaus⁸, stehen ihm kaum nach. Auch markante Einzelszenen wie die Schlachten, besonders jene von Morgarten, Sempach und St.

Jakob an der Birs, haben im Austausch durch die Zeiten hindurch ein Eigenleben geführt⁹. Nicht diese grellen Einzelbilder stehen hier im Mittelpunkt, sondern jenes Bild von den «Alten Eidgenossen», das sinnstiftend und hintergründig in den Vorstellungen von der eigenen Identität immer mitschwingt. Mit ihm verbinden sich bei den Schweizern ganz bestimmte Wertvorstellungen, das Gefühl von etwas Authentischem, echt Schweizerischem, so stark, daß der Begriff «Alte Eidgenossen» sich als feste Benennung für ein bestimmtes, in der Tradition verankertes Programm, als Inbegriff der schweizerischen Identität, geradezu anbietet.

Welche Werthhaftigkeit, welches Programm die «Alten Eidgenossen» jeweils in sich bergen, das ist die Frage, die wir an das sich stets wandelnde Geschichtsbild stellen.

Diese Frage läßt sich methodisch nicht im traditionellen historiographischen Sinn beantworten. Die Chronistik sowie die spätere Fachhistorie müssen entschieden in den Hintergrund treten¹⁰. Vielmehr werden hier Zeugnisse ins Zentrum gerückt, die keine historiographische Zielsetzung verfolgen, die aber – in welchem Kontext und in welcher Form auch immer – zur Legitimation von Anschauungen und Absichten historische Argumentationen entwickeln. In diesem Zusammenhang ist die Berufung auf die «Alten Eidgenossen» an sich schon bemerkenswert. Damit wir aber nicht beim anekdotischen Aufzählen mehr oder weniger skurriler Bezüge auf die «Alten Eidgenossen» stehen bleiben, ist es zweitens entscheidend, sie als Bestandteile eines kohärenten Vorstellungssystems zu erfassen. Dieses in der jeweiligen Zeit als logisch erfahrene System ändert sich mit der Zeit, und so müssen wir die Geschichtsvorstellungen immer innerhalb der zeitgenössischen Denkkategorien und Vorstellungswelt zu verstehen suchen. Da es nicht um geistesgeschichtliche und historiographische Einzelleistungen geht, sondern um Zeugnisse für eine Bewußtseinslage, stellt sich drittens die Frage nach der Relevanz und Repräsentativität der beigezogenen Zeugnisse. Sie hat die hier getroffene Quellenauswahl von Fall zu Fall bestimmt. An dieser Stelle sei lediglich grundsätzlich festgehalten, daß es sich durchwegs um Quellen handelt, die sich an eine breitere Öffentlichkeit wenden – etwa Schauspiele, Pamphlete oder Druckschriften –, wobei wir hier den Begriff «Öffentlichkeit» bewußt möglichst offen und unbestimmt lassen. Fürs erste soll genügen, daß solche Äußerungen, wollen sie überhaupt verstanden werden, schon durch ihre Hinwendung auf eine bestimmte Öffentlichkeit dem jeweils gegebenen Erwartungshorizont entgegenkommen müssen. Das läßt sich auch vielfach dadurch bestätigen, daß gleiche oder ähnliche Vorstellungen von den

verschiedensten Quellen mit geradezu gegensätzlichen Tendenzen aufgegriffen und in ihrem Sinne eingesetzt werden. Ferner gibt es Quellen, insbesondere literarische Zeugnisse der Neuzeit, die unabhängig von der Aufnahme, die ihnen zu ihrer Zeit zuteil geworden ist, gleichsam als ein Spiegel der Vorstellungswelten und Bewußtseinslage ihrer Zeit interpretiert werden können.

Bei der Frage nach der Repräsentativität einer geschichtlich orientierten Vorstellung muß uns schließlich immer bewußt bleiben, daß es zu keiner Zeit nur eine Vorstellung, also ein uniformes Geschichtsbewußtsein gegeben hat. Gerade die seit dem 18. Jahrhundert auftretenden Klagen über die «Geschichtslosigkeit» der jeweiligen Zeitgenossen, die auch dann ertönen, wenn die Quellen eine rege Auseinandersetzung mit Geschichtsbildern dokumentieren, so im 19. Jahrhundert oder zur Zeit der geistigen Landesverteidigung, machen das überdeutlich¹¹. So

⁹ Zu Morgarten: SCHNITZLER Maria, Die Morgartenschlacht im werdenden schweizerischen Nationalbewußtsein, Diss. Zürich, Zürich 1969 (Geist und Werk der Zeiten 21); Morgarten findet statt. Texte zum Schweizerfilm, Hirzel 1979. – Zu Sempach: SUTER, Winkelried; WINKELRIED; THOMMEN, Schlacht. – Zu St. Jakob: Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs, 26. August 1444, Basel 1944 (122. Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen); BURCKHARDT Max, Die Schlacht im Gedächtnis der späteren Jahrhunderte. Die Entstehung von Schlachtfeier und Denkmal, in: Gedenkbuch zur Fünfhundertjahrfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs vom 16. August 1444, Basel 1944, S. 215–286.

¹⁰ Zur Methode vgl. auch: DUBY Georges, Histoire des mentalités, in: L'histoire et ses méthodes, Paris 1961 (Encyclopédie de la Pléiade 11), S. 937–968; ARIES Philippe, L'histoire des mentalités, in: La nouvelle histoire, Hrg. Jacques Le Goff, Paris 1978, S. 402–423; GRAUS František, Mentalität – Versuch einer Begriffsbestimmung und Methoden der Untersuchung, in: Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme, Hrg. František Graus, Sigmaringen 1987 (Vorträge und Forschungen 35), S. 9–48; Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse, Hrg. Ulrich Raulff, Berlin 1987. – Der neueste wissenschaftsgeschichtliche Überblick zu dieser Forschungsrichtung: RIECKS Annette, Französische Sozial- und Mentalitätsgeschichte. Ein Forschungsbericht, Altenberge 1989 (Münsteraner Theologische Abhandlungen 2).

¹¹ Vgl. SALATHE René, Die Anfänge der historischen Fachzeitschriften in der deutschen Schweiz (1694–1813), Basel 1959 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 76), S. 82 (Äußerung J. Altmanns von 1748); SCHELLER Hans Ulrich, Das Bild des Mittelalters an den Zürcher Volksschulen. Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsunterrichts und der volkstümlichen Historiographie, Diss. Zürich 1973 (Manuskript), S. 107 (Feststellungen Ignaz Scherrers von 1833/34); HILTY Carl, Die Bundesverfassungen der schweizerischen Eidgenossenschaft, Bern 1891, S. 2f. (konstatiert mit Bedauern, daß der Sinn für die nationale Geschichte fehle); Bericht über die pädagogische Rekrutenprüfung 1948, Bern 1949, S. 19–21 (die Generation, die zur Zeit der geistigen Landesverteidigung die Schulbank drückte, weiß kaum etwas von Schweizergeschichte).

mag auch die bei der hier gebotenen Kürze beschränkte Auswahl der Zeugnisse, insbesondere jener der jüngsten Zeit, zu Diskussionen Anlaß geben. Man wird immer auf hier nicht beachtete Äußerungen hinweisen können, die damals gewissen Kreisen als wichtiger erschienen sind oder die auch andere Akzente setzen, und man soll das auch. Denn die folgenden Ausführungen vermögen lediglich einen Entwurf für eine Geschichte des schweizerischen Traditionsbewußtseins zu bieten; sie können die vielfältigen Eindrücke, die das «muntere Treiben» auf der Brücke der nationalen Identität mit sei-

nen lebensvollen Bildern hinterläßt, nur skizzenhaft nachzeichnen.

Vor dem Hintergrund dieser Skizze mag dann jeder sein eigenes Traditionsverständnis reflektieren. Ob sich ein Konsens einstellt, darf ruhig offen bleiben. Niemand kann nämlich die geträumte Prachtsbrücke der nationalen Identität aus überlegener Höhe betrachten. Denn wie wir uns von diesem «Prachtsbau» in den Bann ziehen lassen und nun dem Träumer folgend in die Brückenhalle eintreten, sind wir nur einzelne Gestalten mitten in dem «munteren Treiben». Das ist auch unsere Beschränkung.

«Gott hat die unedlen usserwelt...»: Das Geschichtsbewußtsein am Ausgang des Mittelalters

Am Ende des Mittelalters können wir auf der geträumten Brücke der nationalen Identität dem «munteren Treiben» erstmals verstehend begegnen und die uns interessierende Vorstellungswelt erkennen. Nicht zufällig ist es eine Zeit, in der sich die Eidgenossenschaft in europäischen Entwicklungen, die sich für sie als entscheidend und gefahrvoll erwiesen, behaupten und ihre eigene Stellung finden mußte. Die Auseinandersetzung mit Österreich war, nachdem Karl der Kühne, der mächtige Herzog von Burgund, in das vorderösterreichische Kräftefeld einbezogen worden war, rasch außer Kontrolle geraten und hatte in einen Krieg von europäischer Tragweite geführt. Aus ihm ging die Eidgenossenschaft siegreich, aber im Innern tief gefährdet hervor. Zur gleichen Zeit sah sie sich einer noch tiefer greifenden Entwicklung im Reich gegenüber, wo ein politischer und schließlich auch verwaltungs- und verfassungs-

mäßiger Modernisierungsprozeß ablief¹. Er führte in der Folge die Eidgenossenschaft zu einer Entfremdung vom Reich, die immer endgültiger wurde. Eine breitere Öffentlichkeit in der Eidgenossenschaft wurde sich erstmals in diesem Ausmaß ihrer Eigenstaatlichkeit bewußt und hat das auch vielfältig zum Ausdruck gebracht. Denn die Auseinandersetzung mit dem Reich ist nicht nur diplomatisch und – im Schwabenkrieg – militärisch geführt worden, sondern auch – und mit einer Grundsätzlichkeit wie nie zuvor – propagandistisch.

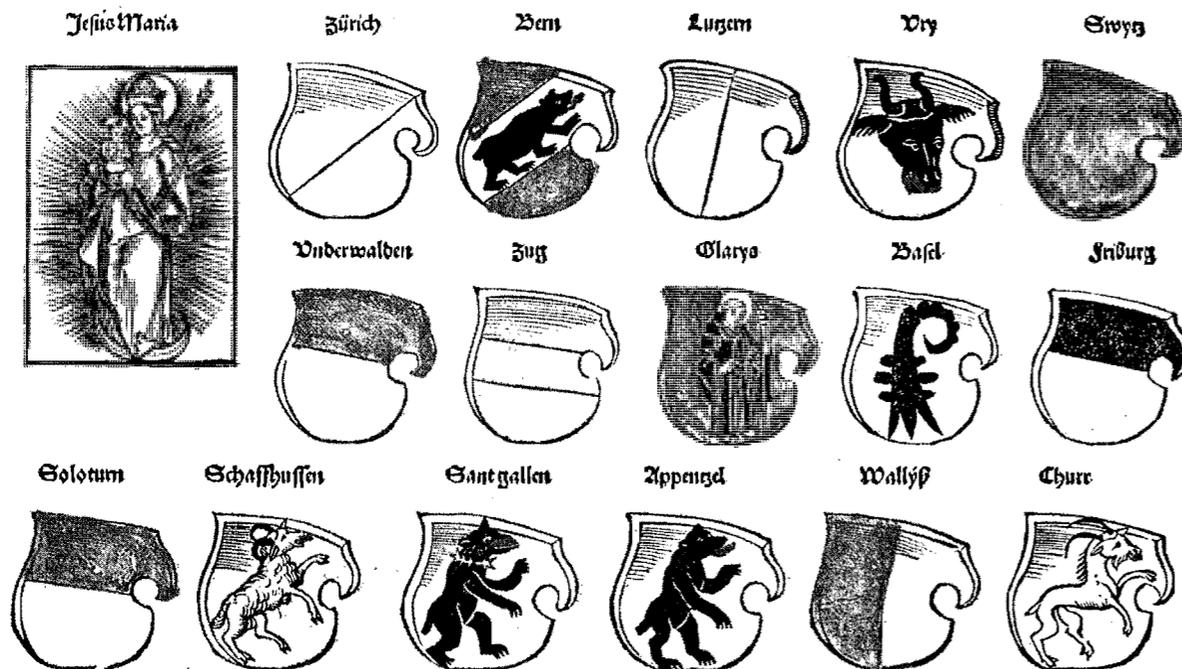
Die Umkehr der christlichen Ständeordnung

Die Argumentationen, die dabei gebraucht wurden, waren natürlich in zeitgenössischen Vorstellungsmustern verankert, und wir müssen diese zur Kenntnis nehmen, wollen wir jene verstehen². Mit für uns Nachgeborene ganz ungewöhnlichen Argumenten suchte Kaiser Maximilian I. in seinem antieidgenössischen Manifest vom 22. April 1499 die Reichsritterschaft für den Krieg gegen die abtrünnigen Eidgenossen zu gewinnen: Die Eidgenossenschaft bezeichnete er darin als eine widerrechtliche, gottvergessene und unchristliche Verschwörung «böser, grober und schnöder gepurslüt», die «kein tugend, adelich geblüt, noch mäßigung» besäßen. Gegen ihre «rechte natürliche herschaft», wider Gott, Ehre und Recht hätten sie sich aufgeworfen und ihren Herrn und den Adel

¹ Zur historischen Situation: SCHAUFELBERGER, Spätmittelalter; MORARD, Macht; MORAW, Reich.

² Die folgenden Ausführungen bauen auf meinen bisherigen Forschungen auf, wo sich die detaillierten Belege und weitere Literaturhinweise finden: MARCHAL, Antwort; MARCHAL, Schweden. Vgl. ferner: MAURER Helmut, Schweizer und Schwaben. Ihre Begegnung und ihr Auseinanderleben am Bodensee im Spätmittelalter, Konstanz 1983 (Konstanzer Universitätsreden 136); ZEHNDRER, Volkskundliches (reiche, aber auf die Chroniken beschränkte Materialsammlung); SCHLUMPF Viktor, Die frumen edlen puren. Untersuchung zum Stilzusammenhang zwischen den historischen Volksliedern der Alten Eidgenossenschaft und der deutschen Heldenepik, Diss. Zürich, Zürich 1969 (Geist und Werk der Zeiten 19).

**Eyn newes lied von der schlacht, zwischen dem kunig von Franck-
reich vnd Eygnossen zu Nawerra geschehen ist. Im
funffzehnhundert vnd dreyzehenden Jar.
Im Schweyzer thon.**



¶ In gottes namen sah ichs an maria wöl vns bey stan/mag vns
nit misslingen/nich hat verlangee sit vnd spaet/wie sich der schimpff
geendet hat/ da von so will ich singen.

¶ Die heylig trifeitigkeit mit krafft/hat bey stant gethon der eidgnos-
schafft in diesen grossen nöten/die frantzosen hetten eynen rat/zugen
gen Nawerra für die stat wolten als darin eröden.

¶ Der kunig von Franckreich hat ein grosse schar/ob vier vñ trawssig
ausant man das ist war/der herzog stand in sorgen/zu Nawerra was
er in dem schloß/wie fast der frantzos in die stat schloß/ben ader vnd
den morgen.

¶ Die frantzosen schuffen ein tag vnd nacht/bis hundert schriet
lang die mauer zerbrach/wie thären eheten fallen/die langknecht wol-
ten zum thor hinein/die eidgnos sen hießens wilkum sün/in wardt glat
das kalten.

¶ Die langknecht waren frief vnd geyl/verschwuren do ir glück vñ
heyl/sie schwuren von heller stymme/awen alten got den ruffent an/
luncker iesus muß vns beye stan/ir mögent vns nit entrieme.

¶ Die langknecht schrien mit grossen schal/wir haben die kwe ge-
triben in einen stal/an in wöl wir vns rechen/sie haben vns lannig viell
laydo gethan/wir wöllens nit vnterwegen lan/zu tode wöllens wir
stehen.

¶ Sie triben schwär gar manigfalt/das nie auff erde kein mensch so
ale/ye hat von got gehört sagen/gods ander leyden schreuren sie/die keli-
ber sinde vns worden hie/die eidgnos sen wöllens got gar treulich klä-
gen.

¶ Sie brachen auff gar schnelliglich/ruckte von dänen hinter sich/
mit irem geschütz gar balde/ein halbe meil furwar sag ich/ir ordnung
machens fleysiglich/räuter vnd fuß knecht alle.

¶ Die eidgnos sen vernomen palde die mer/wie des frantzosen zeitig
gewichen wer/zugen hin nach von stunde/ste kamen an das geschütz
hynan/erschossen wardt manich folger man/es wurden auch viell
wunde.

¶ Die eydgnos sen luffen in das geschütz hinein/ir keiner wolt da der
hinter sein/das hat man wol vernomen/sie fracht bis auff die sechste
stund/die wunde wurden geschlagen tod vnd wund/got wöll ym zu
billt kommen.

¶ Ich sing ich gar on aller spot/die langknecht hat gestraffe got-
daryn die frantzosen grimme/viel schande vnd schmach zu aller frief/
den eydgnos sen geschehen ist/zu Nawerra an der zinnen.

¶ Furwar es ist wie ich euch sag/die schlacht wert vom morgē bis
auff mitten tag/wie mocht sich das gefüge/maria wöll vns bey stan/
wöl vns in nöten nit verlan/wen wir die frantzosen kriegen.

¶ Ich ist es doch gar offenbar/die frantzosen haben dye schlacht
verloren/es ist ein grosse schande/in laude erstracken wöl vnd künde/
zweinzig grosser püchsen gewönes sinde/haupschuck charthanner
schlangen.

¶ Auch wurde gewönet zu diser frist/sechshundert haken püchse
sen wol geriff/roß pulser stein vnd wagen/vñ ander gut des man viell
gewan/vierthalbhundert vierzehen tausent man/der veynde wardem
erschlagen.

¶ Ach got ich mag nit abelan/laf dir das layd in herzen gan/dye
selen schreyen waffen/ym Schweyzerlande man etlich sinde/ann dieser
schlachte schuldig sinde/es will sie niemant straffen

¶ Die etlichen sinde so gar verfert/es wider viel christens litz ver-
zere/das möcht got erbarmen maria niemmer von vns wand/ich be-
sorg die sache hab noch kein end vñd sah vns in dein armen.

Es billt kein laur leben

umgebracht – eine deutliche Erinnerung an die Schlacht bei Sempach. Damit hätten sie «die kristenheit spotlich verlassen» und gefährdeten nicht nur das Reich, sondern auch «den kristenlichen glauben». Jedem Christen sei es daher Pflicht, für das Reich und für die Christenheit gegen dieses Unwesen anzukämpfen. Erstaunlich, wie weit Maximilian in seinem Gedankengang ausholte! Wenn er in einer offiziellen Verlautbarung so argumentierte und sich davon eine mobilisierende Wirkung versprach, tat er dies ohne Zweifel im Vertrauen darauf, daß er verstanden werden würde. Und in der Tat: nichts in diesem Manifest war neu; die Argumente beruhten auf zum Teil schon alten, zu Ende des 15. Jahrhunderts durchaus geläufigen Vorstellungen.

Die Meinung, daß die Schweizer nichts als «schnöde Bauern» seien, tritt uns bereits im 14. Jahrhundert entgegen. Seit Mitte dieses Jahrhunderts läßt sich der Kuhschweizerspott belegen, der die Schweizer des widernatürlichen Umgangs mit den Kühen bezichtigte: ein Anwurf, auf den die Betroffenen – wie etwa in den 1360er Jahren die Luzerner – empfindlich reagierten. Im 15. Jahrhundert war der «kuegheyer»-Spott allgegenwärtig. Zu dieser Verunglimpfung der Eidgenossen als Kuhbauern trat schon früh eine politische Verurteilung hinzu: Sie erschienen als jene, die sich gegen ihren legitimen Herrn erhoben hatten. Erstmals faßbar wird diese Anschuldigung unmittelbar nach der Schlacht bei Sempach, und zwar bereits unter dem Volk und in eine propagandistische Kurzformel gegossen: daß nämlich Herzog Leopold III. «auf dem Seinen, um das Seine, von den Seinen» umgebracht worden sei. Dieses Diktum von Sempach stellte während des ganzen 15. Jahrhunderts ein Kernelement der österreichischen Propaganda dar und war noch in der Zeit des Schwabenkriegs in Gebrauch. Selbstverständlich hat es auch Maximilian in sein Mani-

fest aufgenommen, als er der Ermordung des Fürsten und der Adelligen gedachte: «Auf dem Ihren, um das Ihre» seien sie getötet worden. In bemerkenswertem Plural ist so das Sempacher Diktum auf den ganzen Adel umgedeutet worden. Die hier sich öffnende ständische Perspektive ist bemerkenswert. Mit dem Stände-Aspekt erfassen wir denn auch den ideologischen Kern der ganzen Auseinandersetzung zwischen den Eidgenossen und ihren Gegnern.

Daß die christliche Gesellschaft von Gott, der alles wohl gefügt habe, in drei Stände aufgegliedert worden sei, darüber bestand zu jener Zeit kein Zweifel. Da waren die «oratores», die für die Christenheit zu beten hatten; die «bellatores», die sie zu verteidigen, und die «laboratores», die sie zu ernähren hatten. Klerus, Adel und Bauernstand also, die sich gegenseitig ergänzten und – jeder nach seiner von Gott gegebenen Aufgabe – zum Wohl des Gesamten beitrugen. Obwohl diese funktionale Dreiteilung von der vielfältigen sozialen Wirklichkeit schon längst aufgebrochen worden war, hatte sie im ideellen Bereich nichts von ihrer Wirkung verloren. Gegen diese gottgegebene Ständeordnung hatten die Eidgenossen nach Maximilian verstoßen, indem sie selbst Herren sein wollten: sie, die Bauern ohne die Eigenschaften des Adels.

Diese Verbindung der Ständeideologie mit der politischen Polemik gegen die Eidgenossen wurde offensichtlich schon früh hergestellt. Schon der erste österreichische Bericht über die Schlacht bei Sempach aus der Feder Leopolds von Wien läßt Herzog Leopold III. gegen ein «grobes paurenvolk» zu Felde ziehen. Die anti-eidgenössischen Streitlieder aus der Zeit des Alten Zürichkrieges widerspiegeln vielfältig die ständische Polemik, und diese bildet denn auch den inhaltlichen Kern von Felix Hemmerlis Streitschrift «Dialogus de Nobilitate et Rusticitate», die damals entstand. Hemmerli läßt hier einen Ritter mit einem überaus häßlichen Bauern disputieren und diesem die ganze Gottlosigkeit der schweizerischen Entwicklung erklären, die eben in der Perversion der gottgegebenen Standesordnung bestehe. Wenn der Ritter deswegen den Schweizern sogar die Würde des Menschseins abspricht und sie als bestialische Wesen, mehr den Kühen verwandt als den Menschen, darstellt, so ist dabei noch beachtlicher, daß Hemmerli alle antiösterreichischen Parteigänger unter den Schweizern einreicht, also auch Städte wie Bern, Solothurn und Basel. Das zeigt mit kaum zu überbietender Deutlichkeit, wie sehr die ständeideologische Argumentation einer rein politischen Polemik diene. Das von Hemmerlis Ritter entworfene Bild war schauerlich und den Schweizern ewige Höllenpein gewiß. Seinen Bauern läßt Hemmerli über

* Die Illustrationen in diesem Beitrag stehen zum Text nur in loser Verbindung. Sie stellen als eigenständiges Dossier den Versuch dar, der eidgenössischen Selbstdarstellung in Werken der bildenden Kunst nachzugehen. Die Auswahl wurde unabhängig von Guy Marchal, aber in dessen Auftrag, vom Kunsthistoriker Heinrich Thommen, Binningen, getroffen. Von ihm stammen auch alle Bildinterpretationen, auf welche in der Abbildungslegende jeweils mit einem * verwiesen wird.
Bildinterpretation: Die 16teilige Wappenfolge eidgenössischer Stände und zugewandter Orte wird angeführt von Maria mit dem Kind, dem Gnadenbild aus Einsiedeln, das wie von einem Schrein eingefabt erscheint. Stellung und Größe weisen darauf hin, daß diese Heiligendarstellung präambelhaft allem vorangeht. In mittelalterlicher Schau sahen sich die Eidgenossen in unmittelbarem Bezug zum Heiligen. Zu dieser Schau gehört auch die Auffassung von der besonderen göttlichen Fürsorge für die eidgenössische Gemeinschaft und zugleich vom göttlichen Beistand in der Schlacht, im vorliegenden Fall in jener bei Novara im Jahr 1513.

115 Ochs bzw. Kuh als Symbol der Eidgenossenschaft.*

Anonymer Holzschnitt des 18. Jahrhunderts als Titelvignette für «Ein schönes neues lustiges Weltliches Lied genannt der Küh-Reihen». Universitätsbibliothek Basel.

die Gottlosigkeit der schweizerischen Haltung tief erschrecken, sich bekehren und zur Bereitschaft, dem Adel zu dienen, zurückfinden. Das war Hemmerlis Wunschtraum. Wie aber haben die Eidgenossen mit diesem Vorwurf gelebt?

Die Antwort der Bauern

Sie taten es in der gleichen Vorstellungswelt und gestanden ohne weiteres zu, daß bei ihnen tatsächlich der Adelsstand aus seiner Funktion verdrängt worden sei. Und indem sie erklären mußten, wie und wann das geschah, argumentierten sie mit einer geschichtlichen Entwicklung. Erstmals läßt sich dieser logische Zusammenhang im Umfeld der «Ewigen Richtung» von 1474 erkennen. Rudolf Montigel verkündete die Notwendigkeit des Bündnisses zwischen dem Kaiser und den Eidgenossen, weil der Adel seiner Aufgabe untreu geworden sei. Wiewohl ihn Gott dazu bestimmt habe, das Recht zu verteidigen, habe er «die gsatz» nicht gehalten. Zum großen Schaden der Christenheit sei er nur auf große Namen aus. Und Veit Weber jubelte, endlich habe der Fürst sich vom pflichtvergesenen Adel getrennt und mit dem Abschluß der «Ewigen Richtung» seinen Rosengarten mit der Eidgenossen Hellebarden umgeben. Bei den Verhandlungen um eben diese Richtung, 1474 in Basel, nahm auch der eidgenössische Abgesandte Niklaus von Diesbach diese Deutung auf, als er sich veranlaßt sah, das Sempacher Diktum³ zu widerlegen: Wahrhaftig sei der vortreffliche Fürst von den Seinen zu Tode gebracht worden, nämlich von seinem ihn arglistig beratenden und dann im Stiche lassenden Adel. Nicht die Eidgenossen waren es also, die die Ständeordnung verletzt hatten, sondern der Adel, der die ihm anvertraute Aufgabe nicht erfüllte. Das Zwiegespräch zwischen dem Adligen und dem Bauern, das 1514 im «Spiel von den Alten und Jungen Eidgenossen» wieder aufgenommen wurde, verläuft nun anders als noch ein halbes Jahrhundert zuvor bei Hemmerli. Die ganze Argumentation kreist nun um den Begriff der Tugend, die der selbstbewußte Schweizer Bauer jetzt für sich beansprucht. Es ist ihm ein leichtes, aufgrund der anerkannten kriegerischen Tüchtigkeit den Adel den Schweizern zuzusprechen: «Die Schweitzer sind die rechte edellüt: ir tugent inen den adel vorußgitt.»

So wurde das Ausscheiden des Adels und sein Ersatz durch den dritten Stand als entscheidendes Ereignis der eigenen Geschichte erfahren und zuweilen sogar genau datiert. Für Montigel und Weber brachte das Jahr 1474 offensichtlich die politische Anerkennung eines bereits früher erreichten Zustands, und von Diesbach kam in



diesem Zusammenhang auf das Jahr 1386, auf die Schlacht bei Sempach, zu sprechen. Einige Jahrzehnte später wird der Chronist Heinrich Brennwald, der von volkstümlichen Vorstellungen geprägt war wie kaum ein anderer, in einem Chronogramm auf das Jahr des Luzerner Bundes hinweisen; dabei läßt er die Bauern gegen den neidischen und hochmütigen Adel ihr Geschick selber in die Hand nehmen: 1332, «bei diser jarzahl magst verstan, wann d'Eydtgnoschaft hab gfangen an». Und dann beginnt bei ihm die Geschichte der «Eydtgnoschaft insgesamt», deren Hauptlinie eben auf der durch diese Ständeideologie geprägten Achse, dem Kampf zwischen den Bauern und den Adligen, verlaufen wird. All diese Datierungsansätze wurden schließlich weit in den Schatten gestellt durch jene Erzählungen, in denen sich die Grundvorstellung von einer alles entscheidenden Vertreibung des Adels in packender Dramatik ausgestaltet hat und die den entscheidenden Schritt eben mit dem ersten Bundesschwur zusammenfallen ließen⁴.

Gottes auserwähltes Volk

Wie aber gewannen die Eidgenossen die Gewißheit, daß die eidgenössische Entwicklung – obwohl sie der christlichen Vorstellung von der

³ Vgl. hierzu MARCHAL, Winkelried, S. 78, Anm. 12; ferner TSCHUDI, Chronicon 3, S. 37–43.

⁴ Zu dieser Interpretation: MARCHAL, Approches.

* Bildinterpretation: In einem lateinischen Fabelgedicht von 1510, das später auch auf deutsch erschien, verglich Ulrich Zwingli die Eidgenossenschaft mit einem Ochsen. Diese Ochsenmetapher verkehrte den Schimpf, die Eidgenossen seien «Kuegehyren», ins Positive. Das Tier der Schande wird zum Ehrensymboll. In der bildlichen Darstellung ist der identifikationsstiftende Bezugspunkt nicht mehr ein Gnadenbild. Der Bezugspunkt wechselt auf die profane Ebene. Die Kuh dient gleichsam als Vehikel, um die Eidgenossenschaft in einem eigenständigen, bildlich darstellbaren Objekt vorstellen zu können.

richtigen Gesellschaftsordnung zuwiderlief – gerechtfertigt sei? Da Gott die Ständeordnung eingerichtet hatte, konnte auch nur er es sein, der es den Eidgenossen ermöglichte, sich über diese Ordnung hinwegzusetzen. In der eigenständigen Entwicklung ihres Gemeinwesens erkannten daher die Eidgenossen durchaus folgerichtig Gottes Willen.

In der Tat: Zahllos sind die Zeugnisse dafür, daß die Eidgenossen vom Bewußtsein getragen waren, Gottes auserwähltes Volk zu sein. «Ir sind gefuert als Israel durchs mer mit kleinem schaden», singt Matthias Zoller nach der Murtenschlacht, und sehr viel später, als die Hochstimmung der Burgunderkriege längst verflogen war, nach dem Waffengang von Kappel, tönt es noch: «Ach gott, laß ab din grimmen zorn, vergiß nit dins volks usserkorn.» Den eidgenössischen Standpunkt resümierte ein gegnerisches Traktat von 1504 knapp und zutreffend: «Wir sind jenes auserwählte Volk, das vom Volke Israel präfiguriert wurde, welches der allmächtige Gott gegen Könige und Fürsten verteidigte, da es seinen Gesetzen und seiner Gerechtigkeit gehorchte.» Ein solcher Grundtenor konnte unvermittelt auch bei diplomatischen Verhandlungen durchbrechen, wenn etwa die Gesandten gegenüber Karl dem Kühnen recht selbstbewußt feststellten: «Wär dan der fürst von Österrich und die sinen in sinem schirm, so wären aber die loblichen eidgenossen in des almechtigen gottes schirm.»

Diese Überzeugung wurde noch bestärkt durch verschiedene religiöse Bräuche, deren Besonderheit man sich durchaus bewußt war. Das Beten «mit zertanen armen» (mit ausgebreiteten Armen) war zu Ende des Mittelalters so sehr zu einem «nationalen» Gebetsgestus geworden, daß sich 1501 in Basel die Auseinandersetzung zwischen Befürwortern und Gegnern des Bundesbeitritts gerade daran mit unerwarteter Heftigkeit entflammen konnte. Der Passionsverehrung kam in der Schweiz – im Bereich der Volksfrömmigkeit erstaunlich früh – eine besondere Bedeutung zu. Sie äußerte sich in dem bis ins 14. Jahrhundert zurückreichenden Arma-Christi-Eckquartier des Schwyzer Landesbanners, das im Grunde nichts anderes darstellt als ein Andachtsbild auf das Leiden Christi. Die Passionsverehrung stand im Zentrum des «Großen Gebets der Eidgenossen». Sie prägte die Form des später viel erwähnten Betens vor und nach der Schlacht. Und vom «Großen allgemeinen Gebet», einem in Notzeiten geübten immerwährenden Reihengebet, schrieb 1501 Niklaus Schradin, daß daran «die gnad gottes mengklicher wol [be]trachten kann, daß die stergki nit flüßzt uß der eidgnoschaft, allein so hat sy von

⁵ MARCHAL, Bellum.

gott die kraft». Die «stergki» beziehungsweise «kraft», die hier angesprochen wird, ist jene der erfolgreichen Waffen und der eidgenössischen Siege.

Damit rückt gleichsam der Angelpunkt dieser ganzen Selbstschau ins Blickfeld. Er ergibt sich wiederum aus einem historischen Argument. Schradin selbst spricht das an, wenn er schreibt, daß im Schwabenkrieg die Feinde die Eidgenossen verspottet hätten, weil sie «der eidgnossen schlachten vergessen» hätten. Doch seien diese nun «ernüwert durch gnad gottes». Für alle erkennbar habe sich Gottes Gnade und Kraft in den früheren Schlachten und jetzt wieder im Schwabenkrieg an den Eidgenossen erwiesen.

Die zahlreichen, oft ans Wunderbare grenzenden Siege der Wenigen gegen die Vielen, der Kleinen gegen die Mächtigen erschienen den Eidgenossen als Gottesurteile, welche mit nicht zu überbietender Eindeutigkeit bewiesen, daß Gott auf ihrer Seite stand, daß sie Gottes auserwähltes Volk waren: «Der frommen eidgenossen bleib keiner tot im velde, das schuof das göttlich recht.» Die Evokation der Schlachtensiege brachte also mehr als nur die bloße Erinnerung an heroische Kriegstaten zum Ausdruck. Diese Siege enthielten nichts weniger als eine göttliche Rechtfertigung der besonderen eidgenössischen Entwicklung, die ja der Ständeordnung und der Ordnung des christlichen Regiments diametral zuwiderlief⁵. Die Erinnerung an die Schlachten wurde dem breiten Volk alljährlich in den kirchlichen Gefallenengedächtnissen nahegebracht und bewirkte eine durchaus religiös geprägte Überhöhung der Vorstellungen von der eigenen Geschichte. In den Schlachtjahrzeiten stoßen wir auf die früheste Form volkstümlicher Geschichtsvermittlung, und diese Historia pauperum war nun Kriegs- und Heilsgeschichte zugleich. So wurde die Kriegsgeschichte zum eigentlichen Rückgrat des eidgenössischen Geschichtsbewußtseins, zu einer beeindruckenden Vergegenwärtigung der Hilfe Gottes durch die Zeiten hindurch, der «gesta Dei per Confoederatos», und damit zugleich auch zum Garanten für die Zukunft – sofern man dem echt eidgenössischen Wesen treu blieb.

Die «Alten Eidgenossen»: Vorbild für die Jungen Eidgenossen

Wie aber stellte man sich das eidgenössische Wesen, dem man treu bleiben sollte, vor? Diese Norm, von der offensichtlich auch abgewichen wurde, ergab sich aus einer bemerkenswerten Rückkoppelung der Vorstellung von der Gottesauserwähltheit an die stände-ideologische

Vorstellung, die in den Eidgenossen Vertreter des Bauernstandes sah. Ganz selbstverständlich wurde das aus der Bibel abgeleitet, nämlich aus jenem vielzitierten Pauluswort (1. Kor. I, 27–28) von dem Unedlen, Schwachen und Kleinen, das Gott auserwählt habe, um das Edle zu beschämen. So raten im «Spiel von den Alten und Jungen Eidgenossen» (1514) die «antiqui rustici Helvetiique» – die alten eidgenössischen Bauern –, keinen Hochmut aufkommen zu lassen: Seid «benuegig in uwerem einfältigen statt [Zustand]. Land [laßt] kein adel und hoffart in unser land kan [kommen], so mag unser wesen wol bestan.» Die Gewißheit, daß so das eidgenössische Wesen erhalten bleibe, ergibt sich nun eben aus dem wörtlich zitierten Pauluswort: «Denn gott hat die unedlen usserwelt, damit der edlen hoffart werd abgestellt.» In einer erstaunlich handfesten Ausdeutung dieses Wortes raten dann die Alten Eidgenossen: «Land uns in schlechten [einfachen] cleideren gan, so wird uns gott niemer verlan; dann einfaltig, schlecht [schlichte], frumm, biderb lüt hatt gott erwelt ufererich alle zyt.» Und auch die weiteren Ratschläge, die sie geben, entwerfen das Bild eines selbstgenügsamen, vom Ertrag aus der eigenen Scholle lebenden, fremdem Luxus abholden Bauern, der bei seiner Familie bleibt und nicht durch Soldverträge von fremdem Geld abhängig ist. Diese Deutung sieht also in der Schlichtheit der Sitten, der Zurückhaltung und Mäßigung nicht nur moralische Forderungen; sie erkennt in ihnen auch die Garantien für das Weiterbestehen des göttlichen Wohlgefallens und damit des eidgenössischen Wesens auf politischer Ebene.

Damit schließt sich der Gedankengang, der dem Bild zugrunde liegt, das man sich ausgangs des Mittelalters von den Alten Eidgenossen machte: Fromme, schlichte, selbstgenügsame und gerechte Bauern seien sie gewesen und daher von Gott zur Beschämung des Adels auserkoren worden. Das «göttlich recht» habe die christliche Ständeordnung von Grund auf umgestoßen: «Edellüt sind puren worden, und die puren edellüt», wie es das «Spiel von den Alten und Jungen Eidgenossen» treffend auf einen Nenner bringt. Hierin erkannte man das bestimmende Merkmal der eigenen Geschichte; auch die Rechtfertigung dieser Sonderentwicklung gewann man aus einem historischen Argument, den zahlreichen Schlachtensiegen nämlich, in denen man Gottesurteile sah.

Anspruch und Wirklichkeit

Daß dieses Bild von den Alten Eidgenossen eine idealisierende Selbstrechtfertigung gegen außen und einen ebenso idealisierenden alter-

nativen Gegenentwurf gegen die aktuelle Realität im Innern darstellte, war schon den Zeitgenossen bewußt. Die Jungen Eidgenossen parieren im erwähnten Spiel die Vorwürfe der Alten gegen das verrohende Soldwesen und Kriegstreiben recht hinterhältig mit dem Hinweis auf den Eroberungskrieg im Aargau 1415: «Ist es dann unrecht than, warum hannd irs dann nit underwegen glan?» Diese Argumentation zeigt, daß man durchaus darum wußte, daß es auch weniger leuchtende Stellen in der eigenen Vergangenheit gab. In der Tat ist es offenkundig, daß sich die gesellschaftliche Wirklichkeit der achtörtigen Eidgenossenschaft anders und vielfältiger als in der beschriebenen Selbstschau darbot. Das Bild der Selbstgenügsamen und Maßvollen ließ sich mit der Realität der Macht- und Interessenkonflikte innerhalb und zwischen den Orten nicht in Einklang bringen. Und daß das eidgenössische Kriegerum um einiges anders aussah, als es das Bild der frommen und edlen Bauern darstellte, hat nicht erst die moderne Militärgeschichte⁶ zutage gefördert, sondern war schon den Zeitgenossen, etwa einem Ludwig Schwinkhart oder einem Jakob Wimpfeling⁷, durchaus bekannt.

Für die Selbstschau ist die Gestalt des Bauern offensichtlich aus allen Wirklichkeitsbezügen herausgelöst sowie zur eigentlichen ideologischen Identitätsfigur der Eidgenossen aufgebaut worden. Mochte der Stadtbürger der sozialen Realität «Bauer» mit sichtlichem Unbehagen gegenüberstehen – in der Auseinandersetzung mit den Gegnern der Eidgenossenschaft wurde dies überdeckt. Auch beim Stadtbürgertum ist es in Krisenzeiten zu einer Identifikation mit der ideologischen Kampffigur des «Bauern» gekommen. Dabei schloß das eine das andere nicht aus. Die urbanen Basler, die im Sankt Jakober Krieg «nüt den veretery [Verräterei] von den buren» befürchteten⁸, reagierten gleich wie die Eidgenossen, als ihnen 1445 aus einem Breisgauer Dorf der Kuhschweizerspott entgegenhalte: «Hattend gseit kügstricher; do muost es brennen», notierte der Basler Appenweiler lakonisch. Und das «Spiel von den Alten und Jungen Eidgenossen», das die Sache des Bauern gegen den Adel vertrat und eine der auf-

⁶ Hiezu die grundlegenden Arbeiten von Walter Schaufelberger: SCHAUFELBERGER, Schweizer; SCHAUFELBERGER, Walter, Zu einer Charakterologie des altschweizerischen Kriegerums, in: SAV 56, 1960, S. 48–87; SCHAUFELBERGER, Kriegführung.

⁷ Vgl. seine Charakterisierung der Eidgenossen im Soliloquium (MARCHAL, Bellum). Hingewiesen sei auch auf RAD Ludwig, Von wesen und der macht der Aydgenossen [ca. 1467], London, British Library Add Ms. 25437, fol. 142 v/v.

⁸ SPERRER (genannt Brüglinger) Hans, Chronik im Zunftbuch der Brod Becken 1444–1446, in: Basler Chroniken, Bd. 4, Leipzig 1890, S. 183.

schlußreichsten Quellen für diese ständische Auseinandersetzung darstellt, ist für ein ausgesprochen städtisches und überdies elitäres Publikum geschrieben worden.

Das Bild, das sich um 1500 im schweizerischen Geschichtsbewußtsein aus einer polemischen Auseinandersetzung um den eidgenössischen Sonderweg entwickelt hatte und in der damals zeitgemäßen Denkweise diese Eigentümlichkeit rechtfertigte, war unübersehbar durch religiöse Vorstellungen geprägt – und hier liegt denn auch der Ansatzpunkt für den gegnerischen Heiden- und Türkenschimpf, der den Eidgenossen um diese Zeit immer wieder entgegengebracht wurde. Die trotzig-selbstbewußte Umkehr der gegebenen christlichen Ständeideologie mündete fast zwangsläufig in die Vorstellung einer von Gott auserwählten Eidgenossenschaft und führte auch in bezug auf die Frömmigkeit zu einer Idealisierung der «Alten Eidgenossen».

Das ganze Bild von den Alten Eidgenossen diente einer Identitätsstiftung und -präsentation, die in ihrer Vereinfachung und eindeutigen Zuweisung von Gut und Böse auch über die bestehenden einzelörtlichen und standesmäßigen Gegensätze hinweg die eigene und gemeinsame Abgrenzung gegenüber der Umwelt bewerkstelligen half. Zugleich ergab sich aber nun eine ethisch sehr anspruchsvolle Selbstschau. Beim Nennwert genommen und mit der tatsächlich erfahrbaren Wirklichkeit verglichen, führte sie im Innern immer wieder zu einer bedrängenden Selbstreflexion. Diese konnte beim Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit leicht an den Rand einer Identitätskrise führen, um so mehr als sie ja auf einer historischen Faktenkette zu beruhen schien, deren wichtigstes Glied, die Schlachtensiege, offensichtlich und je länger je endgültiger der Vergangenheit angehörten.

«Als syend ir edellüt gar!» – Alte und Junge Eidgenossen im Disput

Der Vorgang läßt sich schon in dem Augenblick klar erkennen, in dem uns das volkstümliche Geschichtsbild erstmals voll ausgebildet entgegentritt. Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde die Selbstschau, welche die «Aktivgeneration» des Schwabenkrieges noch bewußtseinsmäßig getragen hatte, fragwürdig: Man hatte die Unschuld der Auserwählten Gottes verloren. Zu sichtbar waren die moralischen Schäden, die der Reislauf und das Pensionenwesen hervorriefen. Der Verrat von Novara und die Kriegsgreuel, deren sich die eidgenössischen Söldner in Italien schuldig machten, ließen sich nicht mehr mit dem Bild von den from-

men edlen «puren» vereinen, und allenthalben ahnte man, was z. B. ein Ludwig Schwinkhart schrieb, daß nämlich «gott ein söllich übel nicht ungerochen lassen wirt». Der Schock von Marnano erschütterte diese Selbstschau vollends: «Wir achten aber das für ein straf gottes», schrieben die Basler Hauptleute nach Hause. Überall fragte man sich, was zu tun sei, um Gottes Wohlgefallen wieder zu finden. Eine Antwort suchte unter anderm das «Spiel von den Alten und Jungen Eidgenossen» zu geben. Daß dies zur Zeit des höchsten Triumphes, nach dem Sieg in der Schlacht von Novara des Jahres 1513, aktuell war, zeigt, wie tief die Selbstzweifel bereits saßen.

In diesem Spiel wird nämlich der gegen außen gerichtete Disput zwischen Adel und Bauer in subtiler Weise in ein inneres Zwiegespräch zwischen Alten und Jungen Eidgenossen übergeführt. Diese, reich an Erfolg und Ruhm, an erobertem Land und in fremdem Dienst erworbenem Gut, gepriesen von den antiken Helden und umworben von den Mächten, suchen die Tagsatzung der Alten Eidgenossen auf, um sie um Rat zu fragen. Doch die Alten erkennen die Jungen nicht; mehr noch: sie anerkennen sie nicht als ihre Kinder: «Ir sind unseren kinden nienen glich. Ir kömend so köstlich all dahar, als syend ir edellüt gar!» Als wäret ihr Edelleute: dieser Vorwurf trifft. In kaum einem Zeugnis tritt der Bruch zwischen Identitätspräsentation und Identitätskrise so schlagartig zutage wie hier in der Begegnung zwischen den Generationen. Und alle Rechtfertigungsversuche der Jungen, welche den Wandel der Zeiten und Sitten, Sachzwänge und die Erfordernisse eines gehobenen Lebensstandards ins Feld führen – «also sind wir in die gwonheit kan und könnend nit mer darvon lan» – fruchten nichts. Die Alten bleiben bei ihrer Verurteilung der neuen Lebenssitten. Auch wenn im Stück die Diskussion offenbleibt, ist die Botschaft überdeutlich: Ganz offensichtlich stellen die Alten Eidgenossen, die «antiqui rustici», den normativen Bezugspunkt dar, von dem die «moderni Helvetii» abgewichen sind. Und nur eines könnte helfen, nur eines gewänne Gottes Wohlwollen wieder zurück: die Rückkehr zum schlichten alteidgenössischen Wesen. In dieser letzten Szene des Spiels wird erstmals etwas faßbar, was man den Konflikt zwischen Traditionsbewußtsein und Zeitgeist nennen könnte. Der Ausgang dieses Konfliktes bleibt aber bemerkenswerterweise offen. Der Alte Eidgenosse kann den Jungen nur auf die Wege entlassen, die dieser in einer neuen Welt suchen muß, und er tut das, indem er ihn Gottes Schirm empfiehlt. Wir aber begleiten ihn in seine Zukunft hinein und fragen, wie er mit diesem Traditionsbewußtsein, dessen Hauptakzente wir nun kennen, gelebt hat.

Das Erzählen vom Tell

Bevor wir aber dem munteren Treiben auf der Brücke der nationalen Identität weiter folgen, halten wir noch einmal inne. Denn unüberschaubar haben sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts Gestalten aus dem Bild von den Alten Eidgenossen hervorzuhoben begonnen, die uns wohlvertraut sind: Tell, Stauffacher und seine treffliche Frau, Walter Fürst, Melchtal und all die andern. Auch wenn wir das durch die Zeiten hindurch immer wieder neue Erzählen von Tell nicht darstellen wollen, ist zumindest hier am Ausgang des 15. Jahrhunderts der Augenblick gegeben, wo wir uns auf ihn einlassen dürfen und müssen. Mit Tells Befreiungstat, mit dem Rütlichschwur und dem Burgenbruch, kurz mit der Befreiungsgeschichte stoßen wir auf ein Kernelement der historisch orientierten Selbstschau der Schweizer; eine Geschichte, die zu allen Zeiten so faszinierend und beliebt wie irritierend gewesen ist und dieses auch in Zukunft bleiben wird¹².

Von allem Anfang an sei hier klargestellt, was eigentlich selbstverständlich sein sollte, in jüngerer Zeit aber oft vergessen wurde¹³: Wir dürfen die Berichte zur Befreiungstradition nur so zur Kenntnis nehmen, wie sie uns in den Quellen überliefert sind. Der Historiker kann nicht anders; er hat von Tell, dem Urner Freiheitshelden, und seinem Meisterschuß, vom Rütlichschwur, von den Burgenbrüchen mit allen Einzelheiten, so wie sie uns erzählt sind, auszugehen. Er kann sie nicht durch Vermutungen und nachgedrungen unheweisbare Erklärungsversuche ersetzen. So kann unsere Frage nur lauten: Wie haben wir dieses Erzählen von Tell und von der Befreiung zu verstehen?

Die einfachste Erklärung wäre natürlich, daß diese Ereignisse tatsächlich so, wie sie erzählt werden, stattgefunden haben. Kann die Diskussion um die Historizität beim anderen großen Helden der frühen Schweizergeschichte, Arnold Winkelried in der Schlacht bei Sempach, noch geführt werden¹⁴, da immerhin zeitgenössische Quellen vorliegen, die vom Ereignis selbst berichten, so ist die Lage bei der Befreiungsgeschichte ungleich schwieriger: Die Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts schweigen sich über Tell, den Rütlichschwur und die Burgenbrüche vollkommen aus. Der Historiker findet weder Beweise für noch solche gegen Tells Existenz. Die Tatsache, daß es sich bei der «Tellentat» um ein altes, weitverbreitetes, geradezu archetypisches Motiv handelt, ist an sich beachtlich und spricht nicht gerade für die Historizität der Erzählung vom Meisterschuß in Altdorf. So ist denn schon postuliert worden, daß Geßler die ihm bekannte nordische Geschichte mit Tell nachinszeniert habe¹⁵. Das Beispiel zeigt, zu

welchen Konstruktionen die Versuche, Tell als geschichtlich zu erweisen, Zuflucht nehmen müssen. Es hat denn auch noch keiner überzeugt¹⁶.

Die Geschichte von den Burgen, die da in einer vereinbarten Aktion zerstört worden sein sollen, liegt hingegen im Bereich der historischen Kritik: Hier hat die Archäologie – wie oben nachzulesen ist¹⁷ – den Nachweis erbracht, daß diese Burgen zu sehr verschiedenen Zeiten und über eine Zeitspanne von zweihundert Jahren hinweg aufgegeben worden sind und mit den Habsburgern kaum etwas zu tun haben. Schließlich ist ja bekannt, daß die Befreiungsgeschichte erst über hundert Jahre nach den von ihr überlieferten Ereignissen aufgezeichnet worden ist. Unter diesen Umständen kam dem Argument der mündlichen Tradition eine entscheidende Bedeutung zu. Dabei ging man davon aus, daß die mündliche Überlieferung in einer nahezu schriftlosen, auf das Gedächtnis angewiesenen Zeit über Jahrhunderte hinweg tatsachengetreu und unverändert von den Geschmitten berichtet habe. Allein diese kaum hinterfragte Annahme ist von der Forschung, die sich speziell mit der mündlichen Überlieferung befaßt, schon seit einiger Zeit fallengelassen worden und muß beim erreichten Wissensstand als überholt gelten¹⁸.

Wenn aber die historische Kritik, wo immer sie ansetzen kann, erweist, daß die Geschichte so, wie sie erzählt wird, nicht geschehen sein kann, dann muß sich doch die Frage stellen, warum

¹² Die reiche Literatur zum Thema kann hier begrifflicher Weise nicht aufgelistet werden. Vgl. die Forschungsgeschichte bei WENZ, Buch, S. XI, XLVIII; Verfasserlexikon, Die deutsche Literatur des Mittelalters, Bd. 1, Berlin 1977, Sp. 1262–1267. – Zur Wirkungsgeschichte: STOLZA, Tell; BERGNER, Tell; WINDISCH/CORNU, Tell.

¹³ Vgl. die Auseinandersetzungen um Winkelried im Jubiläumsjahr 1986. Dazu: MARCHAL, Guy P., Die Schlacht bei Sempach, Arnold Winkelried und wir, in: Sempacher Schlachthundert. Offizielle Festzeitung 1986, S. 2; MARCHAL, Guy P., «Historische Forschung ist strapaziös», in: Sempacher Schlachthundert. Offizielle Festzeitung 1988, S. 7; ZIMMELIN, Jörg, Dankbar und wachsam!, in: Sempacher Schlachthundert. Offizielle Festzeitung 1988, S. 7. – Vgl. allerdings die Umdeutung Winkelrieds zu einem real existierenden Selbstmörder bei MEYER BRUNO, Sempach und Winkelried, Weinfelden 1989. – Weitere Hinweise: MARCHAL, Approches, S. 3f. Zu Tell vgl. die Uninterpretation bei BERGNER, Tell, besond. S. 430.

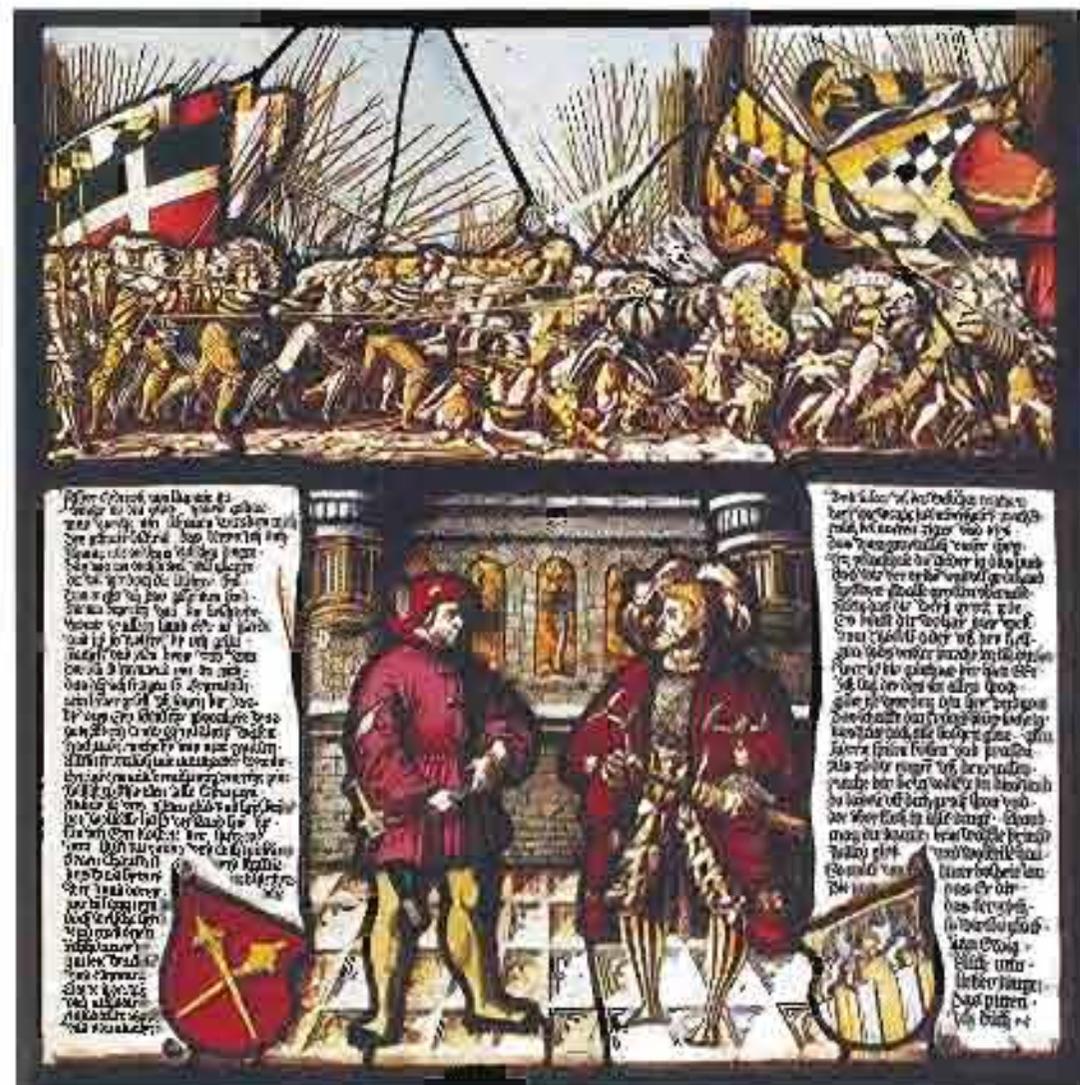
¹⁴ MARCHAL, Schlacht.

¹⁵ MEYER, Buch, S. 135ff.

¹⁶ Vgl. MEYER, Befreiungstradition, MEYER, Buch (1959, 1962, 1983). – Ferner, völlig inkonsequent: SCHÄFER, Tell.

¹⁷ MEYER, Burgenbau. – Vgl. auch den Beitrag von Werner Meyer in diesem Werk.

¹⁸ Statt der zahlreichen Literatur: Vergleichende Sagenforschung, Hrsg. Leonhard Fetzold, Darmstadt 1959 (Wege der Forschung 157), von USHER-STERNBERG, Vergangenheit (mit Literatur). Vgl. auch unten Anm. 16 und 17.



116 Der Alte und der Junge Eidgenosse.*
Glasscheibe von Niklaus Manuel und Hans Funk,
um 1532, eventuell 1539/
1540? Historisches
Museum Bern.

man denn von den Anfängen so und nicht anders erzählt hat. Das ist die eigentliche Frage in diesem Zusammenhang. Wer sie beantworten will, hat von der Tatsache auszugehen, daß die Tradition von der Befreiung der Waldstätte am Ende des 15. Jahrhunderts voll ausgebildet vorliegt, also in einer mittelalterlichen Gesellschaft sich herausgebildet hat. Oder anders gesagt: Die Erzählungen vom nächtlichen Schwur der bedrückten Landleute auf dem Rütli, von der Vertreibung der habsburgischen Vögte und von Tells Befreiungstat sind in jener Gesellschaft

herangewachsen, deren Vorstellungen von der eigenen Sonderentwicklung wir oben kennen gelernt haben. Und so kann die Frage genauer gestellt werden: Welcher Stellenwert, welche Aussagekraft kam der Befreiungstradition im Rahmen solcher allgemeinen geschichtlichen Vorstellungen zu?

Bevor wir zur inhaltlichen Deutung schreiten, ist eine quellenkritische Klarstellung unumgänglich. Bekanntlich tritt uns die Befreiungstradition voll ausgebildet erstmals im Weissen Buch von Sarnen von 1472 entgegen. Mag der Verfasser dieses Buches auch aus einer älteren Vorlage abgeschrieben haben, so geht der Inhalt jedenfalls – die Forschung ist sich hier einig – auf eine alte mündliche Überlieferung zurück. Steht das fest, dann gilt es unter Beizug der Ergebnisse der Sagen- und Erzählforschung den Charakter der mündlichen Überlieferung zu bestimmen. Als Wesenszüge mündlicher Überlieferung gelten die lockere Form und der lockere Inhalt, «die um einen festen Kern oszillieren». Eine Geschichte wird – zumindest im abendländischen Kulturkreis – nicht starr und

* Bildinterpretation: Beim Aufbau dieser Allianzzwappenscheibe verwendete Hans Funk die traditionelle Formel, indem er die sonst üblichen Bannerträger durch einen alten und einen jungen Eidgenossen ersetzte und sie einen damals hochaktuellen innenpolitischen Dialog führen ließ. Die Vermittlung der Botschaft gelang ihm durch die Einführung dreier semantischer Ebenen (ein in der Folge häufig übernommenes Schema): Er zeigte die Interpreten, eben den Alten und den Jungen Eidgenossen, das zu Interpretierende, nämlich die Schlacht bei Novara von 1513, und in Schriftfeldern die eigentliche Interpretation, die der Gewissensfrage nach dem Wesen der Eidgenossen nachgeht.

unverändert überliefert, sondern sie wird im Erzählakt immer wieder neu geschaffen. Der Erzähler, und zwar auch jener, der bloß das Vergangene heraufbeschwören will, ist sich dessen aber nicht bewußt. Er will nicht künstlerisch schaffen, sondern die «Wahrheit» erzählen. Jedoch – aus der Erzählsituation, aus den aktuellen Zeitumständen heraus, vom sozialen Umfeld und von der Bewußtseinslage her verändert sich sein Erzählen. Dabei kann alles variieren – bis auf einen festen Kern, den man aber keinesfalls bloß als «historischen Kern» verstehen darf, sondern sich vielmehr als die zentrale Botschaft zu denken hat, die, indem sie den hier und jetzt erreichten Zustand historisch erklären will, in Bezug zum Leben und zum Selbstverständnis einer Gemeinschaft steht.

Die Erzählforschung versucht zu ergründen, wie dieses Ineinanderspielen von Konstanz und Variation vonstatten geht. Die Conduit-Theorie bietet eine ansprechende, experimentell erprobte Erklärung an, indem sie die inhaltliche Konstanz auf eine Überlieferungskette von mentalitätsmäßig gleich strukturierten Individuen zurückführt. Sobald aber ein Individuum von anderer Mentalitätsstruktur das Erzählgut übernimmt, stellen sich sofort, je nach den neuen Assoziationen, die sich für diesen Erzähler aus dem Stoff ergeben, Veränderungen ein. Diese von den Überlieferungsträgern ausgehende Theorie wird ergänzt durch jene der Affinität, die sich mit dem Erzählgut selbst befaßt und erklärt, wie sich aufgrund ähnlicher Strukturen die Erzählmotive gegenseitig beeinflussen und organisch zu neuen Erzählkomplexen zusammenketten können¹⁶. All dies geschieht unbewußt. Eine Selbstkorrektur durch die Gemeinschaft, in der die Erzählung lebt, findet nicht statt; denn auch sie wird durch das aktuelle Zeiterlebnis geprägt: Sofern der Kern nicht als verletzt oder verfälscht empfunden wird, kann nicht mehr Verstandenes abgestoßen und Neues, welches die Botschaft zu verdeutlichen scheint, mühelos in eine laufende Überlieferung aufgenommen werden. Für den Erzähler wie für die Hörergemeinschaft besteht dabei überhaupt kein Zweifel, daß sie es mit dem «mos maiorum», mit uralter Geschichte zu tun haben, auch wenn es sich – objektiv betrachtet – um noch junges Erzählgut handelt. Diese Beobachtung der Ethnologen ist auch für das Mittelalter und für die Innerschweiz quellenmäßig belegbar, und zwar gerade dort, wo die Erzähler nichts als die Wahrheit berichten wollen, nämlich bei eidesstattlichen Aussagen vor Gericht¹⁷. Das alles führt zur Feststellung, daß es nicht eine unveränderbare und allein richtige, eben «die» mündliche Überlieferung gibt, sondern je nach Intensität des Erzählens einen mehr oder weniger großen Variantenreichtum.

Steht es aber um die mündliche Überlieferung so – und nichts spricht dafür, daß es in der Innerschweiz anders wäre –, so ergibt sich für die Chronik des Weißen Buches zunächst die grundsätzliche Feststellung, daß es sich hier nicht um den unverändert überlieferten und «wahren» Bericht vom tatsächlich Geschehen handelt. Sie ist auch nicht die einzig mögliche Gründungsüberlieferung. Was hier aufgezeichnet wurde, ist lediglich eine Überlieferung, und zwar in der Form, die ihr zur Zeit und am Ort der schriftlichen Fixierung zugewachsen war¹⁸. Nur sie kennen wir.

Diese Erkenntnis öffnet einen neuen Weg und befreit uns aus der Sackgasse einer sterilen Textkritik, die am entscheidenden Punkt – nämlich im Bereich der Mündlichkeit – nicht greifen kann. Sie ermöglicht es, die Befreiungsgeschichte als Zeugnis einer lebendigen mündlichen Tradition zu erfassen und die auftretenden Motive im Umfeld aller bekannten Überlieferungen zu betrachten. Gerade am Beispiel der Innerschweiz läßt sich nun erkennen, wie variantenreich solche Überlieferungen waren, wenn wir uns die verschiedenen Herkunftssagen und vor allem die Fahnenlegenden mit ihren verschiedenen Kombinationen vergegenwärtigen. Hierbei läßt sich geradezu von einem regen, bisweilen auch vor Gericht geführten Wettstreit um das ehrenvollere Feldzeichen sprechen, ausgetragen im Bereich der historischen Vorstellungen¹⁹.

Auch die Befreiungstradition läßt uns schwer erkennen, daß sie das Ergebnis einer lebendigen Überlieferung ist, denn es sind offensichtlich verschiedenste Elemente in sie eingeflossen. Das in der Tellentat ausgeformte Meisterschützenmotiv ist – wie man schon längst weiß – fester Bestandteil einer weitverbreiteten und schon im Hochmittelalter belegten Sage²⁰. Der Tellensprung läßt sich zwanglos im Zusammen-

¹⁶ DEGH Linda, Conduit-Theorie, in: EdM 3, Sp. 124–126; LÜTHY Max, Assoziation, in: EdM 1, Sp. 910–912; VOIGT Vilmos, Affinität, in: EdM 1, Sp. 154ff.; Sagenerzähler und Sagensammler der Schweiz. Studien zur Produktion volkstümlicher Geschichte und Geschichten vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert, Hrg. Rudolf Schenda, Bern 1988.

¹⁷ Dazu: MARCHAL Guy P., Das Meisterli von Emmenbrücke oder: Vom Aussagewert mündlicher Überlieferung. Eine Fallstudie zum Problem Wilhelm Tell, in: SZG 23, 1984, S. 521–539; MARCHAL Guy P., Memoria, Fama, Mos Maiorum. Vergangenheit in mündlicher Überlieferung im Mittelalter, unter besonderer Berücksichtigung der Zeugenaussage in Arezzo von 1170/80, in: VON UNGERN-STERNBERG, Vergangenheit, S. 289 bis 320.

¹⁸ Vgl. hierzu GRAUS František, Diskussionsbeitrag, in: VON UNGERN-STERNBERG, Vergangenheit, S. 325–327.

¹⁹ MARCHAL, Schweden, S. 40–63.

²⁰ DE BOOR Heinrich, Die nordischen, englischen und deutschen Darstellungen des Apfelschußmotives, in: QW 3/1, S. 1–53; GRAUS, Vergangenheit, S. 61–72.

hang mit dem vielfach auftretenden Erzählmotiv des «Freiheitssturms» sehen, ein Motiv, das sich an zahlreichen topographisch auffallenden Vorsprüngen lokalisiert hat, wo Jungfrauen, Hirsche, Grafen oder auch Pfaffen durch einen wundersamen Sprung ihren Verfolgern entronnen sein sollen²¹. Neben diesen weitverbreiteten Erzählmotiven lassen sich auch solche erkennen, die aus dem Erzählgut der einzelnen Innerschweizer Länder in die Befreiungstradition eingeflossen sind: Es sind die Herkunftssagen, welche dann allerdings ihrerseits einem uralten abendländischen Überlieferungsstrom entstammen, der die rätselhafte Vielfalt der menschlichen Sprachen und Völker zu erklären suchte. Ja, die Innerschweizer Herkunftssagen stellen eine späte und in ihrer Art einzigartige volkstümliche Rezeption dieses Vorstellungskomplexes dar²². Schließlich finden sich in der Befreiungstradition auch verschiedene Lokal-

²¹ RÖHRICH Lutz, Orale Tradition als historische Quelle. Einige Gedanken zur deutschsprachigen mündlichen Volkserzählung, in: VON UNGERN-STERNBERG, Vergangenheit, S. 79–99, besonders S. 97f.

²² BORST Arno, Der Turmbau zu Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker, Stuttgart 1957–1963; MARCHAL, Schweden, S. 64–84.

²³ Beispiele ohne jegliche Vollständigkeit: Ochsenmotiv (Melchtal): JECKLIN Dietrich, Volkstümliches aus Graubünden, Bd. 2, Chur 1916, S. 65, 218, 237; BÜCHLI Arnold, Sagen aus Graubünden, Teil 2, Aarau/Leipzig 1935, S. 66; KUONI Jakob, Sagen des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1903, S. 197, 448; GLÄTTLI Konrad Werner, Zürcher Sagen, Zürich 1959, S. 46, 77; MÜLLER Kuno, Luzerner Sagen, Luzern 1942, Nrn. 294, 295 (betr. Pferde). – Motiv «Vergehen an einheimischen Töchtern und Frauen» (Lowerz, Wolfenschießen): JECKLIN (wie oben), S. 80, 129, 179, 239, 376; BÜCHLI Arnold, Sagen aus Graubünden, Teil 1, Aarau/Leipzig 1933, S. 163; Teil 2, Aarau/Leipzig 1935, S. 60, 62, 66; KUONI (wie oben), Nr. 184, 417, 422; MÜLLER (wie oben), Nr. 413; JEGERLEHNER Johannes, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis. Mit vergleichendem Anhang und Register zu diesem und des Verfassers Sagen aus dem Unterwallis [1909], Basel 1913 (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 9), S. 156, Nr. 21 sowie Sachregister S. 388; PFLUGER Elisabeth, Solothurner Sagen, Solothurn 1973, Nr. 6, 13; HARTMANN Hermann, Das Berner Oberland in Sage und Geschichte, Bümpliz 1910, S. 102f.

²⁴ HEMMERLI Felix, De Nobilitate et Rusticitate Dialogus, Straßburg (Joh. Prüss) um 1500, fol. CXXX, Kap. 33 [geschrieben ca. 1450]: Zwei Brüder, deren Schwester durch den Burgherrn von Schwanau eingeschlossen und vergewaltigt worden war und sich deshalb zu Tode gestürzt hat, verschwören sich mit zehn Landsleuten zur Rache – das ist der Beginn der Eidgenossenschaft.

²⁵ 13. Jahrhundert: Scriptores rerum Danicarum, Bd. 3, Hafniae 1773, S. 182: Stedinger Bauernrevolte gegen die Herren von Lichtenberg und Lienen, die «per insolentiam plurima mala per oppressionem puellarum et mulierum agere nitebantur» (Bericht von 1305). – 14. Jahrhundert: BULST Neithard, «Jacquerie» und «Peasants' Revolt» in der französischen und englischen Chronistik, in: Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im späten Mittelalter, Hrg. Hans Patze, Sigmaringen 1987 (Vorträge und Forschungen 31), S. 803ff. und 810.

sagen: Es sind die Berichte von den einzelnen Burgenbrüchen. In diesen Erzählungen von den bösen Vögten, die den Bauern die Ochsen rauben, sich an ihre Frauen «heranmachen» und ihre Töchter mißbrauchen, tritt uns nichts anderes entgegen als ein ätiologischer, das heißt erklärender Sagentyp, der sich mit vielen Burgruinen verbunden hat und erläutert, warum hier eine Ruine und nicht mehr eine intakte Burg steht. Ähnliche Geschichten von willkürlichen Burgherren und deren Untaten treten uns aus vielen regionalen Sagensammlungen auch außerhalb der Schweiz entgegen und sind nicht nur auf die Burgen der Befreiungstradition beschränkt²³. Gerade die früheste ausführliche Erzählung eines solchen Burgenbruchs aus dem Bereich der Gründungsüberlieferung, jene von Lowerz, trägt unverkennbare Züge einer solchen Lokalsage²⁴.

Daß dieses Konglomerat verschiedener Überlieferungen oder Erzählungen möglich war, überrascht vom Standpunkt der Sagen- und Erzählforschung wenig. Erstaunlich ist vielmehr, daß sich die verschiedenen Elemente in der uns überlieferten Ausgestaltung zwanglos zu einer kohärenten und folgerichtigen Geschichtstradition zusammengefügt haben, die alle drei Waldstätten vereint und die einzelnen Episoden auf die neue Staatsbildung hinführt. Wie dieses Konglomerat im einzelnen zustande kam, läßt sich naturgemäß nicht erhellen. Aber es läßt sich sehr wohl überlegen, warum es dazu kam und welches seine Aussage für die damaligen Erzähler und Hörer war.

Im Zusammenhang mit der geschichtlichen Vorstellungswelt der Zeitgenossen von damals betrachtet, läßt das Erzählen von den innerschweizerischen Landleuten sowie den herrschaftlichen Vögten uns schwer den ständeideologischen Gegensatz zwischen Adel und Bauernstand erkennen. Doch hat er nun eine szenisch gestaltete und nachvollziehbare Dramatik gefunden. Das allgemein gehaltene Argument von der Verletzung der Standespflicht durch den Adel wurde in den Erzählungen von den so greulichen Willkürakten der einzelnen Vögte lebendig vergegenwärtigt. Die in den Burgenbruchsagen vorgegebenen Motive fügten sich zwanglos in den Grundgehalt dieses Vorstellungsmusters ein. In diesem Zusammenhang ist bedenkenwert, daß diese Motive zum Allgemeingut volkstümlicher Adelskritik gehört zu haben scheinen. In den bäuerlichen Revolten des 13. Jahrhunderts wie in den großen Bauernaufständen des 14. Jahrhunderts in Frankreich und England gehört die Belästigung der Frauen durch den Adel geradezu stereotyp zu den Vorwürfen, die von den Bauern vorgebracht werden, obwohl sie sich in Wirklichkeit aus ganz anderen Gründen erhoben haben²⁵.

Im übrigen ist die große Mehrzahl der überall an Burgruinen lokalisierten Sagen an sich schon so sehr Ausdruck latenter Herrschaftskritik, daß man sie auch schon als «antifeudale Sagen» bezeichnen konnte²⁶.

zum Zerreißen mit Spannung geladenen Kulminationspunkt. Hierin liegt die emotionale Wirkungskraft dieser Szene für das ständeideologisch geprägte Selbstverständnis der damaligen Zeitgenossen.



117 Patengedächtnis der Eidgenossenschaft an die Tochter des französischen Königs.* Silbermedaille von Jakob Stampfer, 1547/48. Historisches Museum Basel.

Die besondere, durch Geßler dem Tell auferlegte Prüfung, das Leben seines meistgeliebten Sohnes aufs Spiel zu setzen – denn darum handelt es sich –, gehört zu allen Zeiten zu den unverständlichsten Willkürakten, die sich die menschliche Gesellschaft ausdenken kann. Im Tellenlied wie im Tellenpiel wird das durch Tells tiefe Erschütterung überdeutlich²⁷. Man ist versucht, geradezu von einer archetypischen Situation zu sprechen. In der jüdisch-christlichen Tradition ist es die Situation Abrahams, der seinen einzigen Sohn opfern soll. Aber selbst der Allmächtige verzichtet auf ein solches Opfer, sendet seinen Einhalt gebietenden Engel, würdigt Abrahams Gehorsam als Zeichen besonderer Gottesfurcht und belohnt ihn durch ein außerordentliches Versprechen. Und aus dem gleichen Gedankengang heraus wird später Jesus in seinem Gespräch mit Nikodemus das Opfer des einzigen Gottessohnes als höchsten Beweis für die Liebe Gottes interpretieren: «So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab» (Joh 3,16). Zumindest der Gott der jüdisch-christlichen Offenbarung verzichtet darauf, dem Menschen dieses Opfer abzuverlangen, nimmt es sogar selber auf sich. Geßler aber verlangt beinahe gleiches und bleibt hart. Die in der Apfelschußsage angelegte Konfrontation zwischen Geßler und Tell führt so die Auseinandersetzung zwischen Bauern und willkürlichem Adel zu ihrem bis

Folgerichtig erscheinen sowohl die ersten Bundesstifter wie auch der Tell als individualisierte und personifizierte Vergegenwärtigungen der Identifikationsfigur jener Zeit: des einfachen, frommen Bauern. Und wenn wir bei Stauffacher und Fürst auch schon eine gewisse Vornehmheit bemerken können, so entspringt diese offensichtlich jener Tugend, welche die «frummen, edlen puren» nun für sich beanspruchen. Mit Gottes Hilfe schütteln die Talleute die drastisch geschilderte Willkürherrschaft ab und sind gerechtfertigt, wenn sie nun ihr Geschick selber in die Hand nehmen und an die Stelle des

²⁶ URDA-SCHNEIDEWIND Gerda, Herr und Knecht. Antifeudale Sagen aus Mecklenburg, Berlin 1960.

²⁷ QW 3/2, S. 37 (Tellenlied, Druck von 1545), S. 82.

* Bildinterpretation: Als der französische König Heinrich II. den Eidgenossen die Patenschaft für seine Tochter, Prinzessin Claudia, anbot, kam es 1547 zu dieser Darstellung der Bundesgenossen auf einer einzigen Medaille. Auf der Vorderseite sind die Wappen der 13 Orte konzentrisch angebracht; in der Mitte werden sie von der Hand Gottes an einem Wolkenband, verziert mit königlichen liliengeschmückten Schlingen, gehalten. Die Rückseite zeigt in dünne Ruten eingeflochten die Wappen der sieben zugewandten Orte. Im Zentrum halten zwei Engel ein großes (Schweizer-)Kreuz, interpretierbar als ein Zeichen des besonderen Schutzes durch Gott: «Wenn Gott mit uns, wer gegen uns?» In diesem Beispiel eidgenössischer Selbstdarstellung ist es dem Medailleur Jakob Stampfer optimal gelungen, die beiden Werte «Einigheit» und «Gottesschutz» optisch aufeinander zu beziehen.

Adels treten. Die Burgenbrüche bleiben daher nicht im historisch Unverbindlichen stehen wie so viele Lokalsagen; sie leiten einen endgültigen Umsturz ein und stehen am Anfang eines neuen Gemeinwesens: «So schlossen die Länder sich zum Bund zusammen und erwehrt sich der Herren» – und mit dieser Überleitung setzt im Weißen Buch die Geschichte der eidgenössischen Bünde ein. Folgerichtig endet auch die Tellengeschichte in bemerkenswerter Abweichung von den nahverwandten «Ächtersagen» nicht in der Aussöhnung mit dem Herrn, sondern im tödlichen Bruch²⁸.

Wenn wir jetzt die Frage zu beantworten versuchen, warum es zu diesem bemerkenswerten Konglomerat verschiedenster Erzählmotive und Sagen in der Befreiungstradition gekommen ist, so ist in erster Linie auf den Einklang dieses ganzen Erzählkomplexes mit dem allgemeinen Selbstverständnis der Eidgenossen im 15. Jahrhundert hinzuweisen. Diese Übereinstimmung ließ die verschiedenen alten und neukursierenden Geschichten, die unter ganz unterschiedlichen Umständen entstanden waren, als wahr erscheinen. Und da auch die zentrale Vorstellung von der Befreiung der Urschweiz von ihrer Adelherrschaft diesem Selbstverständnis innig entsprach, wurde sie zu einem Kristallisationskern, der nach dem Gesetz der Affinität die verschiedenen Geschichten und Überlieferungen an sich zog. Sie erschienen als «glaubhafte» Berichte vom Geschehenen, wurden in eine Gesamtentwicklung eingebettet und wuchsen zur Befreiungstradition zusammen, die als stimmig empfunden wurde: Denn sie konkretisierte nacherlebbar die gängige Vorstellung vom eigenen Anfang, als der Bauer an die Stelle des Adels trat.

Da in der mündlichen Überlieferung aus der jeweiligen Aktualitätserfahrung heraus die Geschichte immer wieder neu erzählt und interpretiert wird, sind in das spätere Erzählen vom Anfang der Eidgenossenschaft offensichtlich neue Einzelheiten eingeflossen, die nicht zum ursprünglichen Erzählgut gehörten, aber die Grundaussagen wirkungsvoll verdeutlichten. In diesen Zusammenhang gehört der Umstand, daß die Befreiungstradition bekanntlich nicht vom Adel schlechthin handelt, sondern von habsburgischen Vögten. Auch diese politische

²⁸ GRAUS, Vergangenheit, S. 67.

²⁹ STETTLER, Sempacher Brief; STETTLER Bernhard, Landfriedenswahrung in schwieriger Zeit – Zürichs äußere Politik zu Beginn des 15. Jahrhunderts, in: SZG 38, 1988, S. 45–61; TSCHUDI, Chronicon 7, S. 11–128; auch MARCHAL, Sempach, S. 221–225; KOLLER Heinrich, Die Schlacht bei Sempach im Bewußtsein Österreichs, in: JHGL 4, 1986, S. 48–60.

³⁰ Der Vorgang läßt sich quellenmäßig gut verfolgen beim Traditionskomplex der Schlacht bei Sempach: MARCHAL, Winkelried, S. 71–111.

Zuweisung des Adelsstandes wird man sachgerechter erfassen, wenn man nicht danach fragt, ob sie faktisch für die Zeit um 1300 in der Inner- und Außerschweiz zutrifft, sondern sie als Ausdruck der aktuellen Zeiterfahrung wertet. Die Auseinandersetzung mit Österreich ist gerade im propagandistischen Bereich im 15. Jahrhundert besonders lebhaft geführt worden. Daß in der Befreiungsgeschichte altbekannte, aber eben auch in der Aktualität, also im 15. Jahrhundert, im österreichischen Einflußbereich immer noch aktive Geschlechter wie die Geßler und Landenberg genannt werden, ist ebenso Teil der Prägung durch die Zeitumstände wie die anachronistische Erwähnung der Gräfin von Tirol. Die antiösterreichische Komponente gehört ja wesentlich zum eidgenössischen Selbstverständnis des 15. Jahrhunderts, und zwar umso mehr, als die österreichische Position damals noch beachtlicher war, als man anzunehmen geneigt ist²⁹. Gerade die Auseinandersetzung mit Österreich hat entscheidend zur bewußtseinsmäßigen Ausgrenzung und zur Stärkung eines Gemeinschaftsgefühls der Eidgenossen beigetragen. In diesem Zusammenhang wurden vorhandene geschichtliche Meinungen zu eigentlichen Geschichtsbildern auskristallisiert, also zum Beispiel in der Befreiungstradition³⁰.

Suchen wir die Funktion der Befreiungstradition für die Zeitgenossen des 15. Jahrhunderts zu würdigen, so ist auf die integrative Wirkung hinzuweisen, welche die Gründungstradition rasch für die gesamte Eidgenossenschaft erreichte. Gewiß hat sich hier der Umstand ausgewirkt, daß diese Tradition Eingang in die erste gedruckte Schweizerchronik, jene Petermann Etterlins, fand. Noch höher aber wird für die allgemeine Verbreitung ihre Grundaussage zu veranschlagen sein: Sie verdichtete eine langwierige historische Entwicklung auf einen entscheidenden Zeitpunkt, reduzierte die in Wirklichkeit sehr komplexen Abläufe auf den einfachen Dualismus Bauer–Adel, der das eidgenössische Geschichtsbewußtsein prägte, und brachte alles in einen einleuchtenden – «glaubhaften» – und dramatisch gestalteten Handlungsablauf. Damit gab sie eine überaus lebensvolle und klare Vorstellung vom Anfang des eidgenössischen Gemeinwesens. Sie übertraf die vorhandenen unbestimmten Ansichten; ja sie verlieh der Rechtfertigung der eigenen Sonderentwicklung, die jenen innewohnte, eine konkrete, nachvollziehbare und so als «historisch» empfundene Begründung. Schließlich stellt – was leicht übersehen wird – die Konzeption eines Anfangs eine beachtenswerte Tatsache dar: Sie ist an sich schon eine Deutung, die der Geschichte eine zwingende Finalität, eine klare Zielstrebigkeit hin auf die Gegenwartsituation unterstellt. Eine solche Deutung wird

im Grunde erst möglich, wenn sich eine Gemeinschaft ihrer Besonderheit innerhalb eines gegebenen Umfeldes bewußtgeworden ist und diese als dauerhaft und gültig empfinden kann. Dieses Innwerden der eigenen Staatlichkeit ist offenbar im 15. Jahrhundert möglich geworden. Das mag selbstverständlich klingen. Doch sei daran erinnert, daß dieses durch die Befreiungstradition bezeugte Selbstverständnis sich in einer Zeit ausbildete, in der die Eidgenossenschaft in Wirklichkeit die größten inneren Zerreißproben und Gefährdungen durchzustehen hatte, namentlich im Alten Zürichkrieg und in jenem selbstzerstörerischen Zwiespalt, der erst in extremis durch das Stanser Verkommnis von 1481 behoben werden konnte. Das waren, neben den das Bundessystem immer belastenden

«In die Fußstapfen der Vorfahren treten»: Von der Reformation bis zur Aufklärung

Während der nun folgenden zwei Jahrhunderte scheint das «muntere Treiben» auf der Brücke der nationalen Identität fast von einer stereotyp gleichbleibenden Atmosphäre bestimmt zu sein, die uns veranlaßt, die Zeit vom 16. bis ins 18. Jahrhundert in einem Zuge zu durchmessen. Die Auseinandersetzung mit den auswärtigen Gegenspielern wird nicht mehr mit dem gleichen Öffentlichkeitsgrad geführt: Vor allem gelehrte Kreise, Staatstheoretiker, Juristen und in gewissem Maße Historiker, haben sich hierbei engagiert¹. Josias Simlers immer wieder neu aufgelegte und ins Deutsche übersetzte Staatschrift «De re publica Helvetiorum», die einen knappen Überblick über die Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft und ihrer Institutionen bot, hat besonders in diesen Kreisen gewirkt². Eine breite, auch gefühlsmäßige Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit hat dagegen vor allem im Innern in jenem Zwiegespräch stattgefunden, dem wir am Ausgang des Mittelalters bereits begegnet sind. Dabei treten zwei grundlegende Zeiterfahrungen in den Vordergrund: Zunächst ist es die konfessionelle Zwiétracht in der Eidgenossenschaft. Sie drückt sich in der Krise des Bundessystems aus, nicht nur darin, daß die alten Bünde zwischen den konfessionellen Blöcken nicht mehr erneuert werden und diese sich nun häufig in getrennten Tagsatzungen versammeln, sondern auch darin, daß sich hüben und drüben Schutzbünde bilden, daß unter konfes-

Interessenkonflikten, Krisen von einem Ausmaß, wie es sich der Zeitgenosse des «Schweizerischen Bundesstaates» gar nicht mehr vorstellen kann. Wenn wir überhaupt nach einem «historischen Kern» fragen wollen, so wäre dieser in den bewußtseinsmäßigen Integrationsvorgängen des 15. Jahrhunderts zu orten. Seit Ende des 15. Jahrhunderts haben die Geschichten von der Befreiung der Waldstätte und von Wilhelm Tell, so, wie sie uns überliefert sind, integrale Bestandteile des spätmittelalterlichen Geschichtsbewußtseins gebildet und bis heute das Selbstverständnis von Generationen mitgeprägt. Und so werden wir ihnen im munteren Treiben auf der Brücke der nationalen Identität, dem wir nun weiter folgen wollen, beiläufig noch wiederholt begegnen.

sionellen Vorzeichen gesonderte Beziehungen zu ausländischen Mächten gepflegt werden, daß es schließlich sogar zu bewaffneten Auseinandersetzungen kommt. Jedes dieser drei Jahrhunderte hat seinen konfessionell motivierten Bürgerkrieg erlebt. Der konfessionelle Zwiespalt wurde zusätzlich noch durch wirtschaftliche und soziale Unterschiede zwischen den katholischen, vorwiegend ländlichen Orten und den reformierten Städteorten überlagert und verschärft. Damit ist die zweite grundlegende Erfahrung angesprochen, die indes bereits eine ins Mittelalter zurückreichende Tradition hatte: Der schier unüberbrückbare Gegensatz zwischen der reichen Stadt, die einen sich immer mehr abschließenden Kreis regimentsfähiger Geschlechter beherbergte, und dem untertänigen Land, wo in Zeiten relativer Prosperität

¹ Vgl. hierzu MOMMSEN, Eidgenossen; MOMMSEN Karl, Auf dem Weg zur Staatssouveränität. Staatliche Grundbegriffe in Basler juristischen Doktordisputationen des 17. und 18. Jahrhunderts, Bern 1970; STADLER, Staatsbewußtsein.

² Simler-Ausgaben: SIMLER Josias, Von dem Regiment der Loblichen Eydgenossenschaft zwey Bücher [...], Zürich 1576, 1577, 1580, 1602, 1608, 1610, 1627, 1639, 1645, 1648, 1722 (1. Auflage bei Leu), 1735 (bei Leu). Lateinisch: De re publica Helvetiorum libri duo, Zürich 1576, 1577, Paris 1577, Zürich 1608, Leyden 1627, Zürich 1734, 1738. Französisch: De la république Helvétique, Genf 1576, 1577, Paris 1578, 1579, Anvers 1579, Genf 1598, 1607, 1639. Holländisch: De Republiken Switserland, Delft 1613, Amsterdam 1644. Vgl. auch: STADLER, Staatsbewußtsein; MARCHAL, Antwort, S. 778ff.

ebenfalls Führungskräfte aufstrebten und zur Aktion drängten. Auch in diesem Erfahrungsbereich ist es in der von uns ins Auge gefaßten Periode wiederholt zum bewaffneten Konflikt zwischen der Bauernschaft und der Obrigkeit gekommen³. In beiden hier skizzierten Spannungsfeldern ist mit geschichtlichen Vorstellungen von den Alten Eidgenossen argumentiert worden. Allenthalben begann man diese für die je eigene Identität zu beanspruchen, forderte man – in der Sprache der Zeit – «in die fußstapfen der Altvordern zu treten», behauptete man, dies selber zu tun, und sprach es zugleich der Gegenseite ab. Insofern ist die Identitätsvorstellung nicht mehr eindeutig und zeugt von einer bewußtseinsmäßigen Krise der Eidgenossenschaft. Das Sprechen von den Alten Eidgenossen wird, obzwar es sich immer auf die eine und wahre Tradition beruft, zwiespältig und gegensätzlich.

Neuer Adel oder guter alter Adel? Die Vorstellung vom Umbruch des christlichen ordo und das Patriziat

Zu einer schöpferischen Auseinandersetzung mit den überkommenen Vorstellungen ist es zuerst im Zusammenhang mit den Auswüchsen des Söldner- und des Pensionenwesens gekommen⁴. In seiner «Trüw und ernstlich vermanung an die frommen Eydgenossen» von 1524 nimmt ein ungenannter «Eydenosse» die Ständethematik sehr beziehungsreich wieder auf, indem er daran erinnert, wie Gott es den Vorfahren gegeben habe, sich von dem mutwilligen Adel zu befreien. Doch jetzt sehe man wieder etliche, die nicht minder «mutwillend» mit Spielen, Saufen, Hoffart und Hurerei, und man fördere wieder den «frävenen, mutwilligen adel», den doch die Vorfahren nicht mehr geduldet hätten. Die Alten hätten sich mit saurer Arbeit ernährt; doch heute suche niemand mehr redliche Arbeit, und die Güter verkämen, wiewohl das Erdreich gut sei. Die Alten hätten mit harten Strei-

³ Vgl. STADLER, Zeitalter; IMHOF, Régime; KÖRNER, Glaubensspaltung; DE CAPITANI, Beharren; PEYER, Verfassungsgeschichte, S. 139f. (hier Überblick über Bauernunruhen); MESSMER Kurt/HOPPE Peter, Luzerner Patriziat. Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Studien zur Entstehung und Entwicklung im 16. und 17. Jahrhundert, Luzern 1976 (Luzerner Historische Veröffentlichungen 5); DE CAPITANI François, Adel, Bürger und Zünfte in Bern des 15. Jahrhunderts, Bern 1982 (Schriften der Berner Burgerbibliothek 16).

⁴ Zum Folgenden: MARCHAL, Antwort, S. 778–781.

⁵ BULLINGER Heinrich, Anklag und ernstlich ermanen gottes allmächtigen zuo einer gemeinen Eydgnosschaft, Zürich 1528.

chen sich von der Herrschaft errettet, aber nun werde diese Kraft von fremden Herren weggeführt und verbraucht; «sehend, wie unglich das unseren vordren ist». Im März 1525 wurde dieser Eidgenosse in einer Predigt «Vom allten stand der Eydgnosschaft» vollends deutlich, indem er in der Eidgenossenschaft zweierlei Adel diagnostizierte, die beide noch viel mehr Schaden anrichteten, als der alte Adel je getan habe. Die Pensionsherren seien es sowie die Hauptleute, welche braver Leute Kinder gegen Geld in den Krieg schickten und in den Tod führten, selbst aber «so kostlich in syden, silber, gold und edelgestein, mitt ringen und kettinen» daherkämen – wer erinnerte sich nicht an das «ir komt so kostlich all dahar» im Spiel von den Alten und den Jungen Eidgenossen?

Auch wenn sich dieser Eidgenosse – man wird in ihm Huldreich Zwingli erkannt haben – in seinen volksnahen und leidenschaftlichen Äußerungen gegen die Verantwortlichen des ganzen Soldwesens wandte, ist die gesellschaftliche Virulenz seiner Aussagen offenkundig. Die ursprünglich ganz eindeutige Vorstellung vom Kampf der eidgenössischen Bauern gegen den Adel wurde nur noch als Vergangenheit registriert, als Gegenbild zu den Bestrebungen in der Gegenwart; sie wurde zum Argument einer politischen und sozialkritischen Parteinahme gegen die «erbarkeit».

Noch weiter in dieser Richtung holte Heinrich Bullinger 1528 in seiner «Anklag und ernstlich ermanen gottes» aus⁵. Gott selber ließ er darin sprechen und über die undankbare Eidgenossenschaft klagen, die seine Worte nicht hören wolle, obwohl er sie so treu beschirmt habe. An Israel habe er große Wunder gewirkt, es aus Ägypten ins gelobte Land geführt und gegen viele mächtige Könige verteidigt. «Nit minder hab ich mit üch verwirkt», läßt Bullinger seinen Gott sprechen und nun die Geschichte der Eidgenossen erzählen, die er ja auch in ihr Land geführt und gegen den mutwilligen Adel und die Tyrannen verteidigt habe wie ehemals Israel. In den vielen Schlachten, die in einem langen Kanon aufgezählt werden, habe er die Eidgenossen als ihr «houptman» von Sieg zu Sieg gegen mächtige und stolze Herrscher geführt. Mehr noch: Mit keinem Volk, nicht mit den Persern und Makedoniern, mit Griechen nicht und Römern, ja nicht einmal mit Israel habe er so viele und große Taten in so kurzer Zeit vollbracht, wie mit der «noch mit gar zweyhundertjährigen» Eidgenossenschaft. Er aber ernte nur Undank. Nicht seinem Wort lauschten die Eidgenossen, sie folgten «bäpstlichen, menschlichen satzungen». Nun sei der vertilgte Adel mit dem Pensionwesen wieder neu aufgekommen, ein Adel, dem es nicht um Gerechtigkeit, sondern nur ums Geld gehe und der durch seine Luxus-

sucht und seinen Maßbiss das wirtschaftliche System zerrützte und – mutwilliger noch als der alte Adel – die Lentein wirtschaftliche Leibeigenschaft dränge. Und Bullingers Gott fragt: »Wo yetrund widerumb üwere frommen vätter von toden uffstündin, wurdeul sy uch ouch in sölicher: wäsen erkennen?« Sie beschränkten die Armen, ihr aber achtet bei euren Kriegen nur aufs Geld und nicht, worum gekämpft wird. Sie kleideten sich schlicht und hatten von der Arbeit harte Hände; ihr aber tragt agantz krämmer gaden an dich und starrst die finger nit von arbeyt sonder von übermütigen ringenn«. Die Väter hatten sich aller Herren entledigt, ihr aber laufft ihnen nach »wie die hünly der gluggeren«. Die Gegenüberstellung fällt für die jungen Eidgenossen vernichtend aus. Und so ermahnt sie Gott, wieder auf den rechten Weg zurückzukehren und dem Rat von Bruder Klaus nachzuleben, den Vätern gleich, einfach und maßvoll zu sein in Trinken, Essen und Kleidung. Das alte eidgenössische Wesen sollten sie zurückgewinnen, »reformieren«. »Oligarchie« wieder durch »Demokratie« ersetzen, den »gemeinen nutzen« wieder über den Eigennutz stellen und mit dem Leben für einander entstehen. Wenn nicht, könne er auch ein grausamer Gott sein und hart strafen, wie er es bei St. Jakob an der Birs und Marignano bereits angedeutet habe.

Bemerkenswert ist, wie Bullinger die Ordnungen der neuen Zeit, nämlich die reformatorisch-theologischen wie auch die erstaunlich sachkundig das Ausbeutungssystem analysierenden ökonomischen und politischen Postulate, mit einer Identitätsvorstellung verband, die durchaus mittelalterlich geprägt war. Gerade die sehr konkret formulierte Sozialkritik hat vor dem Hintergrund der alten Ständeideologie ein besonders scharfes Profil erhalten. Der Vorstellung von der Umkehr der ständischen Ordnung wie übrigens auch dem Paulswort, das ihr antwortete, wohnte eine Tendenz zur grundsätzlichen Adels- und Herrschaftskritik inne, die jederzeit und auch unter anderen Vorzeichen aufgeweckt werden konnte. In den Predigten und Druckschriften der Reformatoren gewann sie eine für die führenden Geschlechter bedrohliche Stoßrichtung, die um so wirkungsvoller und beunruhigender war, als sie sich auf die Identitätsvorstellung von den »Alten Eidgenossen« berief.

Hier dürfte der innere Grund dafür liegen, weshalb nun in der Chronistik die Vorstellung vom Umsturz der Ständeordnung immer deutlicher verworfen wurde. Bei Johannes Stumpf spielt auch die Abwehr gegen auswärtige Anwürfe mit, wenn er sich beispielsweise dagegen verwahrte, daß die Eidgenossen Adelsverfolger und Burgenbrücher gewesen seien, und betonte, daß der Kampf nur den mutwilligen Landvögten

sowie ihren befreundeten Adeligen gegolten habe, während der gute Adel in der Eidgenossenschaft seit je anerkannt und geachtet werde. Deutet sich hier schon eine Rechtfertigung der Verbotskraft an, so tritt sie bei Ägidius Tschudi vollends zu Tage. Er sah schon zur Gründungszeit in der Innerschweiz einen einheimischen Adel wissen, »fromme redliche lantlüt«, die im Kampf gegen die willkürliche Herrschaft halfen. Nie habe man alle Adligen aus der Eidgenossenschaft vertrieben, sondern bloß jene, welche Tyrannen anzuhnten: »Die sind von den lantlütten mit hilf der andern edlen vertriben worden.« So ergab sich bei Tschudi aus dem Selbstverständnis des Patriziers heraus eine andere Sicht: Die führenden Geschlechter sind von allem Anfang an dabei gewesen und haben fortwährend an der eidgenössischen Entwicklung mitgewirkt. Kontinuität stand im Vordergrund. Die regimentsfähigen Gensalecater, das noch junge Patriziat des 16. Jahrhunderts, zu dem auch die Tschudi gehörten, suchte gegenüber einer kritischen Umwelt seine Ehrbarkeit durch ein möglichst altes Herkommen zu belegen. Die Kontinuitätsthese widersprach nicht nur den ausländischen Vorwürfen der »anarchia«, in ihr verbarg sich auch eine geschichtliche Legitimation des Patriziats.

Diese neue Sicht bedeutete aber nicht, daß die moralischen Forderungen, die sich mit dem Bild von den Alten Eidgenossen verbanden, von dieser Führungsschicht in den Wind geschlagen worden wären. Nichts zeigt das deutlicher als jene Wappenscheibe (also ausgerechnet ein schweizerischer Luxusartikel), die Hans Furrer um 1532 in Bern für ein jungvermähltes Patrizierpaar angefertigt hat und die das Thema vom Alten und Jungen Eidgenossen in Bild und Text wieder aufnahm. Freilich, der Gegensatz zwischen Adel und Bauern ist aus dem hier wiedergegebenen Zwiegespräch völlig ausgeblendet. Und wovon dem die Rede ist, was die Alten ausgerechnet hätten, jetzt aber die Jungen wieder pflanzen, wird nicht der Adel genannt, sondern – abstrakt – auf die Laster Hoffart, Gewalt und großer Übermut hingewiesen. Sonst aber bietet der Alte Eidgenosse auf die Frage des Jungen, woher sein Glück, seine Ehre und »Wohlfeiles« gekommen seien, den alten Tugendkatalog: Gottesfürchtige Freue und einfältiges Wesen, kein Hochmut, sondern mannbare Demut. Neu fügt er die Eimigkeit hinzu, und zwar in unmittelbarem Zusammenhang mit der Verachtung unrechtmäßigen Guts. Von daher seien Glück und Ehre gekommen. Die »Wohlfeiles« aber habe ihren Grund darin gehabt, daß

¹ Vgl. Schreiner Klaus, Zur wilschen Legitimation des Adels. Auszugsgeschichte und Studien 201. Kap. 1, 26–29, in: Zeitschrift für Kulturgeschichte 25, 1974, S. 317–357.

der »kosten der spezery«, welcher auf den Jungen Eidgenossen laste, weggefallen sei. Safran, Zimt und Muskat, Seide, Sammet und Damast habe man verachtet, ebenso die »welschen Spysen« und erlesenen Weine, wie überhaupt »der

ursprüngliche Gegensatz Adel – Bauer durchscheint, nachhaft wird er noch nicht gemacht, sondern das Ganze als eine aktualisierte eidgenössische Tugendlehre, als eine Art »Eidgenossenspiegel«, dargeboten, der sich gegen die in



welschen trachten; bloß von Milch, Käse, Zieger und Mus habe man sich ernährt. So unverkennbar hinter den Tugenden und Lasten der

² N. K. F. Emanuel, Deutsch. Ausstellungskatalog, Kunstausstellungen Bern, Bern 1975, S. 471–478, Nr. 303, Abb. 170.

³ Bildinterpretation: Aus der Festrede zum Eid ergab sich schon früh die Sicht, die eidgenössischen Orte durch ihre in den Ständesphären geleiteten Ghariche zu repräsentieren. Entsprechend nahe lag der Gedanke, die Ständevertreter, im vorliegenden Fall den Kreis der Tagessatzungsbeteiligten, als Bild für den großen Bund zu nutzen. Allerdings bestand dieser Kreis wegen der konfessionellen Spaltung mehr und mehr nur noch in der Vorstellung. 1585 schuf der Maler Hans Holbein der Jüngere im Rathaus des reformierten Stades Bern eine Art Historienbild von der Tagessatzung von Stans von 1481. Unter päpstlicher Aufsicht soll diese Tagessatzung die ganze Eidgenossenschaft repräsentieren. Unter den humanistischen Frühhumanisten war es übrigens seit etwa 1560 einzelnen Ständen gelungen, ihr staatliches Selbstverständnis in allegorischen Figuren zu verdrücken (als Beispiel sei hier an die Allegorie des »Barnas Brenner« für die Eidgenossenschaft als Ganzes gedacht, es jedoch noch sehr lange Zeit an einer entsprechenden Personifikation).

fremden Dilettanten erworbene welsche Sittenverderbnis wendet!

So wurden die überkommenen Vorstellungen vom geschichtlichen Werden des eidgenössischen Wesens vom Patriziat, was den faktischen Verlauf betrifft, umgebogen in eine Kontinuitätsvorstellung, die zu allen Zeiten einen guten Adel an diesem Prozeß der Eidgenossenschaft mitwirken ließ. Zugleich wurde der gerade von den Reformatoren betonte moralische Gehalt solcher überkommenen Identitätsvorstellungen übernommen und gegen eine moderne Sittenverderbnis ins Feld geführt, die man nicht mehr auf den hoffärtigen Adel, sondern auf französische, »welsche« Einflüsse zurückführte. Auf diese Weise wurde für das patrizische Selbstverständnis die beunruhigende sozialkritische Komponente der vorgegebenen Identitätsvorstellung in ein innenpolitisch gefahrloses, ja nutzbares Argument verändert, nämlich in die Abwehr fremder Einflüsse.

118 Die Darstellung des Bundesschwurs als Repräsentation für die ganze Eidgenossenschaft. Ölbild von Hans Holbein dem Jüngeren, 1585. Historisches Museum Bern.

Alle hier behandelten Äußerungen galten der gesamten und einigen Eidgenossenschaft. Hievon ging man ganz selbstverständlich auch dort aus, wo das Aufkommen eines neuen Adels geißelt wurde. Es gibt für dieses Verständnis der «Alten Eidgenossen» als ein allen gemeinsames Erbgut wohl kein sprechenderes Zeugnis als die unermüdlichen Bemühungen des Zürcher Antistes Heinrich Bullinger, der sich in einer Zeit größter gegenseitiger Entfremdung – nach dem Waffengang von Kappel – mit der Klärung der Schlacht bei Sempach befaßte, die damals immer mehr als eine nur die katholische Inner-schweiz berührende Angelegenheit betrachtet wurde⁸. Mit diesem letzten Hinweis sind bereits die konfessionellen Gegensätze angesprochen, die den Blick auf das Gemeinsame trübten.

Wem gehören die Alten Eidgenossen? Der Streit der konfessionellen Blöcke um das rechte Erbe

Die Bünde der Alten Eidgenossen waren im alten Glauben vor Gott und den Heiligen beschworen worden. Der Abfall von diesem Glauben wurde daher nicht nur als religiöses Problem empfunden. Er bringe nicht nur Ungehorsam und Aufstand der Untertanen und Entbehrung für die ganze Eidgenossenschaft, er zerrütete und zerbrache auch «alle unser pünd, so wir Eydgnessen zu einandern hand», argumentierten die Sechs katholischen Orte 1524 bei ihren Verhandlungen mit den Reformierten⁹. Im Dezember 1525 sah man mit dem Abfall vom gemeinsamen Glauben auch die Gemeinsamkeit der Bünde aufgelöst. Die katholischen Orte beschlossen, die Bünde so lange nicht mehr zu beschwören, als die anderen auf ihrem Unternehmen beharrten¹⁰. Das war nicht nur ein Gegenstand hoher Bündnispolitik, sondern ging tiefer: Hans Salat berichtet, wie die neugläubigen Zürcher 1524 die Fünf Orte mit dem Kuh-Spott überschütteten – ein wenige Jahre zuvor noch völlig undenkbarer Vorgang¹¹, der zeigt, wie weit die Identitätskrise schon fortgeschritten war. Spätestens seit der Katastrophe von Kappel fing man an, sich gegenseitig die innere Gemeinschaft mit den frommen Altvordern abzusprechen.

Diese Tendenz tritt für uns vollends zutage in den Auseinandersetzungen um die konfessionell bestimmten Bünde der reformierten Orte mit Genf, Straßburg und Mülhausen sowie um den Goldenen Bund der katholischen Orte von 1585. Im Umfeld dieser Verhandlungen ist eine Reihe von Druckschriften entstanden, in denen die gegenseitigen Standpunkte einer breiten Öff-

entlichkeit zugänglich gemacht wurden. Allen ging es dabei darum, die Einheit der Eidgenossenschaft wiederherzustellen. Das Erstaunliche ist nun, wie sehr hier beinahe ausschließlich mit historischen Argumenten gefochten worden ist. In ihrem «Fürtrag und proposition»¹² legten die reformierten Orte dar, wie ursprünglich der Mehrheit der frommen Altvordern Fürsten und Landvögten untertan und gehorsam gewesen sei. Als aber diese «hoffart, unbillig gewalt, hochmut und stoltzheit» getrieben hätten, habe der allmächtige Gott, der solches nicht dulde, die Eidgenossenschaft solcher Unterdrückung entledigt und vor allen Nationen mit Freiheit begabt. Mit Gottes Vorsehung und der frommen Altvordern «fürsichtigkeit» habe diese Freiheit in Frieden, Ruhe und Einigkeit bewahrt werden können, und nur in dieser Eintracht könne die Eidgenossenschaft bestehen. Nun aber würden Potentaten, die den Eidgenossen diese Freiheit nicht gönnten, durch konfessionelle Bünde sowie üble Verleumdungen gegen die Reformierten die Eidgenossenschaft absichtlich entzweien.

Wenn hier noch von einer gemeinsamen Rückbindung an die Alten Eidgenossen ausgegangen wurde im Sinne einer Grundlage für die wiederherzustellende Eintracht, so zeigte die «Antwort unser catholischen orthen»¹³ Punkt für Punkt auf, daß diese Geschichtsschau nicht mehr galt, daß eben nicht mehr alle rechte Erben der Vorfahren waren. Die faktische Darstellung des «Fürtrags» teilte die «Antwort» durchaus, wies aber darauf hin, daß die Hoffart und Gewalt der Herren am stärksten bei den Fünf Orten getrieben worden seien und somit sie zuerst die göttliche Kraft und Gnade erfahren und die Freiheit errungen hätten. Ihnen, die «in so gar geringem ansehen und vermögen» gestanden hätten, habe Gott seine starke Hand geliehen und durch dreier «kleinfüeger, jedoch frommer und verständiger personen» Vereinigung sowie nachmals in vielen harten Streiten und Schlachten Fortbestand und Freiheit verliehen und den Bund vermehrt. Die Ursache

⁸ SUTER, Winkelried, S. 45–54.

⁹ EA 4/1a, S. 547, Nr. 229 (30.12.1524); ähnlich schon: EA 4/1a, S. 455, Nr. 192 (14.7.1524).

¹⁰ EA 4/1a, S. 810; JÖRG Ruth, Johannes Salat. Reformationsschöpfung. 1517–1534, Bd. 1, Bern 1986 (QSG NF 8/1), besonders S. 288.

¹¹ Ebd., S. 210; kukemenn, milchbengel, kumüller.

¹² EA 4/2, 1, S. 896–901. Eine erste Übersicht über die für das Geschichtsbewußtsein aussagekräftige Druckproduktion dieser Epoche verbunden mit einem provisorischen Katalog der auftretenden Vorstellungsmotive bei: GUGGISBERG Daniel, Das Bild der Alten Eidgenossenschaft in Flugblättern und Traktaten des 16.–18. Jahrhunderts (1575–1735), Lizentiatsarbeit Basel 1988 (unveröffentlicht).

¹³ EA 4/2, 1, S. 918–940. Nach HALLER, Bibliothek 5, Nr. 596, von Renwart Cysat verfaßt.

hiefür liege zweifelsohne allein in «unser frommen altvordern wahren gottsfurcht, einträchtigkeit, trewe und rechte unverenderte Liebe». Nun aber habe man die großen Gaben Gottes vergessen; der Hochmut sei aufgekommen, und man sei so vermessen, sich die großen Taten selber zuzurechnen. Daher habe Gott die Eidgenossen gestraft, indem er sie durch einen einzigen schlechten, seinem Gelübde untreuen Menschen in «allerhöchste zertrennung gerathen» ließ, denn diese sei nicht von den Fünf Orten, sondern von den Reformierten ausgegangen. Wohlfahrt und Sicherheit hingen nur von «dem einzigen puncten der vereinigung des glaubens» ab, alles übrige werde folgen. Daher richteten nun die Fünf Orte ihre dringlichste Bitte und herzlichste Mahnung an die andern Orte, «daß ir widerumb in den weg und die Fußstapfen ewerer frommen voreltern, in den wahren allein seeligmachenden catholischen römischen glauben treten wöllend». Mit aller Deutlichkeit wurde auf diese Weise klargestellt, daß es die Neugläubigen waren, die sich von der alteidgenössischen Tradition abgesondert hätten – eine Trennung, in der man Gottes Strafe erkannte. Nur die Rückkehr zum alten Glauben konnte die Eintracht der alten Bünde wiederherstellen. Die «Antwort» umriß den Grundzug des katholischen Geschichtsbewußtseins, wie es erstmals in der Reformationsschöpfung des Hans Salat zum Ausdruck gekommen war und in der Folge die ganze hier ins Auge gefaßte Periode beherrschte.

¹⁴ Getreuwe Warnung und Vermanung an die treizehen Orth löblicher Eydgnesschafft wegen manigerley böser Praticken und sorglicher leuffe so jetzund vorhanden, s.l. 1586 [HALLER, Bibliothek 5, Nr. 600]. Vgl. zu diesem Disput: GREYERZ, Nation, S. 54ff.

¹⁵ HULDRICUS Johann Jakob, De Religione Antiqua [...] S. Felicis et Regulae Protomartyrum Tigurinatorum, Zürich 1628 [HALLER, Bibliothek 3, Nr. 1637]; Wahrhafter Bericht [...] worinnen grundlich dargethan wirt [...] unserr handlungen gegen den widertäufferen eigentlicher anlaß [...], Zürich 1639 [HALLER, Bibliothek 3, Nr. 509; verfaßt von Johann Jakob Breitingen]; Anklag Gottes Darinn in der Person Gottes eine gemeine Eydgnesschafft zu ernstlicher Bekehrung ermanet wird [...] durch Johann Wirtz Diener der Kirch und Schuel Zuerich, Zürich 1648 [HALLER, Bibliothek 3, Nr. 306]; Kurtzes Tracktaetlein darinn erwiesen wird, I. Daß die lehr so in den Kirchen der Herrschafft Bern gelehrt wird nicht New sondern die seye, welche die heyiligen Apostel und die vier allerelteste allgemeine Concilia uns hinterlassen [...], Bern 1650, 1676 [HALLER, Bibliothek 3, Nr. 527]; Admonitio foederalis et sincera: oposita minime foederalibus et falsis [...] allegatis in deductione adversus colonellum Zwyerum Uraniensem, s.l. 1658, 21659 dt./lat. [HALLER, Bibliothek 5, Nr. 1203]; Fründt Eydgenössische Wexelschryben Dreyer Politischer personen Betreffend Allerhand [...] bedenklicher sachen [...] s.l. s.a. [17. Jahrhundert; HALLER, Bibliothek 3, Nr. 512; von Johann Heinrich Hottinger]; Fröliche Widergedächtnuß des seligen Werckes der Reformation [...], Zürich 1719 [HALLER, Bibliothek 3, Nr. 558].

Damit befanden sich die Reformierten gleichsam in einem Beweisnotstand; denn wie sollten sie nun ihre eigene Identitätsvorstellung an die frommen Alten Eidgenossen anschließen? Dies zu leisten unternahm die «Getreuwe Warnung und Vermanung an die treizehen Orth»¹⁴, indem sie das überkommene Bild von den «einfältigen, frommen, arbeitsamen, starken leuth», die sich allen Überflusses und unnützen Spiels enthalten hätten und kriegstüchtig gewesen seien, allen Eidgenossen vor Augen hielt als Spiegel, der leider schier erloschen sei. Jetzt habe Reichtum, Zerstörung des gemeinen Nutzens, Ungleichheit zwischen den Orten die Eintracht zerrissen. Alle trügen an dieser Entwicklung schuld, nicht bloß die Neugläubigen. Denn daß es die katholische Religion gewesen sei, welche die Wohlfahrt der Altvordern begründet habe, sei nicht erwiesen: Sie habe weder die Tyrannei der Vögte verhindert noch in der Gegenwart den Niederländern schreckliche Kriege oder den getauften Indianern in Amerika grausamen Tod erspart. Daher solle man sich besser auf das allen gemeinsame Fundament eines «uralten christlichen apostolischen Glaubens» berufen und sich weder durch die Ungleichheit der Vorteile zwischen Städten und Ländern noch durch Bündnisse oder die Konfession trennen lassen. Vielmehr sollten sich alle nach dem «Exempel unserer Voreltern» richten und sich mit eidgenössischen Herzen lieben zu Heil und Wohlfahrt des allgemeinen Vaterlandes. Mit diesem Rückgriff auf das gemeinsame «Urchristentum» war nun auch für den reformierten Verfasser der Weg frei, die ganze Geschichte von den Bundesgründern über alle Schlachtensiege bis hin zu Bruder Klaus, wiederum parallel gestellt zur Geschichte Israels, als allen Eidgenossen gemeinsame Heilsgeschichte zu erfassen und das allgemeine Vaterland zu erkennen in einer Vision, welche im Bild eines starken, mit einem Kranz von dreizehn Blumen gekrönten Stiers gipfelte, dessen Hörner nicht nach innen, sondern nach außen gerichtet seien gegen die anrennenden Löwen und Wölfe.

Der hier vollzogene Rückgriff auf das gemeinsame Fundament des Urchristentums wurde bis ins 18. Jahrhundert hinein von vielen Traktaten¹⁵ übernommen. Er erlaubte es auch den Neugläubigen, sich legitimerweise in den Fußstapfen der Altvordern zu sehen und die Vorstellung der Altgläubigen, daß eidgenössischer Bund und katholische Religion nicht zu trennen seien, zu umgehen.

Auf einem tieferen Argumentationsniveau war allerdings eine solche theologische Begründung gar nicht nötig. So verfeindet man war, so empfand man sich eben doch als Eidgenosse; hüben und drüben nahm man für sich in Anspruch, in der Nachfolge der Vorfahren zu stehen – selbst

dort, wo es gar nicht zutreffen konnte: Als sich Bern, Zürich und Straßburg 1588 verbündeten, dichtete man davon, daß die drei Städte in die Fußstapfen der löblichen Vorfahren träten, die treu und standhaft für Freiheit und gegen fremde Neuerungen eingetreten seien. Die Freiheit zu bewahren, die jene geädelt habe, sei Pflicht, wenn man gegenüber seinen Vorfahren nicht meineidig werden wolle¹⁶. Und ebenfalls unter Berufung auf die Ahnen haben die katholischen Orte den Goldenen Bund gerechtfertigt. Auch im Toggenburger Handel, der den zweiten Villmergerkrieg von 1712 auslöste, haben sich ein katholischer «Toggenburgischer Bidermann» und ein reformierter «Eidgenössischer Toggenburger» wechselseitig als tyrannische Vögte und Gessler verschrien und die Alten Eidgenossen und den Tell für sich in Anspruch genommen¹⁷.

1712 trat noch ein anderer Tell auf, der als bald als «Bauernrülz» entlarvt wurde. Man weiß, wie sich die Gestalt Tells immer wieder mit bäuerlichen Aufstandsbewegungen verbunden hat. Allerdings nicht nur er. Bisweilen fanden sich auch die Alten Eidgenossen auf dieser Seite.

Die Bauern als wahre Sachwalter der Alten Eidgenossen

Die gesellschaftliche Sprengkraft, die in Zwingli und Bullingers Äußerungen von den Alten Eidgenossen enthalten war, ist bei den unteren Gesellschaftsschichten aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind¹⁸, zunächst kaum wirksam geworden. Vorerst hat nur Tell aufgelebt, und zwar erstmals 1561 in Unterwalden. Tell, der entschiedene Kämpfer gegen herrschaftliche Willkür, ist immer wieder zum Führer bäuerlicher Unruhen erhoben worden¹⁹. Im Bauernkrieg von 1653 ist nun aber der Standpunkt der Landleute so sehr von geschichtlichen Vorstellungen erfüllt, daß man geradezu von einer nachahmenden Identifikation mit den Alten Eidgenossen sprechen kann²⁰.

Selbstverständlich ist auch Tell mit von der Partie: Wie die drei Tellen, die in der volkstümlichen Auffassung den Rüttschwur geleistet haben, stehen am 26. Januar 1653 oben beim Entlebucher Wallfahrtskirchlein Heiligkreuz drei gewaltige Männer und leisten den Eid für die Talleute. Und später im Jahr, als die Sache der Bauern bereits verloren war, haben die Tellen im Hohlweg bei Schüpfheim den Luzerner Schultheißen und sein Gefolge überfallen, in bewußtem Nachvollzug der Tat in der Hohlen Gasse.

Bedeutsamer ist in unserem Zusammenhang jedoch, was am 14. Mai 1653 in Huttwil geschah. Damals kamen Vertreter aus den «Herrschaften»

Luzern, Bern, Solothurn, Basel und den freien Ämtern zu einer Landsgemeinde zusammen, um nichts weniger zu tun, als da den «ersten eidgenössischen Bund, vor etlichen hundert Jahren zusammengeschworen», zu bekräftigen sowie zu «erhalten». Die Gründe für diesen Schritt, die zunächst die Luzerner Untertanen und dann alle zusammen in einer vorausgehenden Landsgemeinde notifizieren ließen, entsprechen einer Selbstschau, die auch das Bild widerspiegelt, das man sich von den Alten Eidgenossen machte. Den gehorsamen, treuen Untertanen stehen die Vertreter der Obrigkeit gegenüber, die «Landvögte», die ihren eidlichen Pflichten «nicht allein nicht nachkommen», sondern durch «neue Aufsätze» und «ungehörliche Strafen» ihre Untertanen «belästigen», und zwar «wider ihre Brieff und Sigel». Wer sich gegen die Willkürakte bei der Obrigkeit beklagt und um sein Recht gebeten habe, sei bloß mit «schandworten» und Drohungen «abgeputzt» und, wenn er beharrte, gar mit «Kopfabhauen und Strafe» bedroht worden. Deshalb hätten sich nun die Untertanen zusammengeschlossen, um «als getreue, liebe Nachbarn» Hab und Gut, Weib und Kinder in gutem friedlichen Wohlstand erhalten zu können. Unverkennbar scheint hier die Vorstellung vom alten Adel und seinen Willkürakten wieder auf, in Bildern, die bis in die verwendeten Begriffe hinein der Befreiungsgeschichte entnommen sein könnten, wie sie etwa Johannes Stumpf berich-

¹⁶ Ordentliche Beschreibung welcher gestalt die Nachbarliche Bündnuß [...] der dreyen löblichen Stätt Zürich Bern und Straßburg [...] 1588 [...] ist erneuert bestätigt und vollzogen worden [...], Straßburg 1588 [HALLER, Bibliothek 5, Nr. 627], S. 41.

¹⁷ Toggenburgischer Bidermann. Das ist: historische [...] Unterscheidung zwischen dem treuen und untreuen Underthan der Graffschafft Toggenburg. Von einem gefreyten Eydgnossen [...]. Im Thon: Wilhelm bin ich der Telle, s.l. 1712 [BARTH, Bibliographie 1, Nr. 2651], Strophe 5f. und 35f.; Der Eidgenössische Toggenburger Entgegengesetzt Dem Toggenburgischen Bidermanne [...] von einem wahrhaften Eidgenossen [...]. In der Weise: Wilhelm bin ich der Telle, s.l. 1712 [BARTH, Bibliographie 1, Nr. 2732; von Johann Jacob Hardmeyer], Strophe 8–10.

¹⁸ Vgl. hierzu: BLICKLE Peter, Gemeindereformation. Die Menschen des 16. Jahrhunderts auf dem Weg zum Heil, München 1987, besonders S. 73ff. – Zugänge zur bäuerlichen Reformation, Hrg. Peter Blickle/Peter Bierbrauer, Zürich 1987 (Bauer und Reformation 1).

¹⁹ Vgl. oben S. 311, Anm. 6 und S. 320, Anm. 9 sowie die grundlegende Materialsammlung in: IDIOTIKON 12, Sp. 1398–1405.

²⁰ Als Gesamtdarstellung noch immer grundlegend: VOCK Alois, Der große Volksaufstand in der Schweiz oder der sogenannte Bauernkrieg im Jahre 1653, in: Helvetia 6, 1830, S. 33–466 (hier auch S. 96–101, 237–241 und 297f. die zitierten Quellen). STADLER, Zeitalter, S. 652ff. (mit Literatur). – Zur Entlebucher Tellentat: WACKERNAGEL Hans Georg, Volkskundliche Bemerkungen zum Auftreten von «Tellen» im schweizerischen Bauernkrieg 1653, in: Schweizerische Volkskunde 47, 1957, S. 93f.

tet hat. Und das Schreiben der Leute aus der Vogtei Kriegstetten an die in Huttwil versammelten «Eidgenossen» stellt den Bezug denn auch explizit her: Was «die großen Bürden und Ungerechtigkeiten, auch Tyrannei» anbetreffe, «darwider wollen wir streiten und fechten bis auf das Blut, wie unsere frommen Altvordern sel.».

Der neue Bund, der jetzt beschworen wurde, stellte sich in einer formgerechten Invocatio unter den Schutz der Hl. Dreifaltigkeit und erhielt gleich im ersten Artikel seine historische Legitimation: Es geht um den Erhalt des ersten, «vor etlichen Jahrhunderten zusammengeschworenen» Bundes und damit also um den Kampf gegen das Unrecht. Auch die im gleichen Artikel formulierte Zielsetzung entspricht durchaus dem Bild von den maßvollen ersten Eidgenossen: Was den Herren und der Obrigkeit gehört, soll ihnen bleiben und gegeben werden; was aber den Bauern und Untertanen gehört, soll diesen bleiben und gegeben werden. Dabei wollen sie sich schützen und schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut und unbeschadet der jeweiligen Religion. Der Bund ist unbeschränkt und soll alle zehn Jahre beschworen werden. Hierin nahmen die Verbündeten sogar eine eigene Gerichtskompetenz in Anspruch: Bundesbrüchige sollten nach ihrem Verdienen bestraft werden. Und schließlich hielt man auch noch fest, den «Handel» mit der Obrigkeit nur gemeinsam zu bereinigen.

Gewiß ist es die ländliche Oberschicht, die hier die Führung übernimmt und sich äußert. Dennoch ist bemerkenswert, wie sich die Bauernschaften als unmittelbare Erben der Alten Eidgenossen verstehen und in ihrer Gegenwärtserfahrung die gleiche Situation erkennen, wie man sie sich damals für die Zeit der Bundesgründung vorgestellt hat. Nur aus solchem Selbstverständnis heraus läßt sich nachvollziehen, warum sie ihren Bauernbund als authentische Fortsetzung des ersten Bundes konzipieren und diesen als eigenes politisches Gebilde, ja geradezu als Staat im Staat dem eben herrschaftlich und dem Ursprung untreu gewordenen bestehenden Bundessystem entgegenstel-

* Bildinterpretation: In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts werden nun die bisher verwendeten ikonographischen Repräsentationsvorstellungen (Wappenband, Ochse usw.) miteinander kombiniert. Die früheste Darstellung des mit einem Wappenband gekrönten Stieres zeigte das ganze Tier und schmückte ein Gedicht über die Eidgenossenschaft: Sie sei von den Alpen und den Flüssen Roddan (= Rhone) und Rhein begrenzt und durch die zwei Vorstädte Genf und Konstanz geschützt. Die letztere Stadt sei 1545 von kaiserlichen Spaniertruppen dem Bund «abgedrängt» worden – deshalb das abgebrochene Horn. Die Reduktion der bildlichen Darstellung auf den Tierkopf dient hier zusätzlich zu einer Verdeutlichung dieser Aussage.

Getreuwe Warnung vnd vermanung an die treizehen orth Löß- licher Eydgnosschafft wegen mannigerley böser Praticken vnnnd sorglicher leuffe so jezund vorhanden.



Es trege der schöne Schweizer Stier
Dreizehen orth/seins Krankes zier/
Inn hörnern eingeflochten:
Lößt auff den Kranz/brichst ab die Horn/
All gmach wird die Freyheit verlorn/
Drum wir lang hand gefochten.

M D LXXXVf.

2.

len konnten, völlig unbefangen dadurch, daß letzterem auch die ersten Bundesgründer Uri, Schwyz und Unterwalden angehörten. Daß dabei in dieser bis ins Alltägliche hinein durch konfessionelle Regelungen bestimmten Zeit die Glaubensfrage so ganz bewußt hintangestellt wurde, zeigt, wie beherrschend diese ständisch geprägte bäuerliche Geschichtsvorstellung offenbar war. Dieser in lebendigem Traditionsbewußtsein verwurzelte Entwurf ist – wie man weiß – Utopie geblieben; die Bauern sind unterworfen, die drei Tellen verhaftet und hingerichtet worden. Aber das Bewußtsein, dem dies alles entsprang, hat weitergelebt.

119 Stierenkopf mit Wappenband zwischen den Hörnern.* Anonymer Holzschnitt von 1586 als Frontispiz für die «Getreuwe Warnung und Vermanung an die treizehen Orth löblicher Eydgnosschafft». Universitätsbibliothek Basel.

Als sich nach dem Waffengang von Villmergen 1712 ein Friede anbahnte, hat ein katholischer Scharfmacher in einem Streitlied – «über gegenwärtige faul, falsch und schandlich Kriegs-Wesen, der neue Tell genannt» – Tells Fanal wieder erhoben, um die Bauern gegen die Machenschaften der Städte aufzuhetzen, und zwar mit Argumenten, die dem gleichen Traditionsbewusstsein verpflichtet waren. «Was mit Blut erungen», die Freiheit, sei den Herren zuwider; jetzt suche der Adel den alten freien Stand zu zerstören. «Hat man nicht alter Zeiten den Adel kraftlos gmacht, warum will man jetzt leiden vom selben solche Pracht?» Der Vögte Tyrannei sei nicht so groß gewesen wie jetzt «der Herren Schelmerei». Diese Schelmerei sah der Verfasser in einer geheimen Vereinbarung Luzerns mit Bern, die zur Niederlage und zu voreiligen Friedensverhandlungen geführt habe, was nur aus der inneren Verwandtschaft der regimentsfähigen «politischen Luzerner» mit ihresgleichen in Bern zu erklären sei. Doch nun würden die Gemeinden bis zum letzten Mann weiterkämpfen. Mache Luzern nicht mit, werde es seine Strafe erhalten: «Der Herren Pracht wird sinken, weil er [!] ist wider Gott.» Tell solle «redliche Bauern» unter der Freiheitsfahne sammeln und der «Herren G'walt» vernichten. Es sei keine Rebellion, «wenn man den Glauben schirmt», die Freiheit verteidige und dem Feind die Gewalt nehme. Vielmehr gefalle es Gott, ihm, der öfters die Freiheit beschirmt und den Alten beigestanden habe wider des Adels Gewalt. Auch gegen eine Übermacht sei der Sieg in Gottes Hand. Wohlan denn, «catholische Soldaten, erneuert euere Thaten»!²¹ Es ist schon erstaunlich, wie dieser Kriegstreiber, der die katholische Bauernschaft für eine Fortsetzung des Kampfes mobilisieren will, mit Vorstellungen operiert, die ganz im Bild von den Alten Eidgenossen, wie es um 1500 herum bereits feststand, verwurzelt sind.

Auch das Gegenlied, das natürlich nicht ausblieb und mit dem «entlarften Tellgespenst» abrechnete, tat dies aus einem uns nun bekannten Geschichtsverständnis heraus. Im neuen Tell erkannte es sofort den «Bauernrülz». Der rechte Tell hingegen sei im Himmel, unbeschadet dadurch, daß «mit ihm mancher Lümmel beschönet, was er tuht». Tell habe sich nämlich nicht gegen die Herren allesamt, sondern nur gegen die Tyrannen gewandt. «Wer treu war, war geliebt und noch zugleich geehrt, wie viel Geschlecht erweisen, die großen Dienst gethan in der Eidgnossen Reisen.» Erkennen wir in dieser Argumentation die Kontinuitätsthese, wie sie von der Chronistik des 16. Jahrhunderts ausgearbeitet worden war, so verfolgt nun der weitere Gedankengang das Ziel, die Perversion des Bildes von den Alten Eidgenossen durch den

falschen Tell offenzulegen. Dessen Ansinnen sei Rebellion, und mit dem Hinweis auf die «leuth im Entlibuch» und den «alten Brauch» der «faulen Tellen», auch Herren sein zu wollen, wird das Schreckbild des großen Bauernkriegs heraufbeschworen. Mit der Umkehr des bekannten Sprichwortes «Als Demut weint und Hochmut lacht, da ward der Schweizerbund gemacht», wird klargestellt, daß es jetzt nicht mehr um die Sache der auserwählten Kleinen gegen den Adel gehe: «Die Demut jetzt nicht weinet, nur Hochmut aus ihm [dem Tellen] pocht.» Daher sei ihm auch Gottes Hilfe nicht gewiß. Vielmehr habe derjenige, «der über Zion wachet», das Los schon geworfen und der Untreue des falschen Tellen den verdienten Lohn gegeben in der Niederlage bei Villmergen. Wie hier mit dem Bild Zions die Vorstellung vom auserwählten Volk auf Bern und Zürich bezogen und das Gottesurteil der Schlacht beschworen wird²², so werden nun alle Christen aufgerufen, für Gottes Ehre zu kämpfen und dem falschen Tellen zu zeigen, daß «des Löu und Bären Blut sich immer noch gesellen in altem Heldenmut»²³. So treten uns in dieser Polemik am Rande des Villmergerkrieges zwei sich gegenseitig ausschließende Identitätsvorstellungen entgegen, in denen es zu einer Vermengung der sozialen mit der konfessionellen Komponente gekommen ist, die aber beide unverkennbar Motive aufgegriffen haben, wie sie zu Beginn unserer Periode schon vollständig ausgebildet waren.

Die Rückgewinnung der alteidgenössischen Eintracht oder die Geburtsstunde der Helvetia

Neben dem jeweils exklusiven Vereinnahmen der Alten Eidgenossen erhoben sich auch Stimmen, die das Gesamtwohl im Auge zu behalten suchten und – unabhängig von der Polemik des

²¹ Ein schönes neues Lied über Gegenwärtiges faul/ falsch und schandliches Kriegs-Wesen. Der Neue Tell genannt. Im Thon: wie man den Wilhelm Tell singt, s.l. 1712 [BARTH, Bibliographie 1, Nr. 2758].

²² So auch deutlich in: Aufrichtige und ausführliche Relation des herrlichen Sieges welchen das Bernische Kriegsvolk wider die gesamte Macht der fünf Catholischen alten Orten [...] 1712 bey Vilmergen under göttlichem Gnaden-Beystand erhalten [...], s.l. 1712 [HALLER, Bibliothek 5, Nr. 1948; BARTH, Bibliographie 1, Nr. 1733], S. 13f.; Musical-historische Beschreibung des Pfaffen-Kriegs im Schweitzerland [...], s.l. 1712 [HALLER, Bibliothek 5, Nr. 1849], besonders die Strophen 31, 32, 52, 54, 55.

²³ Das entlarvte Tell-Gespenst oder Entdeckung und Zergliederung des Neuen Tellen [...]. In der Weise wie man den Tellen singet, s.l. 1712 [BARTH, Bibliographie 1, Nr. 2733; von Johann Caspar Hardmeyer]. Vgl. zu diesem Schlagabtausch: LABHARDT Ricco, Wilhelm Tell als Pa-

Tages – die Einheit als Leitgedanken in den Vordergrund stellten. Seit 1569 bis ins 18. Jahrhundert hinein immer wieder neu aufgelegt wurde der «Schöne Spruch einer Hochloblichen Eydgenossenschaft» des Aarauers Ulrich Wirry²⁴. Das ganze Gedicht ist eine einzige, reiche Variation über die Vorstellung vom auserwählten Gottesvolk. Gott habe der Schweiz Gut und Land gegeben wie Israel und niemandem mehr Gnade erwiesen als den Eidgenossen. Nicht geringer seien seine Taten als diejenigen, die er an Israel getan, und nun bietet Wirry – wiederum parallel zu Israel gesetzt – eine vollständige Aufzählung der von Gott mit den Eidgenossen vollbrachten Kriegstaten. Jetzt aber sei durch die Sünde die Einheit zerbrochen worden: Der Kirchgang werde vernachlässigt, Wucher, Ehebruch sowie Üppigkeit herrschten, fremdes Geld verderbe die Sitten. Steh ab von den Sünden, ruft Wirry dem Schweizervolk zu, nimm die rostige Rüstung, Schweizer Degen und Sempacher Hellebarde²⁵ wieder in die Hand und bitte Gott um Hilfe! Vor allem aber ermahnt er die Orte immer wieder, «trewlich

triot und Revolutionär 1700–1800. Wandlungen der Tell-Tradition im Zeitalter des Absolutismus und der französischen Revolution, Basel 1947 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 27), S. 32–37.

²⁴ Ein schöner Spruch einer hochloblichen Eydgnossenschaft zu Ehren gemacht durch Ulrich Wirry von Araw. Basel 1610, 1623, 1628, 1635, 1657, 1664, 1668, 1680; Zürich s.a.; Basel 1712 [HALLER, Bibliothek 5, Nr. 557; BARTH, Bibliographie 2, Nr. 2807 und Nr. 17403]. Zunächst unter dem anderen Titel: Der dreyzehn Orthe löblicher Eidgnossenschaft lob und Rhumbspruch, Bern 1569, 1580. – Zu Ulrich Wirry (Rat, Feuerbeschauer, Stadtbote von Aarau, Sprecher, Gaukler und Spruchdichter, belegt 1560–79) siehe: BÄCHTOLD Jakob, Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz, Frauenfeld 1892, Anm. 131f., 223.

²⁵ Die «Sempacher Hellebarde» ist selbst ein Element des Geschichtsbewußtseins. Vgl. JÄGGI Carola, Überlegungen zum ideologischen Gehalt der Sempacher Halbarte, in: THOMMEN, Schlacht, S. 27–30.

²⁶ WEISSENBACH Johann Caspar, Eydgnossisches Contrafeth Auff- und Abnehmender Jungfrawen Helvetiae. Von den Edlen Ehrenvesten Vornehmen Vorsichtigen und weisen Herren Herren gesambter Burgerschaft löblicher Statt Zug Durch öffentliche Exhibition am 14. und 15. Sept. Anno 1672 vorgestellt, Zug 1673, 1701, 1702 [HALLER, Bibliothek 5, Nr. 1277]. 1702 erscheint nur noch die «Aufnehmende Helvetia».

* Bildinterpretation: «Eydgnoss luog, wer gryfft nach mym krants? / Ich will denselben halten gantz. / Kein bluom lass ich, ich will frey blyben. / Kein buol mag ich, mann möchte tryben / Gross tirannei wie vor der Zyt. / Mit mym gewehr ich bin bereit.» Die eidgenössische «Dam» und der anmaßende «Ritter» agieren in theatralischen Verkleidungen. Gegen die selbstherrlichen Ansprüche des Adels, illustriert durch den frechen Griff in den Blumenkranz, wehrt sich die Dame und will zu den am Baum angelehnten Waffen greifen. Ihr Schild zeigt den Wapenkranz. Der Ritter hat die Kette für die Gefangenschaft schon bereit. Die Illustration bleibt im Gleichnishaften, ohne einen direkten Bezug zur damaligen Gegenwart anzugeben.

zusammen stahn und Gott mit euch lassen verwalten». Ähnlich wie in den Liedern der Burgrunderkriege beschwört er all die regierenden Orte, daneben aber auch die Untertanenländer (die eidgenössischen Vogteien) und zugewandten Orte in ihren heraldischen Figuren herauf – den Leu von Zürich, den Berner Bär, den Uristier usw. –, damit sie füreinander einstehen und zusammenhalten. Am Ende steht das reizvolle

120 Jakob Wuhrmanns «Eidgenössische Dame».* Radierung von F. M., 1676, als Illustration zu Jakob Wuhrmanns «Buhlschaft der sich representierenden Eydgnossischen Dam». Universitätsbibliothek Basel.



Motto, dessen Hintergrund wir nun kennen: «Wen wir thäten, was wir söllten, so thät auch Gott, was wir wöllten.»

Die eigentümlichste Leistung dieser Periode stellt zweifelsohne Johann Caspar Weissenbachs «Eydgnossisch Contrafeth Auff- und Abnehmender Jungfrawen Helvetiae» dar, ein prachtvolles Freilichtspiel, das im September 1672 während zweier Tage in Zug aufgeführt und nachmals wiederholt neu aufgelegt worden ist²⁶. Das Spiel bietet eine einzige groß angelegte politische Gewissenserforschung, deren Quintessenz gleich zu Beginn vom Sonnengott Phöbus verkündet wird: «Ich wird euch so lang

scheinen, solange ihr habt die Einigkeit, so lang ihr gerecht und fromb werd meinen, so lang bey euch Vorsichtigkeit, Hoffnung, Liebe und der Glauben, dise laßt euch nicht entrauben.» Einigkeit steht an erster Stelle. Im ersten Teil der «Auffnehmenden Helvetia» wird die eidgenössische Geschichte mit den üblichen Versatzstücken präsentiert – Kampf der Bauern gegen den Adel, auserwähltes Volk, Kanon der Schlachtensiege – und bis zur Reformation geführt, welche Geduld erfordere und nicht scheiden solle. Die Eintracht der alten Bünde müsse das Fundament bleiben, und so möge Gott es geben, «in der Alten Fußtritt z'leben». Gegen Ende des ersten Teils werden die Versuchungen durch die fremden Mächte und die allgemeine Sittenverrohung erkennbar, und während Helvetia, auf ihrem Zenit stehend, von den Tugenden umgeben eine Magnificat-Variation anstimmt, warnt der Schlußchor vor dem Unkraut, das die Feinde aussäen, und erinnert an die Vergänglichkeit der Blumenpracht. Im zweiten Teil ist das Unkraut aufgegangen. Der Eigennutz herrscht, und die drei verkehrten Tellen Atheismus, Interesse und Politicus, der Doppelzüngige, vertreiben die Tugenden. Helvetia sinkt krank darnieder, und Christus zürnt ihrer Undankbarkeit. Die Helvetia klagt es den Dreizehn Orten, die in einer langen Beratung sich zunächst gegenseitig die Schuld zuschieben vor allem wegen der Glaubensspaltung, dann aber doch zu einigen tieferen Gründen vorstoßen: Eigennutz, fremde Bräuche, Verachtung der «Muttersprache», des aufrechten Wortes nämlich, und Selbstverblendung. Über die Heilung der Helvetia zerstreiten sich die wahren Ärzte, welche die Ursachen bekämpfen wollen, mit den politischen, die bloß den jetzigen Zustand konservieren möchten, während die göttliche Gnade rät, allein auf Gott zu vertrauen und den Alten zu folgen. Jetzt steigen die drei wahren Tellen aus dem Grab, die allerdings ihre Heimat nicht wiedererkennen und erzürnt die schlafende Helvetia aufrütteln. Bruder Klaus klagt über den «verkehrten Stand» seines Vaterlandes, will aber als «Patron schweizerischer Nation» bei Gott Fürbitte leisten. Zusammen mit der Gottesmutter besänftigt er Christi Zorn über die undankbare Helvetia, die nun, endlich erhört und geheilt, das Lob Gottes anstimmen kann.

So sehr das Spiel auf die Aktualität bezogen ist, ebenso sehr wird es auch von Geschichtlichem durchwirkt. Das Geschichtsbild aber, das mit einem atemberaubenden formalen Reichtum und prächtigen Ausstattungungen im Geschmack der Zeit dargeboten wurde, entsprach völlig den damals geläufigen Vorstellungen. Die originale Leistung bestand jedoch darin, daß hier eine neue Identitätsfigur eingeführt wurde, als die

Jungfrau Helvetia. Hiezu mochte beigetragen haben, daß Weissenbach die humanistische Helvetier-These übernahm und darum die Schweizer Geschichte schon vor Christi Geburt mit den freien Helvetiern beginnen ließ. Für ein ganz auf die Vermittlung zwischen den zerstrittenen Eidgenossen ausgerichtetes Spiel dürfte aber noch viel wichtiger gewesen sein, daß die alte Identitätsfigur des einfachen eidgenössischen Bauern, hüben und drüben beansprucht und der Gegenseite abgesprochen, mehrdeutig und für eine wirkungsvoll präsentierte gemeinsame Identität untauglich geworden war. Das bestätigen auch die anderen damals vorkommenden Ansätze zu einer solchen Personifizierung der Schweiz – Weissenbach stand damit nämlich nicht allein –, welche nun eine «eidgenössische Dam» auftreten ließen²⁷. Es kommt nicht von ungefähr, daß gerade dort, wo man vermittelnd die Eintracht ins Zentrum des Geschichtsbildes rückte, eine neue, an sich wertneutrale Identitätsfigur geschaffen wurde, «die eidgenössische Dam» Helvetia. Sie kann als die eigentümlich innovative Leistung des 17. Jahrhunderts angesprochen werden.

Volkstümliche Geschichtsvermittlung

Wenn wir uns fragen, woher denn überhaupt die Geschichtskennntnisse kamen, die dem Traditionsbewußtsein zugrunde lagen, so werden wir weniger im Bereich der spärlichen Chronistik dieser Zeit eine Antwort finden²⁸. Vielmehr sei beispielhaft auf zwei Bestseller hingewiesen, die neben dem «Schönen Spruch» Ulrich Wirrys gegen Ende der hier betrachteten Periode immer wieder aufgelegt worden sind.

Von der Liedsammlung «Summarischer Inhalt der alten Schweitzerschlachten und Geschichten» hat schon Gottlieb Emanuel Hal-

²⁷ Buhlschaft der sich representierenden Eydgenössischen Dam welche einer hoch-löblichen Eydgnossenschaft ihre Hertzens-Gedanken in Treuen eröffnet [...] daß sie [...] bey ihrem biß dahin tragenden Krantz ihr Teil Ehr Gut und Blut aufsetzen dahbey leben und sterben wolle. Von einem retlichen und getreuen Eydgnöß aufgesetzt [...]. Zug 1672, 1673, Wisendangen 1676 [HALLER, Bibliothek 5, Nr. 1278; von Jakob Wuhrmann]; Ein schön neu Lied genannt der Eydgenössischen Damen Ehren-Krantz Gestellt als der Eydgenössische Lands-Frieden ist geschlossen worden zu Aarau [...] 1712, s.l. 1712.

²⁸ Es ist daran zu erinnern, daß zu dieser Zeit – abgesehen von Petermann Etterlin und Johannes Stumpf – keines der großen historiographischen Werke (Ägidius Tschudi, Conrad Justinger, Valerius Anselm, Vadian, die verschiedenen Bilderchroniken) für eine größere Allgemeinheit zugänglich im Druck vorlag. Tschudis Chronicon Helveticum wird erst 1734/36 gedruckt. Vgl. hierzu: WESSENDORF, Geschichtsschreibung, S. 17–47.

ler²⁹ nur die «Vorrede» gefunden, und es ist durchaus denkbar, daß der in sich geschlossene Text beliebigen Sammlungen mit historischen Liedern als Vorspann vorangestellt werden konnte. Er wendet sich an den «armen Mann, welcher kein Chronick bekommen kan», der aber wissen möchte, was Gott mit dem «Schweizerland» getan hat, und er bietet eine knappe Inhaltsangabe vom Herkommen der Schweizer über die Gründungsgeschichte und die im Zentrum stehenden Schlachten bis hin zur Dreizehnörtigen Eidgenossenschaft. Wichtiger als der Inhalt sind die Gedächtnishilfen, die hier einmal namhaft gemacht werden: Die Geschichten sollen «gesangsweis» zusammengetragen werden, um den Landmann zu ergötzen und ihm das Wissen zu vermitteln, das ihm erlaubt, Gott zu danken und der «Alten Frommheit, Trewe und Tapfferkeit bestmöglichst» nachzustreben. Erinnerungsträger ist das Lied, aber auch das Sprichwort, das der Verfasser gerne einsetzt, wie jenes von der weinenden Demut und vom lachenden Hochmut oder das Merkverslein über die Burgunderkriege («Karl der Kühne verlor bei Grandson das Gut» usw.). Erinnerungsträger sind schließlich auch Denkmäler wie das Kloster Königfelden, das an den Königsmord von 1308 erinnert, oder die Säule von Fraubrunnen, deren Inschrift über die Gugler gänzlich wiedergegeben wird.

Der eigentliche «Renner» hingegen muß das Büchlein «Kleine Schweitzer-Chronica» des Buchbinders, Trompeters sowie Flachmalers Hans Rudolf Grimm aus Burgdorf gewesen sein. Seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1723 immer wieder neu aufgelegt, hatte es «beim Pöbel» einen solchen Verkaufserfolg, «daß» – wie Haller nicht ohne Neid vermerkt – «kein Schriftsteller sich einer so schleunigen durchs ganze Land ausgebreiteten Begierde seine Schriften aufzukaufen und auswendig zu lernen rühmen kann»³⁰. Was da zu lesen war und offenbar auswendig gelernt wurde, war eine recht ausführliche, naiv-lebendig erzählte, auf Bern zentrierte Geschichte der Schweiz mit vielen volkstümlichen Vorstellungen und Anekdoten, eingängigen Vereinfachungen, Sprichwörtern und verballhornten Ethymologien (etwa

²⁹ Summarischer Inhalt der Alten Schweitzerschlachten und Geschichten. Aufs neue gedruckt, s.l. 1723 [HALLER, Bibliothek 4, Nr. 471: «kleine häufig aufgelegte Druckschrift»].

³⁰ GRIMM Hans Rudolff, Kleine Schweitzer Cronica oder Geschicht-Buch Darinnen in Erzelung über 200 Historien alles begriffen ist was ein Liebhaber der Schweitzer-Historien zu wüssen vonnöthen hat [...] dem gemeinen Mann zu Gutem in Truck verfertigt von Hans Rudolff Grimm Buchbinder, Trompeter und Flachmahler in Burgdorff, Burgdorf 1723, 1732, 1732, Basel 1733, 1786, 1796 [HALLER, Bibliothek 4, Nr. 470]. WESSENDORF, Geschichtsschreibung, S. 27–31.

die «Helvetier», die aus ursprünglichen («Hölenvätern») zu «Heldenvätern») geworden seien) sowie etwas Staatskunde und Kirchengeschichte. Die eigentlichen Leckerbissen waren wohl die seitenlangen anschaulichen Schlachtenerzählungen. Der Grundzug aber bleibt – wie wohl durch einen Wust von zweifelhaften Informationen verdeckt – derselbe, den wir schon kennen: Der Kampf der Bauern gegen den Adel, das Bild von einem einfachen, «höflichen», gegenüber Bedürftigen barmherzigen, treuen und dienstbaren, von Natur starken Bauernvolk, wahrheits- und gerechtigkeitsliebend, nach außen kriegerisch, wenn es genötigt wird, sonst aber friedliebend und viel auf seine Freiheit haltend. Der Grund des Erfolgs mochte abgesehen von der Simplizität auch darin liegen, daß Grimm diese alteidgenössische Tugend unbefangen auf die Realität des einfachen Landvolkes übertrug und nur gerade bei den Städtern fremde Moden grassieren sah. Die beiden Beispiele mögen genügen. Sie zeigen, wie statisch die spärliche Geschichtsvermittlung war und wie sehr sie überkommene Vorstellungen bestätigt und konserviert hat.

Das erstarrte Bild vielfach gedeutet

Wenn wir abschließend das Geschichtsbild dieser Periode überschauen, so fällt zunächst auf, daß es die Identitätsvorstellung, wie sie am Ausgang des Mittelalters ausgebildet worden war, nahezu unverändert beibehalten hat. Auch das wenige Neue gründete in diesen Vorstellungen: Auf sie nahm im 16. Jahrhundert die im Patriziat entwickelte Kontinuitätsthese Bezug, indem sie sich von ihr abhob; aus ihr ergab sich auch die neue Betonung der Einheit des auserwählten Volkes. Sonst aber war diese idealisierende Geschichtsschau während Jahrhunderten geradezu zu einem unveränderbaren Kanon erstarrt, an dem man die eigene Gegenwartserfahrung maß. Die Fußstapfen der Vorväter waren ein für allemal getreten: und da diese Vorväter so einzigartig tugendhaft gewesen waren, erschien es den Nachfahren als höchste Leistung, in diesen Stapfen zu stehen. Die frommen, selbstgenügsamen und maßvollen Bauern, die den Adel vertrieben hatten – wo waren sie geblieben? Schmerzlich empfand man das Fehlen der Eintracht, in der sie ihre historische Leistung vollbracht hatten. Und daß man das auserwählte Volk Gottes war, wollte man gerne glauben, allein, es fehlte die Gewißheit der immer siegreichen Väter. Man wiederholte noch und noch den Kanon der Schlachtensiege, um sich dieser Taten Gottes durch die Eidgenossen

zu vergewissern, aber diese wurde je länger je mehr zur bloßen Leerformel. Die konkret erlebte Gegenwart ließ nur erkennen, wie weit man sich von jenen lichten Gestalten entfernt hatte. Die Beurteilung der Lage fiel je nach Standort unterschiedlich aus. In jedem Fall bildeten die «Fußstapfen der Väter» jene Orientierungspunkte, auf die sich die verschiedenen Lager ausrichteten und die trotz des lockeren staatlichen Zusammenhalts und bei allem Hader eine gemeinsame Tradition sowie die Vorstellung einer durch die Geschichte gehärteten Schicksalsgemeinschaft bewußt hielten. Mag auch das überkommene Geschichtsbild bis zur Formel, bis zur Schablone erstarrt gewesen sein, so hat es doch in tiefen Bewußtseinsschichten jenes Zusammengehörigkeitsgefühl aufrecht gehalten,

«Die Tugend der Bürger und die Glückseligkeit des Staates zu bevördern»: Die Alten Eidgenossen bei den Aufklärern

«Die Geschichtskunde wird billig als eines der vornehmsten Mittel angesehen, die Tugend der Bürger und die Glückseligkeit der Staaten zu bevördern», beginnt der «Entwurf einer Helvetischen Gesellschaft» von 1762¹. Das ist ein ganz neuer Ton, der Klang der Aufklärung, und zwar sowohl im Programm wie im Rahmen, in dem dieses verwirklicht werden soll. Die Helvetische Gesellschaft, die hier zusammentrat, gehört in die damals allgemein verbreitete Sozietätenbewegung, in der sich die geistigen Eliten überall in Europa zur Verfolgung ihrer Ziele zusammenschlossen, und zwar außerhalb der engen Kontrolle von Staat und Kirche, denen die neuen Ideen als Gefährdung des Bestehenden erschienen. Gerade die Helvetische Gesellschaft, welche die Freiheit der Bürger postulierte, sich unabhängig von den jeweiligen einzelörtlichen Loyalitäten gesamtschweizerisch zusammenzufinden, hat zu Beginn obrigkeitliche Zensuren und Repression erfahren müssen². Denn während die erstarrte Politik der Orte auf ihre Souveränität im religiösen wie im politischen Bereich bedacht war, strebten die geistig Wachen, die sich in der Helvetischen Gesellschaft zu sammeln begannen, allerorten und immer mehr über die kantonalen und konfessionellen Grenzen hinweg auf das gemeinsa-

men, das in der politischen Realität so selbstverständlich nicht mehr war.

So ist während dieser mehrhundertjährigen Periode das Geschichtsbild, das der eigenen Identitätspräsentation unterlegt wurde und allgegenwärtig gewesen zu sein scheint, dasselbe geblieben. Das ist an sich schon bemerkenswert. Auch von der Geschichtsschreibung sind keine neuen Impulse ausgegangen, so daß man von dieser Periode schon sagen konnte, sie erscheine wie die Stille zwischen zwei geistigen Epochen – zwischen der Reformation und der Aufklärung³. Doch mit der Aufklärung kommt nun neues Leben in das «muntere Treiben» auf der Traumbrücke der nationalen Identität.

³ FELLER/BONJOUR, *Geschichtsschreibung* 1, S. 329.

me Vaterland hin. Vielleicht mag gerade diese Ausrichtung – neben der Vorliebe für gehobene, antikisierende Begriffe – dazu geführt haben, daß sich die Gesellschaft nicht mit einem politisch vorbelasteten Begriff wie «schweizerisch» oder «eidgenössisch» benannte, sondern mit jener Bezeichnung, die auch der «eidgenössischen Dam» ihren Namen gegeben hatte: der Helvetia nämlich, jener gerade im bewußtseinsmäßigen Bereich gewonnenen neuen Repräsentation der Einheit. Als 37 Jahre später beim Untergang der Alten Eidgenossenschaft die Helvetische Gesellschaft ihre Tätigkeit vorübergehend einstellte, war sie als einzige offene, gesamtschweizerische Vereinigung eine Institution geworden, die sich aus dem eidgenössischen Dasein nicht mehr wegdenken ließ. Wenn wir uns im folgenden vor allem mit Zeugnissen dieser Gesellschaft befassen, so entspricht das durchaus ihrer Bedeutung. In der Tat ist die Identitätspräsentation, wie sie in dieser Gesellschaft ausgeformt wurde, in nahezu allen Zeugnissen jener Zeit zu finden, seien es die «Patriotischen Reden vor dem äußeren

¹ IMHOF/DE CAPITANI, *Gesellschaft*, S. 232; THOMMEN, *Zweckartikel*, S. 353–380.

² IMHOF/DE CAPITANI, *Gesellschaft*, S. 45–53. Zur gesamten Situation: IMHOF, *Régime*; DE CAPITANI, *Beharren*.

Stand der Stadt Bern»³, seien es die sich großer Beliebtheit erfreuenden verschiedenen «Neujahrsreden an die Jugend»⁴ oder gar erste Schulgeschichtsbücher⁵. Des öfteren sind jene Redner, Herausgeber und Autoren ja auch Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft gewesen.

Geschichte für eine bessere Zukunft

Die neue Sehweise⁶, die uns aus dem programmatischen Eingangssatz entgegentritt, ist jene der aufklärerischen Tugendphilosophie, wie sie zuerst von Johann Jakob Bodmer mit der schweizerischen Geschichte verknüpft worden ist⁷. Sie ging aus von einem neuen, autonomen Sittlichkeitssystem, dem nicht das von oben offenbarte Gotteswort, sondern das «natürliche» Gebot der Vernunft zum Maß allen Handelns wurde. Das höchste Prinzip dieser Sittlichkeit war das Streben nach Glückseligkeit, das der Schöpfer dem Menschen eingepflanzt habe. Als soziales Wesen aber findet der Mensch Vollkommenheit und Glück nur in der Gemeinschaft, im Glück aller, in der «Glückseligkeit der Staaten». Der Weg zu dieser Vollkommenheit ist die Tugend, die Sittlichkeit als Regulativ der menschlichen Beziehungen. Sittlichkeit erscheint so nicht mehr als autoritäre, von einem höheren Wesen auferlegte Forderung, sondern als innere Konsequenz der Vernunft. Allein schon die Erkenntnis der Zusammenhänge mußte so zu sittlichem Handeln führen. Diese Einsicht aber ergab sich aus dem Wissen um die eigene Geschichte. Ihr entnahm man Wege sowie Irrwege des Menschengeschlechts, aus ihr zog man die Lehre für das eigene Streben. Nicht mehr göttlichem Plan entsprechende Heilsgeschichte war es, die auf die

³ Vgl. dazu WESSENDORF, *Geschichtsschreibung*, S. 120–126. PATRIOTISCHE REDEN, hier insbesondere Bernhard Tscharners Rede über die Schlacht bei Laupen (1757), Rudolf Sinners Rede über die italienischen Kriege (1759), Emanuel von Graffenrieds Rede über die Burgunder Kriege (1760), Daniel Langhans' Rede über die Schlacht bei Morgarten (1763) und Rudolf Tscharners Rede über die Schlacht bei St. Jakob (1764).

⁴ Vgl. Neujahrsblätter der Bürgerbibliothek Zürich, Zürich 1645ff.; HIRZEL, *Züge*; BALTHASAR Joseph Anton Felix, *Neujahrgeschenke der luzernischen Jugend gewidmet 1779ff.*, Luzern 1781ff.; KOLIN Carl Caspar, *Versuch der zugerischen Jugend die Thaten ihrer allgemeinen und besonders Vorväter aus dem alten und mitleren Zeitalter einiger Maßen bekannt zu machen. Ihr zum Neujahrgeschenk gewidmet 1785 und 1786*, 1. und 2. Stück, Zug s.a. [1786].

⁵ Vgl. hierzu WESSENDORF, *Geschichtsschreibung*.

⁶ Ebd., S. 56f.; ferner: THOMMEN, *Zweckartikel*, besonders S. 224–261 und 339–380.

⁷ Hierzu: FELLER/BONJOUR, *Geschichtsschreibung* 2, 1962, S. 515ff. und 1979, S. 440ff.

⁸ VERHANDLUNGEN 1764, S. 135–158.

Vollkommenheit am Ende aller Tage hinführte, sondern eine Geschichte, die den Menschen, wenn er den natürlichen Geboten der sittlichen Vernunft nur folgte, der diesseitigen Glückseligkeit entgegenführen konnte. In diesem optimistischen sittlichen Eudaimonismus gewann die Geschichte eine ganz neue und umfassende Bedeutung: sie wurde zu einem der vornehmsten Mittel, «die Tugend der Bürger und die Glückseligkeit der Staaten» zu befördern. Bodmer hatte in Zürich seinen Geschichtsunterricht bereits tatkräftig in diese Richtung entwickelt. Doch den Gründern der Helvetischen Gesellschaft schien es, daß «unsere vaterländische Geschichte noch sehr wenig in diesem Gesichtspunkte behandelt» worden sei, und sie nahmen sich vor, «einen so reichen Stoff nicht ferners ungenutzt zu lassen». Wenn schließlich die Geschichte im Zweckartikel der Statuten von 1766 auch fehlte und nur noch allgemeine Ziele angeführt wurden – etwa die Förderung von Liebe, Eintracht und Friede, Freiheit, Tugend und edlen Taten –, so war sie in der Tätigkeit der Gesellschaft dennoch allgegenwärtig.

Das «guldene Zeitalter» des Vaterlandes: Die Alten Eidgenossen als erzieherische Utopie

Als Kinder eines gemeinsamen Vaterlandes fühlte man sich, dessen Bestand dem «mächtigen Trieb in die Glückseligkeit der Staaten» und den edlen Taten der «ruhmwürdigen Voreltern» zu verdanken war, ohne die es keine Dauer erhalten hätte. So sagte es Isaac Iselin in seiner Präsidialrede «Über die Liebe des Vaterlandes» von 1764⁸. Die Liebe zu diesem Vaterland war nach ihm Ausfluß «reinsten Menschenliebe», die sich an der «unendlichen Menge alles Guten, welches für das menschliche Geschlecht getan werden» könne, freue und so im Grunde die ganze Welt miteinbeziehe, auch wenn der Mensch nun einmal schicksalhaft in einen gegebenen Bezirk, seine Heimat, eingebunden sei. Die «edle Vaterlandsliebe», die er auf diese Weise charakterisierte, stand der «gemeinen Vaterlandsliebe», die sich nur auf das eigene Vaterland beschränkte, entgegen. Aus diesem offenen Patriotismus heraus konnte Iselin in den Schweizern «wahre Weltbürger, wahre Mitbürger aller Nationen» erkennen, die ihren Beitrag zur kommenden «Glückseligkeit der Staaten» leisten sollten. Und der Helvetischen Gesellschaft, dieser «edlen verehrenden Zusammenschwörung», teilte er die Aufgabe zu, «einen bewundernswürdigen Kampf wider mächtigere Tyrannen als die, welche euere Vorfahren vertrieben haben», zu



121 Johann Caspar Weissenbachs «Eydgnössisches Contrafeth».* Kupferstich von C.M. (Caspar Muos?), 1673, als Frontispiz für Johann Kaspar Weissenbachs «Eydgnössisches Contrafeth Auff- und Abnehmender Jungfrauen Helvetiae», 2. Auflage, Zug 1701. Universitätsbibliothek Basel.

führen, nämlich «wider die Vorurtheile, wider die Leidenschaften». Diese weltoffene Grundsatzklärung sollte später noch von den Helvetikern selbst im Sinne der «gemeinen Vaterlandsliebe»⁹ zusehends eingengt werden: die eigene Heimat wurde gegenwärtiger als die Welt, und man sah das Ziel der Pflege republikanischer Tugenden zusehends in der Bekämpfung der «offenbaren Abnahme der alten Energie unseres Nationalcharakters» und im Ausschluß fremder Einflüsse. Immer aber ging es diesem Patriotismus um die Förderung der Tugenden zum Wohle des Staates. Die bewunder-

ten Leitfiguren waren dabei, wie es schon bei Iselin anklingt, die «Alten Eidgenossen», Menschen jenes «gülden Zeitalters», in dem die Glückseligkeit einstmals erreicht worden war und denen man es, wenn auch mit andern Mitteln, gleich tun wollte.

Das Bild der «Alten Eidgenossen», da es ja den Patriotismus, das Tugendstreben zum Wohle der Gemeinschaft fördern sollte, war ein Idealbild. Und da es um eine umfassende Sittlichkeit ging, erfaßte es auch die ganze Breite des menschlichen Seins, nicht nur politische, sondern auch die sozial-, wirtschafts-, sitten- und kulturgeschichtlichen Aspekte. Als Caspar Hirzel 1763 von der «Entstehung und den Zielen der Helvetischen Gesellschaft» sprach, da holte er weit in die Geschichte aus und entwickelte zunächst als «Beispiel der wahren Eidgenössischen Freundschaft» seine Vorstellungen von den «Alten Eidgenossen»: Ihnen sei es ja um nichts anderes gegangen als um «die Erhaltung der bürgerlichen Freiheit»; «keine Begierde zu herrschen» habe sie angetrieben; keine «auführerische Bauern» seien sie gewesen, denn sie hätten ihr Vorhaben mit beispielloser «Mäßigung» ausgeführt, im ersten wie in allen folgenden Bündnissen die «besondern Rechte der Obern» gewahrt und «rechtmäßigem Befehle» gehorcht. Kein Blut habe die Stiftung des ersten Bundes besudelt, in erstaunlicher Mäßigung hätten die Eidgenossen die «tyrannischen Vögte mit ihrem ganzen Gefolge» und mit allem zusammengerafften Gut an die Grenze geleitet. Keine andere Absicht habe sie geleitet als jene, die «Rechte der Menschheit» zu verteidigen. Wenn sie nachmals große Eroberungen gemacht hätten, so nur deshalb, weil sie dazu genötigt worden seien; «sie wurden ohne Absicht groß». Solches sei die «Frucht einer redlichen Staatsökonomie» und der Verschwendung des angrenzenden Adels gewesen, der die «traurige Erfahrung» habe machen müssen, «daß der Geist der Herrschsucht die Grundsäule der Glückseligkeit des Staates untergrabe». Wenn man alle Macht für das Glück der Einwohner einsetze, die Gerechtigkeit liebe, sich gegensei-

⁹ IMHOF/DE CAPITANI, Gesellschaft 1, S. 214. FÜSSELI Johann Heinrich, Abnahme der alten Energie [...], in: VERHANDLUNGEN 1782, S. 13–83.

* Bildinterpretation: Die ganz besondere Leistung Weissenbachs bestand darin, ins Geschichtsbild eine neue Identitätsfigur eingeführt zu haben: die Jungfrau Helvetia. In der bildlichen Darstellung hat diese Figur zunächst noch keinen Niederschlag gefunden, wie das 1673 von C.M. gestochene Frontispiz zeigt. «Glück zu»: So begrüßt der Autor das Publikum und verweist zugleich auf die Apfelschuß-Szene Tells auf der Bühne. Die Darstellung selbst unterlegt dem konventionellen barocken Bildvokabular eine Landschaftskulisse. Darüber erscheint im Wolkenkranz oberhalb eines Spruchbandes in antikisierend-humanistischer Art der Theatergott (Apoll?) mit einem Füllhorn.

tig helfe, die «gesamte Eidgenossenschaft als einiges Vaterland» ansehe und so «in die Absichten und Grundsätze der ersten Stiftern der Eidgenossenschaft, dieser tugendhaften und weisen Helden, eintrete», dann werde die Schweiz vor ganz Europa geachtet werden¹⁰.

Noch weiter in der Evokation der Alten Eidgenossen ging 1774 Niklaus Emanuel Tschärner, als er von der «alteidgenössischen Jugenderziehung» sprach¹¹. Im «gülden Zeitalter unseres Volkes» sah er erste Voraussetzungen alteidgenössischen Wesens schon im physisch-genetischen Bereich, nämlich in der «Zeugung ächter Schweitzer» durch «gesunde, starke, freye und tugendhafte Eltern» von «vollkommener Größe» und in Ehen, die nicht durch Ehrsucht und finanzielle Berechnung gestiftet waren; ferner in der Ernährung durch die Muttermilch, welche «die Neigung eines keuschen, treuen und liebenden Herzens» einflösse, im Beispiel des Vaters, das früh lehre, «frei zu denken und redlich zu handeln», und schließlich auch im Einfluß der Natur und des rauhen Klimas. Den Nationalcharakter umschrieb Tschärner so: geprägt sei er von Frömmigkeit, Redlichkeit und von der Liebe zum Vaterland. Diese sei vor der Liebe zur Freiheit dagewesen, welche sich erst im Widerstand gegen die ungerechte Herrschaft ausgebildet habe. Zum Nationalcharakter sei auch die Treue gegenüber der rechten Herrschaft zu zählen, wie sie sich in den Vorbehalten der Bünde geäußert habe, bevor sich dann Freiheits- und Vaterlandsliebe für immer verbunden hätten. Diese Eigenschaften hätten in jener Heldenzeit die Kinder ganz direkt vermittelt bekommen, indem «der bestäubte Held vor ihnen stund» und beinahe jeder Ort ein Denkmal, jeder Tag ein Zeuge ihrer Tapferkeit und Frömmigkeit gewesen sei. Jene Vorfahren seien aber nicht nur Krieger, sondern auch Bürger voller Mäßigung, Gerechtigkeit und Treue gewesen, wovon die Blätter der Schweizergeschichte zeugten. Aber nicht die Tugenden der Helden und nicht die Eigenschaften der Patrioten allein machten das Glück jenes goldenen Zeitalters aus. Dauerhaft war es nur, wenn es sicher war. Nach Tschärner war es «umso sicherer, je weniger dazu erfordert wurde». So bestand das Glück der Alten Eidgenossen im Tiefsten in der Genügsamkeit, in der Ruhe der Seele, in Arbeitsamkeit und Mäßigung, in einer standesgemäßen Lebensführung «ohne Lüsterheit, ohne Eifersucht». Hierin sah Tschärner – die ursprüngliche Vorstellung von den schlichten Auserwählten Gottes gleichsam rational begründend und säkularisierend – die Grundfeste ihres Wesens.

¹⁰ VERHANDLUNGEN 1763, S. 55–71, besonders S. 58–64.

¹¹ VERHANDLUNGEN 1774, S. 13–63.

¹² VERHANDLUNGEN 1790, S. 7–95.

Als anno 1790 Salomon von Orelli seine Rede über «Die Sozial- und Kulturgeschichte der Schweiz» hielt, entwarf er in einer Anhäufung nun schon platter Klischeevorstellungen beinahe das Bild vom «edlen Wilden». Von der Sitteneinfalt jenes kleinen, armen und freien Volkes sprach er, bei dem der eingessessene Adel, durch Güterteilungen gezwungen, der landesüblichen Lebensart nahekam, in trauten Umgang mit Bürger und Landmann trat und gemeinsam mit ihm focht. Er redete auch von der Großzügigkeit, wenn es um die Freiheit ging, von der Würde der Ratsversammlungen, von der Gerechtigkeit und Milde des Gerichts und dem Fehlen der Folter; er sprach vom stillen Hirtenleben, von der Reinlichkeit und Einfachheit der Eßsitten, von der Wohlfeilheit des Lebens und dem täglichen Kirchgang, von Gastfreundschaft und vom edlen Zuge herzlicher Anteilnahme und noch von vielem mehr¹². Allen diesen Verlautbarungen – von Hirzels Konzentrat einer geschichtlich ausgerichteten Identitätspräsentation über Tschärners weit ausholendes Tugendgemälde bis hin zu Orellis schon ahistorischen Wunschvorstellungen – lag unverkennbar das überkommene Bild von den «Alten Eidgenossen» zugrunde. Diese boten sich als mustergültige Vorbilder im Sinne des sittlichen Eudaimonismus geradezu an. Die recht unbefangene Idealisierung der Alten Eidgenossen wurde kaum behelligt durch historische Bedenken, sofern sie nur der erzieherischen Zielsetzung diene. Deshalb hat der aufklärerische Idealismus in der Schweiz nicht die lichte philosophische Abstraktion gewonnen wie in Deutschland oder Frankreich, sondern sich sehr konkret und handfest geäußert: Die Idealität ist hier durch das farbig ausgemalte Vorbild der Alten Eidgenossen verdeckt worden.

Utopie und Wirklichkeit: Der historische Sündenfall und ein kreativer Neuanfang

Das «güldene Zeitalter» indessen war offensichtlich vorbei, das Glück des Staates verlorengegangen, und mit Albrecht von Haller fragte mancher: «Sag an, du Heldenvaterland. Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?» Es mußte demnach notwendigerweise einen Sündenfall in dieser Geschichte gegeben haben. Hier setzte die Kritik an den inneren Fehlern des Vaterlandes an, und man entwickelte eine eigentliche Zerfallsthese. Meist ließen die Autoren mit den Burgunderkriegen, vereinzelt schon mit Beginn des 15. Jahrhunderts, eine Sittenverrohung einsetzen, etwa bedingt durch

Herrschaft, Neid, fremdes Geld und fremden Luxus, deren Versuchungen man bis in die eigene Gegenwart wirken sah und geißelte¹³. Und man suchte im weltgeschichtlichen Vergleich – im Hinweis auf die Staatsentwicklung der Griechen und Römer – die Gesetzmäßigkeiten dieses Auf- und Niedergangs zu ergründen. Laurenz Zellwegers «Patriotischer Abschied» von 1764 hat diese Schau wohl am geschlossensten zum Ausdruck gebracht¹⁴. Darin klingt das Denkmodell des Disputs zwischen dem Alten und dem Jungen Eidgenossen oder der «Abnehmenden Helvetia» wohl an, doch stand es nun unter einem anderen Zeichen. Man fühlte sich nicht mehr so unmittelbar wie ehemals als Erben der Alten Eidgenossen, der einfachen Bauern, «in deren Fußstapfen» man treten sollte. Die Zerfallsthese bezeichnete eine Diskontinuität, einen Bruch in der historischen Entwicklung; die «wahren Tellen» konnten ja nicht mehr einfach aus dem Grab erstehen, um das Vaterland zu retten. Man wußte, wie es Johann Heinrich Füssli sagte, daß der jeder Nation eigentümliche Charakter mit dem Genius der Jahrhunderte seine äußere Farbe und seinen Schnitt notwendig verändern müsse, daß aber zugleich dessen innere, wesentliche Bestandteile kein Volk ungestraft mit fremden und neuen vertauschen könne¹⁵.

Aus diesem Wissen heraus ergab sich ein kreativer Umgang mit dem Geschichtsbild. Die Glückseligkeit des Staates konnte nur hier und jetzt wieder errungen werden, und wenn die edlen Vorfahren auch als Vorbild dienten, so konnte dies nur in der Umsetzung ihrer Tugenden in die Auffassung der neuen Zeit geschehen. Die Standhaftigkeit der Alten Eidgenossen gelte nun neuen Feinden wie der Nachlässigkeit, Flüchtigkeit und Trägheit, meinte Salomon Hirzel. Vom Vorbild Winkelried ausgehend, empfahl er dem jungen Leser, da er schon nicht «das Leben für die lieben Mitbürger lassen könne», wenigstens «eine Zierde, eine Bequemlichkeit, ein Vergnügen, eine Reizung der Wollust» zu opfern¹⁶. Das war helvetischer Patriotismus.

Aus solchem Verständnis heraus wurde einerseits das Bild von den Alten Eidgenossen zwanglos umgebogen durch eine Rückprojizierung aktuellen Tugendverständnisses auf die «guldene Zeit» und andererseits eine zeitgemäße Vorstellung des eidgenössischen Heldenentums entwickelt. Die neue Heldentat, das war wie Iselin es gefordert hatte – die Pflege der Wissenschaft, mit der das Ansehen des Vaterlandes in der Welt gefördert wurde. Die neuen Helden waren – wie es der Luzerner Franz Urs Balthasar in seinen «letzten Wünschen» aussprach – die Gelehrten und die um das Wohl des Vaterlandes verdienten Patrioten – so vor

allem der später als «wahrer eidgenössischer Held» gepriesene Balthasar selbst, der ja das Ganze mit seinen «Patriotischen Träumen» inspiriert hatte. Die «Ehren-Gedächtnisse» sowie «Denkmale» für die verstorbenen Gesellschaftsmitglieder brachten nichts anderes als nachahmenswerte Umsetzungen alteidgenössischer Tugenden zum Ausdruck, besonders deutlich etwa beim Nachruf auf Laurenz Zellweger¹⁷. In den Selbstdarstellungen der Gesellschaft wurden die ersten Gründer, allen voran Balthasar, zusehends den ersten Stiftern der Eidgenossen gleichgesetzt, ja die Gesellschaft selbst als eine «edle, verehrungswürdige Zusammenschwörung» dargestellt und die erste «Lustpartie» in Schinznach mehr und mehr zu einem geheimen Rütlichswur umstilisiert¹⁸. Viel später sollte Jeremias Gotthelf dieser Gründung in seinem «Schweizerwort» geradezu mythische Dimension verleihen¹⁹. So fern diese Identitätspräsentation der historischen Wirklichkeit war, so sehr war sie dynamisch und kreativ auf die aktuelle Welterfahrung und auf die Zukunft, das Wohl des Vaterlandes und die Glückseligkeit des Staates ausgerichtet.

¹³ KIRCHBERGER Niklaus Anton, Geschichte der eydsge-nössischen Tugenden, in: PATRIOTISCHE REDEN 1765 (WESSENDORF, Geschichtsschreibung, S. 122ff.); PATRIOTISCHE REDEN 1760 (Emanuel von Graffenried); Fremder Luxus in der Gegenwart: Vorschlag Die Reisen Eydsge-nössischer Jünglinge mit Nutzen auf ihr Vaterland einzuschränken, in: VERHANDLUNGEN 1769, S. 13–34; SCHEUCHZER Johann Jakob, Von der Schweizeren Leibs- und Gemüths-Beschaffenheit, Lebensart, Sitten ect., in: SCHEUCHZER, Beschreibung 2, Nr. 48–51, S. 196f. (seit «ettlich hundert Jahren» Mißbräuche, fremde Speisen); LAVATER Johann Kaspar, Schweizerlieder, Bern 1767 (Abschiedslied an einen Schweizer, der auf Reisen geht; Lied für junge Schweizermädchen); TSCHARNER Niklaus Emmanuel, Die altschweizerische Jugenderziehung, in: VERHANDLUNGEN 1774, S. 61f. (betr. Frauen); ZELLWEGER Johannes, Das Problem des Luxus, in: VERHANDLUNGEN 1756, S. 11–27.

¹⁴ ZELLWEGER Laurenz, Herrn Doctor Zellwegers patriotischer Abschied von der helvetischen Gesellschaft, in: VERHANDLUNGEN 1764, S. 47–63; GRAFFENRIED Emanuel von, Das alte Griechenland und die Schweiz, in: VERHANDLUNGEN 1780, S. 9–42; GUGGER, Wesen, S. 41–106.

¹⁵ FÜSSLER Johannes Heinrich, Die politische Tradition der Eidgenossenschaft, in: VERHANDLUNGEN 1780, S. 70.

¹⁶ HIRZEL Salomon, Das Beharrungsvermögen des Bürgers in der Republik, in: VERHANDLUNGEN 1769, S. 39–65; HIRZEL, Züge, 1. Stück «Die Enthaltbarkeit». Vgl. auch SUTER, Winkelried, S. 85–87.

¹⁷ ISELIN Isaac, Über die Liebe des Vaterlandes, in: VERHANDLUNGEN 1764, S. 135–158; BALTHASAR Franz Urs, Die letzten Wünsche eines Helvetischen Patrioten, in: VERHANDLUNGEN 1763, S. 29–44; HIRZEL, Entstehung, – Die Nachrufe sind zusammengestellt bei IMHOF/DE CAPITANI, Gesellschaft 1, S. 234f.

¹⁸ HIRZEL, Entstehung; ISELIN (wie Anm. 17); GLUTZ-RUCHTI Karl Johann Stephan, Wesen und Nutzen der Helvetischen Gesellschaft, in: VERHANDLUNGEN 1767, S. 59–73.

¹⁹ Vgl. GOTTHELF Jeremias, Eines Schweizers Wort an den

Das Vaterland in Europa: Die Entdeckung der Alpenheimat am Gotthard

Bei diesem kreativen Umgang mit dem eigenen Geschichtsbild sind auch neue Akzente gesetzt worden. Die Bauern, die man da pries, waren nicht «auführerische Bauern», wie nach Hirzel offenbar viele meinten und es von daher als gefährlich ansahen, «den Untergebenen die Geschichtsbücher der Eidgenossenschaft in die Hände zu geben»²⁰. Das untertänige Landvolk, das man als alltägliche Realität erlebte, entsprach nur bedingt jenem Idealbild, mit dem man sich identifizierte. Die Helvetiker rückten diesen idealen Landmann in gewissem Sinne in die Ferne, gaben ihm die Züge des freien Alpenbewohners, des Hirten, und zwar um so un-gezwungener, als die «ersten Stifter» ja tatsächlich in den Alpen gelebt hatten. In seiner vielgelesenen Schrift «Vom Nationalstolz», in der er den Schweizern aufgrund ihrer wahren Vorzüge – etwa der Tapferkeit der Altvordern – einen berechtigten Nationalstolz zugestand, ließ Johann Georg Zimmermann «Hirten» gegen den Adel siegen²¹. Und in Tscharners Charakterisierung der Alten Eidgenossen, ihrer Genügsamkeit und Seelenruhe schien auch jenes Bild des unverdorbenen Bergvolkes auf, dem Albrecht von Haller in seinem «Alpen»-Gedicht Jahrzehnte zuvor ein Denkmal gesetzt hatte²². Haller hatte im Jahre seiner Alpenreise, 1728, Johann Jakob Scheuchzer in Zürich besucht, jenen Mann also, der schon in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in seiner «Beschreibung der Naturgeschichten des Schwei-

zerlandes» die schweizerische Gebirgswelt und deren Bewohner auf eine ganz neue Weise dargestellt hatte: «Es ist der Senn insgesamt ein ehrlicher, aufrichtiger Mann, ja ein Abdruck der alten schweizerischen und redlichen Einfalt.» Diese Einfalt erkannte Scheuchzer im Leben, in der Bekleidung – «raucher ehrbarer Kittel» – und in der einfachen «durchleuchten» Behausung, die «nach der kömlichen Einfalt der ersten Erdeneinwohneren eingerichtet» sei²³. Als er «der Schweizer Leibs- und Gemütsbeschaffenheit, Lebensart und Sitten» zu begründen suchte, ging er von der ihm eigenen Vorstellung einer physiologisch-klimatischen Prägung der Menschen aus. Zwischen Äquator und Pol liege das Schweizerland auf dem «mäßigesten» Breitengrad, und in der gebirgigen Höhe genieße der Schweizer die reinste und subtilste Luft unter allen europäischen Völkern. Dieser Umstand bewirke eine ausgeglichene Bewegung des Blutes, Stärke und Größe und «kluge, heitere, zu allerhand Hirnarbeit geschickte Gedanken»²⁴. Dementsprechend erklärte Scheuchzer andernorts das Heimweh als eine typisch schweizerische Krankheit, die sich dadurch einstelle, daß der an leichte Luft gewöhnte Alpenbewohner von der ungewohnt schweren Luft des Tieflandes bedrückt werde, eine Störung der Blutsbewegung erfahre und dadurch mutlos und traurig werde²⁵.

Der Schweizer, fuhr Scheuchzer in seinem Artikel über dessen Leibs- und Gemütsbeschaffenheit fort, ernähre sich überdies klimagerecht einfach mit Milch, Milchspeisen, Brot, Wasser und Früchten, und mit bestem Recht verdiene er den Titel Milchesser – wie es die alten Griechen sagten – und nicht «jenen verächtlichen der Kühmelkern, welchen der Haß benachbarter Teutscher uns zugesetzt». Freilich würde man heute «fehlen wider die Gebräuche unserer Voreltern» in Nahrung, Sitte und Kleidung. Doch könne man – und Scheuchzer begründet das mit einem kurzen geschichtlichen Abriß – noch immer davon ausgehen, daß die Schweizer der Gattung des homo alpinus angehörten, die schon «Alt Vater Hippokrates» beschrieben habe: «Von den Bergen wohl verwahrt» heranwachsend, gestählt, stark, gesund, «rauhärig», frisch, arbeitsam, geduldig, ausharrend, auch hartnäckig, gutmütig, zu Kunst und Wissenschaft, vorwiegend aber zum Kriege geschickt. Entsprechend bietet Scheuchzer, ausgehend von der Schlacht von St. Jakob an der Birs, ein Gemälde der Schweizer Kriegstugenden – Tapferkeit, Klugheit, Frömmigkeit sowie Mäßigung im Sieg – samt einer langen Heldengalerie, worin sich der «genius nationis» äußere.

In einem ganz kurzen Text schließlich benennt Scheuchzer das Zentrum dieser schweizerischen Alpenheimat²⁶. Der Gotthard besitze

Schweizerischen Schützenverein. Manifest der schweizerischen Scharfschützen-Eidgenossenschaft, in: GOTTHELF, Werke 15, S. 282f.

²⁰ HIRZEL, Entstehung, S. 59. – Zum Mißtrauen der Obrigkeit gegenüber der Geschichte: WESSENDORF, Geschichtsschreibung, S. 63 und 103ff.; GREYERZ, Nation, S. 68; IMHOF, Régime, S. 764 (mit Literatur).

²¹ ZIMMERMANN Johann Georg, Vom Nationalstolz, s.l. 1758, S. 221–240; HIRZEL, Züge (Winkelried erscheint als Hirte); ORELLI Salomon, Sozial- und Kulturgeschichte der Schweiz, in: VERHANDLUNGEN 1790, S. 30, «unveränderliches Hirtenleben».

²² HALLER Albrecht von, Die Alpen, in: Versuch schweizerischer Gedichte, Göttingen 1762 (Bern 1969), S. 24–56.

²³ SCHEUCHZER Johann Jakob, Von des Sennen Person, Amt und Behausung, in: SCHEUCHZER, Beschreibung 1, Nr. 8, S. 30–32.

²⁴ SCHEUCHZER Johann Jakob, Von der Schweizeren Leibs- und Gemüths Beschaffenheit, Lebensart, Sitten etc., in: SCHEUCHZER, Beschreibung 2, Nr. 48–51, S. 189–104 (recte 204).

²⁵ SCHEUCHZER Johann Jakob, Von dem Heimweh, in: SCHEUCHZER, Beschreibung 1, Nr. 15, S. 57–60.

²⁶ SCHEUCHZER Johann Jakob, Vom St. Gotthards-Berg, in: SCHEUCHZER, Beschreibung 1, S. 18f.

über alle sich in den eidgenössischen Gefilden erhebenden Berge, ja über alle Berge Europas eine hohe Autorität. Die helvetischen Länder seien nämlich über alle anderen europäischen «in Ansehung der Situation hoch erhoben», und «in ihnen strecken den Kopf über alle anderen Berge die Gotthardischen Alpenfirste».



122 Der natürliche Altar der Schweizer Alpen.* Kupferstich/Radierung von Johann Melchior Füßli, 1706, als Frontispiz zu Johann Jakob Scheuchzers «Beschreibung der Natur-Geschichten des Schweizerlands». Universitätsbibliothek Basel.

Die Begründung hiefür gebe die Natur selber, denn auf dem Gotthard und den «geschwister-ten» Bergen würden die Hauptquellen entspringen, welche uns und die anderen Länder Europas mit dem meisten Wasser versorgten: Tessin, Reuß, Rhein, Rhone und Aare. Wer vermöchte hierin nicht Gottes allmächtige Weisheit bei der Einteilung der Berge und Täler zu erkennen; ja, nicht ohne besondere göttliche Vorsehung sei der Gotthard, dieser oberste Helm des europäischen Brenn- und Wasserhafens, gestaltet und dahin gesetzt worden, wo er jetzt stehe.

Mit diesem Gedankengang hat Scheuchzer den Alpen und dem Gotthard eine ganz neue Bedeutung erschlossen, die für das schweizerische

Selbstverständnis sich als fruchtbar erweisen sollte. Daß die Alpen von Gott geschaffene Bollwerke seien, davon wußte man schon im Mittelalter. Man vergaß es auch später nicht. So fand Chorherr Gugger von Solothurn 1773 in seiner Präsidialrede die Alpenfestung besser als alle Vaubans zusammen²⁷. Scheuchzer aber entwarf die großartige Vision einer Alpenheimat, deren Natur die in ihr lebenden Menschen prägte und ihnen Eigenschaften anerkandte, die vor den großen Völkern Europas durchaus bestehen konnten; eine Alpenheimat, in die Gottes allmächtige Schöpferweisheit das Wasser-schloß Europas, nämlich das Gotthardmassiv, gepflanzt hatte.

Der Volkscharakter der Schweizer ergab sich so naturnotwendig aus der hehren und kargen Bergwelt: Als Bodmer 1721 ein Beispiel «originalen Charakterzeichnungen einer Nation» geben wollte und hiefür als Thema «das Genie jenes Volckes, das den Anfang zu dem helvetischen Bündnis gemachet», wählte, ging er von der Alpenlandschaft aus und leitete hieraus den Volkscharakter der Eidgenossen ab²⁸. Balthasar sah den Charakter dieser Nation mit der «rauen, bergichten und ungehobelten Landschaft in einem vollkommenen Verhältnis»²⁹.

²⁷ Am frühesten erscheint die «Wacht am Gotthard», allerdings im pejorativen Sinn als Strafe, um 1450 in Felix Hemmerlis Dialogus (vgl. dazu MARCHAL, Schweden, S. 74–79). – Haintz von Bechwinden spricht dann 1500 – der bekannten Morgartenüberlieferung von Johannes von Winterthur und Johannes von Victring folgend – die Berge als schützende Heimat der Schweizer an. LORENTZEN Theodor, Zwei Flugschriften aus der Zeit Maximilians I., in: Neue Heidelberger Jahrbücher 17, 1913, besonders S. 172, Verse 165–168. – Vgl. Ende des 15. Jahrhunderts die bemerkenswerte Abwandlung des Psalmes 124: «Non commovebitur in eternum qui habitat in Switzia. Montes in circuitu eius [...]». MARCHAL, Antwort, S. 790. – Getreue Warnung und Vermanung an die treizehen Orth löblicher Eydgnosschafft wegen manigerley böser Prattickenn und sorglicher leuffe so jetzund vorhanden, s.l. 1586 [HALLER, Bibliothek 5, Nr. 600] (die inneren Orte haben die Berge als Burg). – BALTHASAR Franz Urs, Letzte Wünsche, in: VERHANDLUNGEN 1763, S. 17; GUGGER, Wesen, S. 53f.

²⁸ BODMER Johann Jakob, Die Discourse der Mahlern, 1. Teil, 5. Discours, Zürich 1721. Die Charakterzeichnung entspricht im übrigen vollkommen dem bekannten Bild.

²⁹ BALTHASAR Franz Urs, Letzte Wünsche, in: VERHANDLUNGEN 1763, S. 31.

* Bildinterpretation: Schon im Jahre 1706 verselbständigte sich die Landschaftskomponente. Von einem altarartigen Block aus, auf dem verschiedene geologische Funde und Fossilien (Zeichen der vergangenen Sündflut!) liegen, führt ein Zickzackweg in die Alpen hinauf bis zu den Wolken. Links im Vordergrund sitzt bei Pickel und Schaufel der Naturforscher. Er wendet sich, den gehobenen Kristall darbietend, zum Altar, während rechts ein Hirte eine Kuh heranzuführt. Beide Gestalten gleichen Priestern vor dem Altar; den Blick nach oben gerichtet, verleihen sie der Alpenszene eine weihevollte Würde. Auf neue Weise wird die ganze Alpenwelt der Eidgenossenschaft als natürliche Weihestätte Gottes begriffen.

Und da dieser Charakter mit dem Bild, das man sich von den Vorfahren machte, übereinstimmte, erkannte man in ihnen jenes Volk, das durch göttliche Bestimmung an diese Herzstelle Europas gesetzt worden war. Die Alpenlandschaft war also mehr als ein Naturerlebnis, sie war das wahre Abbild der Heimat, der Urgrund des Vaterlandes. Selbst in einem so unpolitischen Genre wie den Idyllen ließ Salomon Geßner 1758 im «hölzernen Bein» – übrigens der einzigen Alpenidylle – zwei Hirten sich begegnen und von der Schlacht bei Näfels, die der ältere noch erlebt hatte, sprechen. Die Idylle ergab sich aus dem tiefen Einklang zwischen dem alten und dem jungen Hirten³⁰. Jetzt vermochten die Bergbewohner lebhaftestes Interesse auf sich zu ziehen, wie zum Beispiel in den beiden Reden Franz Joseph Stalders über «Charakter, Sitten, Festliche Spiele der Entlebucher» und über «den Charakter unserer Väter auf dem Schlachtfelde vor Sempach»³¹. Die patriotische Schweizer Reise mußte unbedingt in die Alpen führen. Bei Philippe Sirice Bridels Essay von 1795 über die Bildungsreise in der Schweiz galt der erste Besuch dem Gotthardmassiv³², und Friedrich Münch besang den Gotthard als das Quellgebiet der vier Ströme³³. In den Alpen und ihrem Einfluß auf die Menschen sowohl zur «gülden Zeit» der Alten Eidgenossen wie auch in der Gegenwart erkannte man nun ebenfalls eine Voraussetzung für die «Glückseligkeit des Staates». Philippe Sirice Bridel hat das zu einem Zeitpunkt, da die Alte Eidgenossenschaft bereits untergegangen war, in seiner Bittschrift an das helvetische Direktorium in die knappe Formel gegossen: «Ex

alpius salus patriae» – «aus den Alpen das Heil des Vaterlandes»³⁴.

Die volkstümliche Vermittlung der Utopie

Alle diese Vorstellungen von der «Alten Eidgenossenschaft» verfolgten unverkennbar ein pädagogisches Ziel, wie denn von allem Anfang an die Aufmerksamkeit der Helvetischen Gesellschaft ganz allgemein den erzieherischen Fragen, eben der Bildung der Tugenden, galt. An der Versammlung von 1766 schlug Martin Planta vor, «zur Erweckung tugendhafter und großmüthiger Gesinnung bey dem Landvolk die besten Thaten unserer Väter in einfältigen Liedern lebhaft vorzustellen», damit nicht nur den Leuten «höheren Standes», sondern auch dem «Pöbel», bei dem viele kaum lesen könnten, eine «edlere Denkungsart» beigebracht werden könne. Weltliche Lieder historischen Inhalts sollten es sein, und sie sollten nicht bloß den Kriegshelden gelten, sondern auch von «rechtschaffenen Leuten» handeln. Wenn man eine solche Liedersammlung propagiere, könne man bald «unter den Schnittern, Tagelöhnern, Acker- und Handwerksleuten die rühmlichen Thaten unserer Vorältern besingen hören und bey vielen den Geist der Nachahmung aufwachen sehen»³⁵. Daß der Wunsch und in gewissem Ausmaß auch die Prophezeiung in Erfüllung gingen, dafür sorgte der junge Johann Caspar Lavater, der 1766 der Versammlung beigewohnt hatte. Wenige Wochen später ließ er den Mitgliedern sein Schweizerlied zukommen, das in einprägsamen Versen mit frischem Schwung eine Identitätspräsentation bot, die ganz dem Programm der Helvetischen Gesellschaft entsprach und begeisterte Zustimmung fand: «Wer, Schweizer! Wer hat Schweizer Blut? Der, der mit Ernst und frohem Muth dem Vaterlande Gutes thut...» In rascher Folge dichtete Lavater je ein Dutzend Kriegs- und patriotische Lieder (wo nötig mit einem historischen Kommentar versehen), die von 1767 bis Ende des Jahrhunderts mehrfach aufgelegt wurden³⁶.

In den Kriegsliedern entfaltete er in grellen, pathetischen Tönen Gemälde der alten Schweizerschlachten, wobei er die Form von Gleims damals so beliebten Grenadiersliedern übernahm. Nahe dem volkstümlichen Bänkelsängerton, durchmischt mit Kraftversen, dann aber auch treuherzig und hausbacken, fanden die Lieder beim Volk eine begeisterte Aufnahme. Wenn sie auch in literarischen Kreisen belächelt wurden und die obrigkeitliche Zürcher Zensur gar vom «Aufwärmen des alten Mists» sprach – Lavater war doch ein Könnner, was vor

³⁰ GESSNER Salomon, Idyllen, Hrg. Theodor E. Voss, Stuttgart 1973, S. 132–136: Das hölzerne Bein. Eine Schweizeridylle (1772). Vgl. hierzu: STRAUMANN, Konservatismus, S. 32–37; BURK Berthold, Elemente idyllischen Lebens. Studien zu Salomon Geßner und Jean-Jacques Rousseau, Bern 1981 (Europäische Hochschulschriften Reihe 1, Bd. 426), S. 67f.

³¹ STALDER, Fragmente. Vgl. ferner: MÜLLER Johannes von, Briefe über ein schweizerisches Hirtenland, in: Der Teutsche Merkur, Weimar 1781, Heft 2, S. 97–114, Heft 3, S. 38–54, 123–140, 241–252.

³² BRIDEL Philipp Sirice, Essai sur la manière dont les jeunes Suisses doivent voyager dans leur patrie, in: Etranges Helvétiques et patriotiques pour l'an de Grace 1796 à Lausanne; Mélanges Helvétiques 4, Lausanne 1797, S. 461–499. Vgl. auch Lavaters Abschiedslied an einen reisenden Schweizer, in: LAVATER Johann Kaspar, Schweizerlieder, Bern 1767.

³³ IMHOF/DE CAPITANI, Gesellschaft I, S. 198.

³⁴ REYNOLD Gonzague de, Le Doyen Bridel (1757–1845) et les origines de la littérature suisse romande. Etude sur l'Helvétisme littéraire au XVIII^e siècle, Lausanne 1909 (Motto).

³⁵ IMHOF/DE CAPITANI, Gesellschaft I, S. 199–204.

³⁶ Ebd., S. 241–248. Zitate nach: LAVATER Johann Kaspar, Schweizerlieder, Bern 1768. Das abschließende Zitat stammt aus «Die helvetische Eintracht».

allem dann erkennbar wird, wenn man seine Lieder mit jenen seiner Nachahmer vergleicht, welche die «Schweizerlieder» mit immer weiteren Stücken ergänzten. Verse wie jene auf «die großmütigen Belagerten» (Solothurn 1318), die in schwungvoller Direktheit die wesentliche Lehre vermitteln, trifft man sonst in jener Zeit kaum:

«Schön, schön ist Heldentapferkeit,
Ihr Ruhm fliegt himmelhoch!
Doch unbesiegte Menschlichkeit
Unendlich höher noch!
O goldne Zeit, wo Treue groß,
noch größer Großmuth war...»

Mehr als in den Kriegsliedern, deren unerwartet große Wirkung ihm eher ungelegen kam und von denen er sich schon 1769/70 in aller Form lossagte³⁷, trachtete Lavater durch seine patriotischen Lieder die edlen Tugenden zu fördern. In diesen Liedern, am deutlichsten im «Schweizerlied», im «Gemeineidgenössischen Lied» und im «Abschiedslied an einen Schweizer, der auf Reisen geht», wird der ganze patriotische Tugendkanon in einer Weise entfaltet, die immer wieder die Rückbesinnung auf das Beispiel der Väter sowie die innere Verbundenheit mit dem «Schweizeralpenland» zum Ausgangspunkt nimmt. Ein Schweizer sei, «wer seiner Väter Tugend ehrt, sie ausübt und sie andere lehrt». Dem reiselustigen Schweizer empfiehlt Lavater, «wie man reisen soll im Schweizeralpenland»: zunächst «auf der Berge stolzes Haupt», wo die Freiheit erfüllt werden kann, «die kein Neid uns raubt»; dann auf das Schlachtfeld, wo die Väter fochten und wo auch die Natur zum jungen Herzen spreche; und dann schließlich: «lerne jeden freien Staates Recht, der steht im Schweizerbund». Die Fremde solle er jedoch meiden, wo «vergiftet wird dein Schweizersinn von Monarchienluft». Im «Gemeineidgenössischen Lied» hat Lavater die Alpenwelt unmittelbar in das Lob eidgenössischer Tugenden einbezogen, und in einem anderen Lied sind Bergnatur und eidgenössische Eintracht in Verse von kristallener Klarheit gegossen:

«Schweizerberge – undurchdringlich
Hohe Festung der Natur! –
Aber, Brüder! Unbezwänglich
Sind wir doch durch Eintracht nur.»

Lebendige Auseinandersetzung mit den «Alten Eidgenossen»

Nicht nur Lavaters Lieder und jene seiner Epigonen vermittelten das Geschichtsbild der Helvetischen Gesellschaft an die weitere Öffentlichkeit. Gleiches taten auch die nun allenthal-

ben erscheinenden «Neujahrsgaben». Auch wo man die eudämonistische Auffassung nicht übernahm, waren die Alten Eidgenossen, wie man sie jetzt sah, eben doch Beispiele auserlesener Tugend und Vorbilder für die Nachfahren. Die durch den Luzerner Rat veranlaßten vaterländischen Dramen der Luzerner Jesuiten Joseph Ignaz Zimmermann und Franz Regis Crauer boten ein ganz ähnlich idealisiertes Bild, auch wenn sie der diesseitsbezogenen Tugend-auffassung nicht folgten³⁸. Und die «Neujahrsblätter ab den Chorherren» in Zürich haben dieselben Vorstellungen von den Vorfahren bewußt nicht im Sinne des aufgeklärten Patriotismus ausgelegt, sondern als Vorbild für Frömmigkeit, Liebe zur Religion und Seelengüte³⁹. Bei dieser Idealisierung der Alten Eidgenossen wurden durchaus unterschiedliche Akzente gesetzt, und zwar schon im Schoße der Helvetischen Gesellschaft selbst. Die Ambivalenz zwischen dem kriegerisch-heldischen und dem durch friedliche Tugenden gekennzeichneten Bild der Alten Eidgenossen tritt gerade bei Lavater zutage, der sich dessen bewußt wurde und sich explizit für das letztgenannte entschied. Und während Gottlieb Konrad Pfeffel⁴⁰, besonders aber der Solothurner Chorherr Gugger und Josua Hofer⁴¹ die eidgenössischen Kriegstaten im Überschwang hochleben ließen und Johann Heinrich Füßli nach dem Freiheitssinn den «ächten Militärgeist», den Wehrwillen, als zweiten den Staat erhaltenden Grundsatz vorstellte⁴², stand Isaac Iselin einer solchen Sicht eher verständnislos gegenüber. Niklaus Anton Kirchberger sah im Überhandnehmen der kriegerischen Eigenschaften gar den ersten Anlaß zum Zerfall eidgenössischer Tugend⁴³.

³⁷ Vgl. LUGINBÜHL-WEBER Gisela, «Die Schlacht bey Sempach». Johann Kaspar Lavater als Patriot und Pazifist, in: THOMMEN, Schlacht, S. 31–39.

³⁸ EBERLE Oskar, Staatsfestspiel am Vierwaldstättersee, in: Jahrbuch der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur 10/11, 1938/39, S. 58. – ZIMMERMANN Joseph Ignaz: Wilhelm Tell. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, Basel 1777; Petermann von Gundoldingen oder die Sempacherschlacht. Ein eidgenössisches Trauerspiel, Basel 1779; Nikolaus von Flüe oder die gerettete Eidgenossenschaft, in fünf Aufzügen, Luzern 1781; Erlachs Tod, ein vaterländisches Trauerspiel, Augsburg 1790. – Dann: CRAUER Franz Regis: Die Mordnacht zu Luzern. Ein vaterländisches Schauspiel, Luzern 1792; Julia Alpinula, oder Gefahr der Sicherheit, ein helvetisches National-Trauerspiel, Luzern 1792.

³⁹ WESSENDORF, Geschichtsschreibung, S. 160–165.

⁴⁰ PFEFFEL Gottlieb Konrad, Kriegshandwerk in alter Zeit, in: VERHANDLUNGEN 1785, S. 19–53.

⁴¹ Vgl. GUGGER, Wesen; HOFER Josua, Die eidgenössischen Hilfeleistungen für Mülhausen, in: VERHANDLUNGEN 1781, S. 9–37.

⁴² FÜSSLER Johannes Heinrich, Die politische Tradition der Eidgenossenschaft, in: VERHANDLUNGEN 1780, S. 13–83.

⁴³ KIRCHBERGER Niklaus Anton, Geschichte der eidschweizerischen Tugenden, in: PATRIOTISCHE REDEN 1765.

Schließlich sei nicht verschwiegen, daß es neben der Idealisierung auch andere Auffassungen gab. Das beliebte, 1779 erstmals erschienene, bis ins 19. Jahrhundert wiederholt aufgelegte, ins Französische übersetzte und – von konfessionellen Parteilichkeiten gereinigt – auch in Sitten und Solothurn als Lehrmittel verwendete Schulbuch des Zürchers Hans Rudolf Maurer ließ die Alten Eidgenossen kaum mehr in einer idealisierenden Gloriele erscheinen⁴⁴. Hier dominierten schlichtweg «rohe, einfältige, tapfere; freyheitsliebende Leuthe», und nur gerade in ihrer bescheidenen Lebensführung und Tapferkeit vermochte Maurer Ansätze zu republikanischen Tugenden zu erkennen. Schon im Eingreifen Luzerns im Entlebuch am Anfang des Sempacherkrieges sah er eine «leichtsinnige» Einmischung in «fremde Händel»; und die Burgunderkriege, Tummelfeld «geldhungriger Schweizerhelden», malte er dann vollends in düsteren Farben. Maurers Interesse galt der Reformation; in ihr sah er eine der Gegenwart verwandte «Aufklärungszeit», und so konnte er der von den Patrioten gehegten alteidgenössischen Tradition nur kritisch gegenüberstehen. Folgerichtig trat die politische und militärische Geschichte mit ihren sagenhaften und anekdotischen Begleiterscheinungen in den Hintergrund. Geistige, kulturelle und ökonomische Zustände wurden in nüchternem Tone behandelt, und vielleicht lag gerade hierin der Erfolg des Büchleins begründet.

Denn die überschwengliche, pathetische Gebärde der Helvetiker fand nicht nur Anklang; von nüchternen Zeitgenossen wurde sie belächelt. Mochten sie sich auch durch Josua Hofer für die Taten der Vorfahren preisen lassen – «Ihr habt so viele Unschuldige beschützt... daß man Euere Heerzüge nicht genug bewundern und Euer unerschrockenes Herz nicht genug preisen kann»⁴⁵ –, viele Zeitgenossen erkannten das Phrasenhafte dieser ganzen Selbstdarstellung durchaus: «Wenn das Vaterland in Gefahr ist, werden diese Patrioten nicht die Männer seyn, die es retten», notierte ein

⁴⁴ MAURER Hans Rudolf, Kurze Geschichte der Schweiz. Für Anfänger, Zürich 1779, 1782, 1791, 1816. Übersetzt ins Französische: GAUDIN Jean, Abrégé de l'histoire de la Suisse, Zürich 1817. Dann veränderte Auflagen in Sitten und Solothurn 1819, 1829. Vgl. WESSENDORF, Geschichtsschreibung, S. 166–169.

⁴⁵ VERHANDLUNGEN 1781, S. 14.

⁴⁶ IMHOF/DE CAPITANI, Gesellschaft 1, S. 216f.

⁴⁷ FELLER/BONJOUR, Geschichtsschreibung 2, 1962, S. 500 und 21979, S. 425.

⁴⁸ Von der Aufklärung zum Historismus. Zum Strukturwandel des historischen Denkens, Hrg. Horst Walter Blanke/Jörn Rüsen, Paderborn 1984 (Historisch-politische Diskurse 1). Siehe auch AUFKLÄRUNG.

⁴⁹ WESSENDORF, Geschichtsschreibung, S. 49, 118–120.

⁵⁰ BODMER Johann Jakob, Die Discourse der Mahlern, 1. Teil, 5. Discours, Zürich 1721.

ausländischer Beobachter⁴⁶. Als in der Katastrophe von 1798 die «Probe aufs Exempel» – für einmal stimmt die Wendung genau – wirklich erbracht werden mußte, taten sich diejenigen, welche tausendfach den Tod fürs Vaterland besungen hatten, nicht besonders hervor. Nur gerade zwei Helvetiker, unter ihnen Lavater, der den falschen Ton in seinen Kriegsliedern erfüllt und sie widerrufen hatte, sind als Opfer der Besatzungsmacht namhaft zu machen.

Der Weg zur Geschichte der Nation: Die Geschichtsschreibung

Unter den patriotischen Helvetikern gab es auch Historiker. Auch sie waren geprägt von der eudämonistischen Auffassung, daß Geschichte – wie Isaac Iselin es sagte – «ein Experimentalcours der Sittenlehre, der Staatskunst und des guten Geschmacks»⁴⁷ sei. Sie ließen sich durchaus von der patriotischen Begeisterung der Helvetischen Jahresversammlungen mittragen. Das verhinderte aber nicht, daß sich in dieser Zeit, der allgemeinen Entwicklung folgend⁴⁸, in der Geschichtswissenschaft auch Neues tat. Nicht nur daß Geschichte jetzt als Bildungsfach institutionalisiert wurde: in Zürich am Carolinum im Jahre 1712 und in Bern in der nicht realisierten Schulreform von 1767 sowie 1787 am «Politischen Institut»⁴⁹. Auf dem Lehrstuhl am Carolinum saß seit 1722 Johann Jakob Bodmer, der große Anreger, der die aufklärerische Sinnggebung und erzieherische Funktionalisierung der Geschichte ja geradezu programmatisch gefordert hat. Für die Frage nach dem Neuen in der damaligen Geschichtswissenschaft bietet Bodmers durchaus wertende Einteilung der Historiker in «Copisten», «Critici» sowie «Originale» einen Ausgangspunkt⁵⁰. Zu den «Copisten» zählte er die meisten «Chronick-Schreiber des Schweizerlandes», die kritiklos aus allen möglichen Quellen ihre Angaben sammelten, sie ungeordnet aneinanderreichten, ohne eigene Überlegungen beizumischen, da sie zur eigenen Absicherung immer eines Vorgängers bedürfteten. In den «Critici» erkannte er jene, die in den von den «Copisten» gesammelten Quellen Wahres von Falschem, Wichtiges von Unwichtigem unterschieden, über die Handlungen und Reden, welche der «Registrator» aufgezeichnet, «meditierten und also den Begriff von dem Humor und der Politique eines Volckes oder einer Person formirten». Aus dieser Vorstellung von «kritischer» Geschichtsbetrachtung ergaben sich die Bemühungen um die editorische Erschließung der Quellen, und zwar sowohl bei Bodmer selbst in



seinem «Thesaurus Historiae Helveticae» von 1735 wie auch im Rahmen der Helvetischen Gesellschaft. Bereits 1766 schlug der Bodmer-Schüler Salomon Hirzel vor, die Quellen «wie arbeitsame Bienen» zu einem Gebäude zusammenzutragen, das sich durch Ordnung auszeichnen und zur Ergründung der Wahrheit in den Taten der Väter dienen sollte. Eine solche Arbeit «läßt uns mit den lang entschlafenen Vätern wie mit Hausgenossen umgehen» und an ihren Sitten, Freuden und Sorgen teilnehmen, schließe deren «redliche Herzen» auf, lasse

* Bildinterpretation: In dieser eidgenössischen Selbstrepräsentation läßt Füßli im Vordergrund die Interpreten sprechen, nämlich die Einigkeit, die «Vis Unita» mit Füllhorn und umschlungenem Pfeilbündel, und den alten Krieger, dessen altertümliche Rüstung auf die frühere Kampfbereitschaft der Alten Eidgenossen verweisen soll. Dahinter öffnet sich in zwei verschiedenen Ansichten die schweizerische Alpenwelt. Vom Dreifaltigkeitssymbol aus senken sich Segensstrahlen auf eine retabelartige Präsentation der Eidgenossenschaft. Zwischen dem Pilaster der Zugewandten Orte und dem der Untertanenländer umfaßt der 13teilige Wappenkranz der eidgenössischen Orte den Kern des Bildes: die drei beständigen Eidgenossen, die im Gegensatz zu den Zugvögeln vereint geblieben sind.

auch ihre «Schwachheiten» einsehen und ihre Gemütsart und ihre Unruhe entdecken⁵¹. Hirzel stellte gleich selbst einige Quellenstücke vor, die alle zur Erhellung jener nur schwer durchschaubaren Zeitumstände dienten. Das Ziel der Bemühungen war die Erkenntnis der Zusammenhänge. Die Geschichte sollte, wie es Hirzel ausdrückte, «die Wege der göttlichen Vorsehung mit [den] Nationen» aufzeigen. Das war das Programm eines Kritikers Bodmerscher Prägung: Suche nach den Grundlagen, aber nicht bloßes Sammeln, sondern auch sinnvolle Einordnung der Materialien. Im vertrauten Umgang mit den Altvordern wird das Interesse an der ganzen Spannweite menschlichen Daseins signalisiert, an der «Wahrheit der Taten», der Schwachheiten und Sorgen, am Dasein eben, «wie es gewesen». Ein quellennahes Bild sollte entstehen und damit die erzieherische Zielsetzung, die natürlich dieselbe blieb, nur um so glaubhafter erfüllt werden.

In seiner beachtlichen Präsidialrede über «Das eidgenössische Recht» gab Hirzel 1770 eine Probe seiner Vorstellung – eine von idealisierenden Klischees beinahe freie und geradezu modern anmutende Sicht der Entstehung der Eidgenossenschaft. Nach ihm hätten die Zeitumstände, die durch das «anarchische Lehensrecht», durch Streit zwischen Kaiser und Papst und durch den Kampf zwischen großen und kleinen Herren gekennzeichnet waren, dazu geführt, daß sich Städte und Länder in Bündnissen vereinigten, um sich gegen den «Übertrag der Tyranney» zu verteidigen und ihre gegenseitigen Konflikte nicht mehr mit Gewalt und Krieg zu regeln, sondern vor einem bestimmten Richter beizulegen. Aus diesem Grunde «entstanden eine unendliche Anzahl Bündnisse» – Hirzel weist auf die Urkunden hin, die er gesehen habe –, wobei erstmals die Städte zu «ewigen Verbindungen» geschritten seien. Er hielt es für «eine nicht unsichere Vermuthung, daß auf diese Art die Eidgenossenschaft entstanden» sei⁵². Von den Richterartikeln ausgehend, würdigte Hirzel nun die Schwierigkeiten, aber auch den Segen der Schiedsgerichtsbarkeit und stellte diese Friedenswahrung schließlich als «den ersten Zweck der Stifter unserer geheiligten Verbindung» hin, von dem man sich weder durch Leidenschaft noch durch Vorurteile abbringen lassen dürfe. Vielmehr solle man «die erhabene Gesinnung tief verehren, mit welcher

die ersten Eidgenossen, diese friedliebenden Brüder, die Zweytracht verabscheut und die Ruhe auf weit entfernte Zeiten» befestigt hätten.

Bemerkenswert ist hier nicht so sehr der frühe Entwurf einer Landfriedensthese als vielmehr die Tatsache, daß zur Erklärung des Besonderen der Eidgenossenschaft nicht mehr die überkommenen Identitäts-Vorstellungen dienten, sondern ein neuer, verfassungsrechtlicher Ansatz gefunden wurde. Dies entsprach der allgemeinen Entwicklung der Aufklärung, in der ein Begründungsbedürfnis des Staates, seiner Form und seiner Aufgaben bewußt wurde – eines Staates, der nun nicht mehr von Gottes Gnaden erschien, sondern – je nach Auffassung – als «contrat social» unter Menschen oder als «organisch» gewachsenes Gebilde verstanden wurde. Die Entstehung von Staatlichkeit selber war zum Gegenstand der Betrachtung geworden; die Gesetzmäßigkeiten dieses Prozesses suchte man modellhaft durch den Vergleich mit den klassischen Vorbildern der Griechen und Römer zu erfassen.

Wie Hirzel das historische Interesse andeutungsweise auf das ganze Dasein ausgeweitet hatte, so hat die aufklärerische Geschichtsschreibung bereits begonnen, ein weiteres Feld als die bloß politische Fragestellung zu bearbeiten: so Bodmer 1769 in seinem Unterrichtsmittel «Historische Erzählungen, die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken», ferner Johann Schinz in seinem wirtschaftsgeschichtlich orientierten «Versuch einer Geschichte der Handelschaft der Stadt und Landschaft Zürich» von 1763. Bodmers Nachfolger am Carolinum, Obmann Johann Heinrich Füßli, hat in seinem «Johann Waldmann» von 1780 ebenfalls einen breiten Ansatz gewählt. Es war, wie der Titel sagte, «ein Versuch, die Sitten der Alten aus den Quellen zu erforschen». Auch die volkskundliche Fragestellung ist damals angegangen worden, vor allem durch Franz Joseph Stalder in seinen «Fragmenten über das Entlebuch»⁵³. So weit und unterschiedlich die Fragestellungen dieser Historiker waren, so ist ihnen allen gemeinsam, daß sie nicht eine abgeschlossene Geschichte bieten wollten, sondern «Versuche» oder «Fragmente» erarbeiten, wobei Erörterungen über Methodenprobleme – wie bei Füßli – ebenfalls in die Darstellung einfließen. Sie standen damit durchaus im Trend der Zeit⁵⁴. All diese Autoren waren Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, deren Verhandlungen einen Eindruck von der Spannweite des historischen Interesses vermitteln, auch wenn die Fragen – wie wir gesehen haben – zum Teil recht naiv verfolgt wurden.

Bodmer hat aber auch vom originalen Geschichtsschreiber gesprochen. Ihm brachte er

⁵¹ Vgl. HIRZEL Salomon, Vorschlag, die Eidgenössischen Urkunden in den verschiedenen Orten zu sammeln, in: VERHANDLUNGEN 1766, S. 65–82; IMHOF/DE CAPITANI, Gesellschaft I, S. 180.

⁵² HIRZEL Salomon, Das Eidgenössische Recht, in: VERHANDLUNGEN 1770, S. 23–50.

⁵³ STALDER, Fragmente.

⁵⁴ Vgl. AUFKLÄRUNG, darin besonders den Beitrag von Ursula A. J. Becker.

höchste Achtung entgegen. «Original» war derjenige, welcher die Charaktere einzelner Menschen oder ganzer Völker wie aus eigener Erfahrung und Anschauung so darzustellen verstand, daß sich aus der «subtilen und ordentlichen Beschreibung der Qualitäten» deren Eigenheit in der Geschichte ergab. Dazu brauchte es natürlich die Vorarbeit der «Critici» und die eigene Auseinandersetzung mit den historischen Zeugnissen. Bodmer bot dazu gleich selbst eine Kostprobe: die «Caractere des Genius des Volkes, das den Anfang zu dem helvetischen Bündnis gemacht hat», wie er sie «in der Qualität eines kritischen Historici» zusammengetragen habe. Das Beispiel stellt eine aus den überkommenen Vorstellungen bewußt gestaltete Komposition dar, die den Lauf der späteren Geschichte schon erkennen läßt. Bewußt gestaltet: denn Bodmer wie überhaupt die besten aufklärerischen Geschichtsschreiber ahnten, daß es nicht bloß um eine als «objektiv» verstandene beschreibende Addition von Kenntnissen gehen konnte, sondern daß es durchaus einer Konstruktionsleistung der «historischen Vernunft» bedürfe, und daß der Historiker schöpferisch Geschichte produziere. Gerade hieraus sollte sich auch der Bezug zur Gegenwart ergeben. Bodmer und die Aufklärer erfüllten damit den konstruktiven Charakter historischen Wissens, auch wenn sie ihn noch nicht systematisch begründen konnten.

Im Kreise der Helvetischen Gesellschaft lassen sich Ansätze zu solch originaler Geschichtsschreibung bei Obmann Johann Heinrich Füssli erkennen. Nach seinen historischen Vorlesungen über «Niklaus von Flüe und das Stanser Verkommnis», über «Rudolf von Erlach und die Schlacht von Laupen» und über die Burgunderkriege setzte er 1782 in seiner Präsidiarrede auf «die politische Tradition der Eidgenossenschaft»⁵⁵ gleichsam zu einer Gesamtwürdigung an. Ein Staat werde nur durch jene Grundsätze erhalten, durch die er begründet worden sei, begann Füssli seinen Gedankengang. Aus ihnen ergab sich nun die politische Tradition der Schweiz. An erster Stelle nannte Füssli den «Freiheitssinn», der seit dem ursprünglichen, gerechten Kampf gegen die Tyrannei zu den Grundpfeilern des Staates gehöre und sich in der Achtung traditioneller Rechte äußere, insbesondere – Füssli sah hierin eine schweizerische Eigentümlichkeit – auch in der Achtung gegenüber dem kleinen Volk, wobei man ohne «Polyceyplunder» sowie ohne «militärisches Aussehen» zur Einschüchterung des «Pöbels» auskomme. Den zweiten Grundsatz sah er im Wehrwillen, dem «ächten Militärgeist», denn durch Verträge allein ohne Abschreckung jeder äußeren Macht gebe es keine Sicherheit. Wie die eidgenössischen Schlachten bewiesen, kön-

ne man auch in Minderheit gegen eine Übermacht bestehen; die Tapferkeit sei die «angestammte Tugend» der Schweizer. Notwendige Voraussetzung sei allerdings «ein Gefühl der gemeinen Ehre». Es gelte daher, ein «verfassungsmäßig mitwirkendes National-Daseyn» zu fördern – eine damals revolutionäre Forderung – und zu einem tragenden «Nationalgefühl» zu erheben. Ein weiterer Pfeiler der politischen Tradition bestand für Füssli in der Bündnispolitik. Äußerst zurückhaltend gegen außen sollte sie sein, dem Worte Bruder Klausens folgend. Den Kern der Bündnistradition im Innern sah Füssli in der weisen Institution des Schiedsgerichtes, die wegen der Schwierigkeit und den zwingenden Folgen dieses Rechtsweges ein Verfahren «in Minne» nahegelegt und dadurch «die wahren Interessen einer conföderierten Republik» und eine «ungeheuchelte gegenseitige Achtung» als Grundlage der «treuen Zusammensetzung aller Kräfte des Landes» gefördert habe. Den «eigentümlichen Charakter der Nation» erkannte Füssli schließlich in der «energischen Einfalt» und «unedlen Rohigkeit», welche die «Mutter aller Tugenden» darstellten. Diesen Charakter gelte es durch Erziehung und «Pflege der Geschichte unseres eigenen Geburthlandes» zu beleben. Auch wenn Füssli hier kaum mit konkreten historischen Reminiscenzen argumentierte, sprach er doch als der anerkannte Historiker, und was er vorbrachte, kann durchaus als Entwurf einer historischen Gesamtwürdigung, als eine großzügige Interpretation der frühen Schweizergeschichte angesehen werden; eine Reflexion über die in der Geschichte erkennbaren Grundwerte, die das Besondere der Schweizerischen Eidgenossenschaft ausmachten. War das noch die Meditation des Kritikers über «Humor und Politique des ganzen Volkes» oder im großen Entwurf schon die originale Leistung einer «Caractere der Nation»? Die große Schweizergeschichte hat Füssli nicht geschrieben. Er beabsichtigte, sie zusammen mit Johannes von Müller zu verfassen, trat aber vom Vorhaben zurück, als er dessen größere Begabung erkannte.

In der Tat hat Johannes von Müller wie kein anderer Bodmers Vorstellung eines originalen Geschichtsschreibers entsprochen. Aus einem Quellenfundus schöpfend wie kein schweizerischer Historiker vor ihm, seine eigene Gegenwartserfahrung in die Deutung einbeziehend – durch «Observation», wie von Müller es nannte –, in bewußt kunstvoller, oft pathetischer Sprache immer das anschauliche Bild anstrebbend, beschwor er das Vergangene lebendig herauf.

⁵⁵ Helvetischer Calender 1780, S. 89–106; Helvetischer Calender 1781, S. 42–58 und 1782, S. 193–323; VERHANDLUNGEN 1782, S. 13–83.

Die Kritik, die Bodmer auch gefordert hatte, hat er weniger geübt – ein Hirzel und Füssli waren hier weiter fortgeschritten als er –, und in seiner Darstellung ist die idealisierende Tendenz nicht zu übersehen. Was er aber schrieb, war neu, war die Geschichte einer schweizerischen Nation mit ihrem eigenen Charakter und Nationalgeist, der er in kühnem Ausgriff ihre eigene Stellung im Kreis der europäischen Völker zumaß. Daß es die Eidgenossenschaft gebe, daß sie seit fünfhundert Jahren eine Nation sei, während andere politische Gebilde – «Stände» – untergegangen seien, das hätten die von Gott gefügten Umstände bewirkt. «Hätte Gott diese Entwicklung nicht gebilligt, hätte er die Umstände anders gefügt; und wären die Vorfahren unwürdig gewesen, sie hätten jene ungenützt verstreichen lassen.» So vertrat von Müller die Auffassung einer «organischen Entwicklung» des Staates und sah diese bestimmt und gehalten durch den «untilgbaren Nationalcharakter», durch «das, was eingegraben in den Geist, sich fortpflanzt von Geschlecht zu Geschlecht». Nur wenn die Schweizer diesem treu blieben, habe ihre Nation Bestand. «Für uns ist vor Europa hiezu kein anderer Weg, als die zu sein, die wir sein sollen.» In den fünf Bänden der «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft» erstrebte von Müller nichts anderes, als seinen Mitbürgern aus ihrer eigenen Geschichte – genauer: der Geschichte der Alten Eidgenossen – heraus zu zeigen, wie sie vor Europa zu sein hatten.

Ein in sich geschlossenes, auf europäische Zusammenhänge Bezug nehmendes nationales Geschichtsbild war entstanden. Das Bild eines ursprünglich freien und einigen Volkes, das sich zur Römerzeit, vor allem aber seit dem 13. Jahrhundert gegen fremde Anmaßungen heldenhaft wehrte, wobei Adel, Bürger und Landmann gemeinsam gegen Raubritter und widerrechtliche Herrschaftsansprüche kämpften und die einzelnen Orte, nachdem sie sich hierzu als würdig erwiesen hatten, in den eidgenössischen Bund eintraten; ein Bild, in das auch die traditionelle Anschauung von den Alten Eidgenossen mit allen Heldengeschichten einfloß, nachdem Müller seine anfänglich kritische Zurückhaltung aufgegeben hatte; ein Bild schließlich, das auch die neue Auffassung der Alpen als schicksalhaft prägende Landschaft mit einbezog⁵⁶. Es war die von Bodmer geforderte große

«Caractere einer gantzen Nation». Allerdings barg sie mit ihrer nationalen Ausrichtung auch die Gefahr einer Verengung in sich, die nur noch wenig mit den Vorstellungen von Müller selbst und nichts mehr mit jenen der frühen Helvetiker, eines Isaac Iselin oder Georg Zimmermann, zu tun hatte.

Auf dem Weg zum Mythos

Wenn abschließend das «muntere Treiben» der aufklärerischen Zeitgenossen auf der Brücke der nationalen Identität gewürdigt werden soll, so gilt es zunächst festzuhalten, daß es sich bei dem im Schoße der Helvetischen Gesellschaft gewachsenen Geschichtsbild nicht um das einzige in dieser Zeit erkennbare handelte. Bestimmend wurde es indessen ohne Zweifel durch seine volkserzieherischen Zielsetzungen. Den Ausgangspunkt bildeten die überkommenen vorteilhaften Vorstellungen von den Alten Eidgenossen, wie sie sich seit dem Ausgang des Mittelalters durch die Jahrhunderte nahezu unverändert erhalten hatten. Es war eine Identitätsvorstellung, die sich von ihrem Gehalt wie von ihrem seit dem 16. Jahrhundert deutlich werdenden Vorbildcharakter her als Unterlage für das eudämonistische Verständnis der Geschichte geradezu anbot. Und da das aufklärerische Erziehungsideal, das zur «Glückseligkeit des Staates» führen wollte, nicht nur die im engen Sinn politischen Tugenden ins Auge faßte, sondern den ganzen Menschen als soziales Wesen, das sich nur durch eine umfassende Tugendbildung zum Glück in der Gemeinschaft führen lasse, erweiterte sich auch die Vorstellung von den Alten Eidgenossen auf die ganze Spannweite menschlichen Daseins. Hier bot das überkommene Bild mit den für die Alten Eidgenossen beanspruchten Tugenden einen ersten Satz von fertigen Bausteinen an. Von dieser Vorgabe ausgehend, haben die Helvetiker recht unbefangen und naiv aus ihrem aufklärerischen Sittlichkeitsverständnis heraus das Bild weiter ausgemalt. So entstand eine in die Vergangenheit projizierte Utopie von vollkommenen Patrioten im aufgeklärten Sinn, die nur noch sehr bedingt historisch begründet war, dafür um so mehr durch die – als wissenschaftlich angesehene – Auffassung von der physiologisch-klimatischen Prägung der Menschen gestützt wurde. Jetzt traten die Alpen und ihre Bewohner aus einer inneren Logik heraus in eine immer engere Verbindung mit dem Bild von den Alten Eidgenossen. Hier beginnt der Weg, der die Hirten und die Alpen – jene des Berner Oberlandes eher als Gemütswerte, jene des Gotthardmassivs mehr als Wahrzeichen politischer Identität – zusehends zu einem konstitu-

⁵⁶ MÜLLER Johannes von, Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft erster Band: Von dem Anbau des Landes, 1. erweiterte Auflage, Winterthur 1786, darin: Vorrede an alle Eidgenossen. IMHOF Ulrich, Müllers Verhältnis zur schweizerischen Nationallegende, in: Johannes von Müller – Geschichtsschreiber der Goethezeit, Hrg. Christoph Jamme/Otto Pöggeler, Schaffhausen 1986, S. 47–65.

ierenden Bestandteil der schweizerischen Identitätspräsentation werden ließ. Das gemeinsame Vaterland, das man, dem Beispiel der Alten folgend, in Einigkeit wiederherstellen wollte, war Lavaters «Schweizeralpenland». Unter der tätigen Liebe zum Vaterland verstand man bald weltoffen und humanitätsgläubig die ganze Weite menschlicher Tugendübung, bald enger und pragmatisch die Förderung des «Nationalcharakters». So oder so war sie aber die Aufgabe eines jeden Patrioten.

Die Geschichtsschreibung selbst war einer eudämonistischen Grundvorstellung verpflichtet und hat gerade hiedurch eine Weite des Untersuchungsfeldes angestrebt, die sie der modernen Geschichtswissenschaft näher erscheinen läßt als die kritische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. Die Frage nach der Besonderheit der schweizerischen Entwicklung wurde verschiedentlich angegangen, und sie führte schließlich zu jenem gewaltigen Gemälde der «Charaktere einer Nation» unter den andern

Nationen Europas, das in der Folgezeit einen bestimmenden Einfluß auf die Identitätspräsentation ausüben sollte.

Insofern in diesem Traditionsbewußtsein das Bild der Alten Eidgenossen als Imperativ, das Vorbild der Vorfahren ins Hier und Jetzt umzusetzen, mehr und mehr idealisiert und absolut gesetzt wurde, war im Kern die Voraussetzung zum nationalen Mythos gegeben. Noch ist aber dieses Bild zu sehr das Ergebnis einer elitären Reflexion, die wohl auf landläufigen Vorstellungen aufbaut, die aber die mit ihm verfolgte aufklärerische Zielsetzung noch viel zu sehr bewußt popularisieren muß. Noch ist das von den Helvetikern geforderte und gepriesene Vaterland aller Schweizer ein frommer Wunsch. Erst die große Zeitwende der Französischen Revolution und, in ihrem Gefolge, das Erwachen von nationalen Leidenschaften in ganz Europa sollten auch in der Schweiz die nötige Voraussetzung für einen eigentlichen nationalen Mythos schaffen.

«Oh mein Heimatland, oh mein Vaterland!» – Die Alten Eidgenossen und die Schweizer auf dem Weg zu einer nationalen Identität

Selten sind in der Schweiz historische Epochen so erfahrbar zusammengedrallt wie anfangs 1798 in Aarau. Hier hat sich, als bereits französische Truppen auf schweizerischem Gebiet standen, die Alte Eidgenossenschaft noch einmal aufgebäumt, als die Tagsatzungsgesandten am 25. Januar die Neubeschwörung der Bünde vollzogen in feierlicher Erinnerung an «die drei Helden von Schwyz, Uri und Unterwalden», die sich «vor dem Angesicht Gottes vereinigt» hätten¹. Dem begeisterten Wort folgte die Tat aber nicht; die heraufbeschworenen Siege der Alten Eidgenossen blieben aus, und unter dem Ansturm der französischen Armeen wurde die Alte Eidgenossenschaft hinweggefegt. In Aarau wurden am 12. April die Bildung der «einen und unteilbaren Helvetischen Republik» verkündet und die souveränen Orte zu bloßen Verwaltungsbezirken degradiert. Tief muß damals das nationale Selbstverständnis verunsichert gewesen sein: «Wir schämten uns, ferner Schweizerlieder zu singen, und einzelne verschworen sich,

im ganzen Leben von ihnen nichts mehr wissen zu wollen», schrieb Peter Scheitlin, der zu jener Generation gehörte, die Lavaters «Schweizerlieder» bei jedem Anlaß «mit unerhörter Lust» gesungen hatte². Und wenn die Regierung von Schwyz der göttlichen Vorsehung dankte, daß General Brune die Schweiz in drei Republiken aufteilen wollte, worunter der Tellgau, in dem die innerschweizerischen Verfassungen gewahrt bleiben sollten – wo blieb da der Gedanke an die eben beschworene Einigkeit der Alten Eidgenossen?³ Man wird wohl die bewußtseinsmäßige Zäsur jener Tage nicht hoch genug einschätzen können. Um so beachtlicher ist es, wie rasch sich ein wieder von Traditionsbewußtsein getragenes Selbstverständnis hat durchsetzen können.

¹ EA 8, S. 694.

² Vgl. IMHOF/DE CAPITANI, Gesellschaft 1, S. 217 und 369, Anm. 37.

³ FREI, Nationalbewußtsein, S. 14f.

Die Verwirklichung der Utopie: Die Alten Eidgenossen im helvetischen Intermezzo

Die Helvetik⁴, dieses völlig neue, zentralistische Staatsgebilde, stand während ihrer kurzen Existenz unter einem dauernden Legitimationszwang. Gerade weil sie auf fremden Bajonetten beruhte, suchte sie diese Legitimation im Rückgriff auf die eidgenössische Geschichte. Die Vorstellungen, die sie dabei propagierte, entsprachen so sehr dem in der Helvetischen Gesellschaft entwickelten Geschichtsbild, daß man geradezu davon sprechen kann, die Helvetik habe die rückwärts projizierte Utopie jener Idealisten auf dem Verordnungsweg in die Realität umsetzen wollen. Die Einigkeit der Alten Eidgenossen, von der jene über die Kantons Grenzen hinweg geträumt hatten, schien ja nun im neuen Staat realisiert, und man präsentierte das als Resultat ein und derselben Geschichte: «Unsere neue Staatsverfassung rufe aufs neue unsre biedern Väter in unser Andenken zurück. Heilig und ehrwürdig bleiben uns die Stifter und Befestiger unseres glücklichen Freystaats» – und nun werden sie aufgezählt, all die Helden der eidgenössischen Schlachten. Wie hier durch den unmittelbaren Bezug der neuen Staatsverfassung auf die alten Helden die Alten Eidgenossen in den neuen Staat eingebunden wurden, so geschah dies auch im Oktober 1798 durch die Fahrt der in Luzern tagenden gesetzgebenden Räte zur «ersten Geburtsstätte der helvetischen Freiheit», zum Rütli⁵. Auch die zentralistische Helvetische Republik wollte unmittelbar von den Alten Eidgenossen herkommen. Diese leuchteten nun in all den Tugenden, die schon von der Helvetischen Gesellschaft besungen worden waren und jetzt auch offiziell für den neuen Staat gelten sollten: Es waren «1. die alte Schweizertapferkeit, 2. die Redlichkeit unserer entschlossenen Vorväter, 3. die glückliche Eintracht, 4. die schöne Tugend des wahren Patriotismus», ferner Ehrfurcht vor der Religion, edle Bescheidenheit, Uneigennützigkeit und anderes mehr⁶. Selbstverständlich waren es die Berge, welche diesen tugendreichen kollek-

tiven Charakter prägten: «Alle Gebirgsvölker der Erde waren von jeher und sind noch besser und tugendhafter als die Flächenbewohner», tönte es etwa von der Rednertribüne des Helvetischen Großen Rates herab⁷. Mochten auch kritische Geister sich von diesen «Tiraden vom Hirtenvolk» distanzieren, die Berge erschienen doch als der Inbegriff schweizerischer Landschaft, «als unvergängliche Altäre der Freiheit Europas», wie es Heinrich Zschokke sagte, als von Gott «im Mittelpunkt unseres Weltteils erbaute ewige Denkmäler der Geschichte Europas, daß hier schon damals Freiheit und Menschenrechte galten, als noch überall die Sklavenketten klinkten»⁸.

Im Gehalt war dies alles ein Erbe der Aufklärung. Neu war allerdings die geradezu fiebrige Emphase, mit der diese Vorstellungen vorgetragen wurden – und neu war auch der Fremdenhaß. Weniger an die Ablehnung des natürlich immer nur «fremden» Luxus, die sich ja schon im 16. Jahrhundert geäußert und auch in den Vorstellungen der Helvetischen Gesellschaft gelebt hatte, ist dabei zu denken, sondern an die bewußte Förderung eines Feindbildes als wirksames Mittel zur nationalen Integration. Daß sie von Frankreichs Gnaden errichtet worden war, blieb für die Helvetische Republik eine schwere Hypothek. Seit Beginn des zweiten Koalitionskrieges bot sich nun für die helvetische Regierung eine Gelegenheit, den antifranzösischen Abwehrreflex auf Österreich umzulenken und zugleich für die bewußtseinsmäßige Integration im neuen Staat zu nutzen: Mit dem Feindbild Österreich war sofort der Bezug zur alten «Heldenzeit» hergestellt, und die helvetische Propaganda nützte diese Möglichkeit gar gründlich aus. Gegen Österreich sollte gekämpft werden, das die Eidgenossen «seit 500 Jahren als Rebellen» ansehe, «weil Urvater Tell sein Joch abgeschüttelt habe». Gegen den nämlichen Feind zog man ins Feld, «welchen unsere Voreltern mit so viel Ruhm überwunden hatten». Morgarten, Sempach und der gegenwärtige Krieg standen nun in einer Linie und wurden unterschiedslos unter dem revolutionären Gesichtspunkt gesehen⁹. Zugleich ergab sich die Möglichkeit, eine positive Vorstellung von der Sendung der Schweiz zu entwickeln: Vor aller Welt sollte sie ein Musterstaat der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sein, als solcher an vorderster Front im großen Entscheidungskampf der revolutionären Republiken gegen die Despoten der Fürsten stehen und die Aristokraten auch im Innern bekämpfen. Auch hier fiel die Herleitung von den Alten Eidgenossen leicht. Nicht «hochwohlgeborene, hochgeehrte, wohlweise Herren» hätten «die Leopolden bei Morgarten und Sempach» geschlagen, «es waren Helvetier, arm und ländlich, frey

⁴ Grundlegend für das Folgende ist: FREI, Nationalbewußtsein.

⁵ Ebd., S. 51 und 77f.

⁶ Ebd., S. 64.

⁷ Ebd., S. 65. – Actensammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik (1798–1803), Bd. 3, Bern 1889, S. 465 (Johann Rudolf Suter, 10.11.1798). Der Satz geht so weiter: «und haben sie gleich weniger Geld, so haben sie doch mehr inneren Gehalt und mehr Charakter als diese.» Es folgen Hinweise auf den Freiheitskampf der Väter und das Rütli.

⁸ FREI, Nationalbewußtsein, S. 78.

⁹ Ebd., S. 73.

tionen und sogar gegen sie weiter, in der liberalen Opposition zunächst, dann – immer heftiger – in der radikalen. Träger waren einerseits die Vereine, andererseits das Militär. 1819 nahm die Helvetische Gesellschaft nun als Organ einer elitären liberalen Opposition ihre Tätigkeit wieder auf. Im gleichen Jahr erfolgte – bezeichnenderweise angeregt durch eine historische Gedenkfeier, nämlich jene der Reformation – die Gründung des Zofingervereins¹⁹, dessen Zweck unabdingbar mit der Förderung des gemeinsamen Vaterlandes verbunden war. 1824 wurde in Aarau jener Verein gegründet, der wie kein anderer gesamtschweizerisch die Massen bewegen und zum wichtigsten Kommunikationsmittel des Vaterlandes werden sollte: der Schweizerische Schützenverein. Schließlich ist auch auf die einzige zentralistische staatliche Neuerung hinzuweisen, das 1818 verabschiedete allgemeine Militärreglement, das ein gesamtschweizerisches Militärwesen einführt. 1819 wurde in Thun die Zentralschule eröffnet. Hier wie in den eidgenössischen Übungslagern, in denen nun Truppen aus den verschiedenen Kantonen zusammenfanden, wurde das Bewußtsein von nationaler Zusammengehörigkeit ebenfalls ganz gezielt gefördert²⁰. Diese vielfältige Propagierung des vaterländischen Gedankens fand in einer Zeit des inneren Kampfes um die Überwindung der Restauration und um die Neugestaltung der Eidgenossenschaft statt; in einer Zeit auch, die zahlreiche Einmischungen der restaurativen Mächte in die inneren Angelegenheiten der Schweiz erlebte. Dieses politische Umfeld und der Charakter der Hauptpromotoren des vaterländischen Gedankens – Schützenverein und Militär – prägten das Geschichtsbild in ganz besonderer Weise.

Die Alten Eidgenossen standen diesen Bestrebungen nämlich keineswegs fern. Gerade die studentische Jugend, die im Zofingerverein zusammenfand, begeisterte sich an der ruhmvollen Geschichte der Vorväter, wie sie Johannes von Müller lebendig und packend dargestellt hatte. «Müllern» las man gemeinsam bei einem Glas Wein, «Müllern» deklamierte man bei Rütli- und Schlachtgedenktagen, die dort, wo der Brauch abgebrochen war, gerade auf Initiative des Zofingervereins wieder durchgeführt wurden, und man nahm sich vor, einst den Kindern «beinahe mit der Muttermilch die Geschichte des Vaterlandes» einzuflößen, bis dahin und «für jetzt aber nächst der Bibel vor allen Büchern unsern Müllern hoch und teuer zu schätzen»²¹. Ein Vorsatz, der um so leichter zu halten war, als gerade jetzt, 1823, jenes Buch erschien, welches das Müllersche Geschichtsbild popularisierte und in der Folge immer wieder neu aufgelegt werden sollte: Des «Schweizerlandes Geschichte» von Heinrich Zschokke²².

Eines der Ziele in den militärischen Übungslagern bestand darin, den Wehrpflichtigen durch das Lagerzeremoniell, durch eigens zusammengestellte Liedsammlungen und besonders durch die im Feldgottesdienst gehaltenen Predigten ein freudiges Gemeinschaftsgefühl und große Vorstellungen von der nationalen Geschichte zu vermitteln. Die «Waffenrüstung des Schweizers», predigte Ignaz Staffebach 1827, sei eine ideelle: Eintracht, Mut und Religion seien die Hauptrüstung für «unserer Väter heilige Schar» gewesen: die Eintracht des Rütli- und der Bünde – nun symbolisiert im «einen Feldzeichen»; der Mut, dessen Denkmäler noch die Schlachtfelder von Morgarten, Laupen, Sempach, St. Jakob und Dornach seien, wo der Väter Geist die Enkel zur Nachfolge auffordere; als «Hauptwaffe» aber Gott, denn nur aus einer richtigen Glaubensgesinnung heraus seien die Heldentaten der Väter möglich gewesen. Der «Vaterlandsdienst ist dem Christen Gottesdienst»; wer «auf Gott baue», der werde «siegen mit Gott», und so werde «das Vaterland, das erhabene Land mit seinen Bergen und Tälern», «das Land geheiligt mit dem Blute der Väter», der Nachwelt erhalten bleiben²³. Zu einer eigentlichen geschichtlichen Synthese holte 1824 Johannes Schenkel aus, als er das

¹⁹ BERINGER, Zofingerverein 1, S. 26ff.

²⁰ LENHERR, Militärwesen.

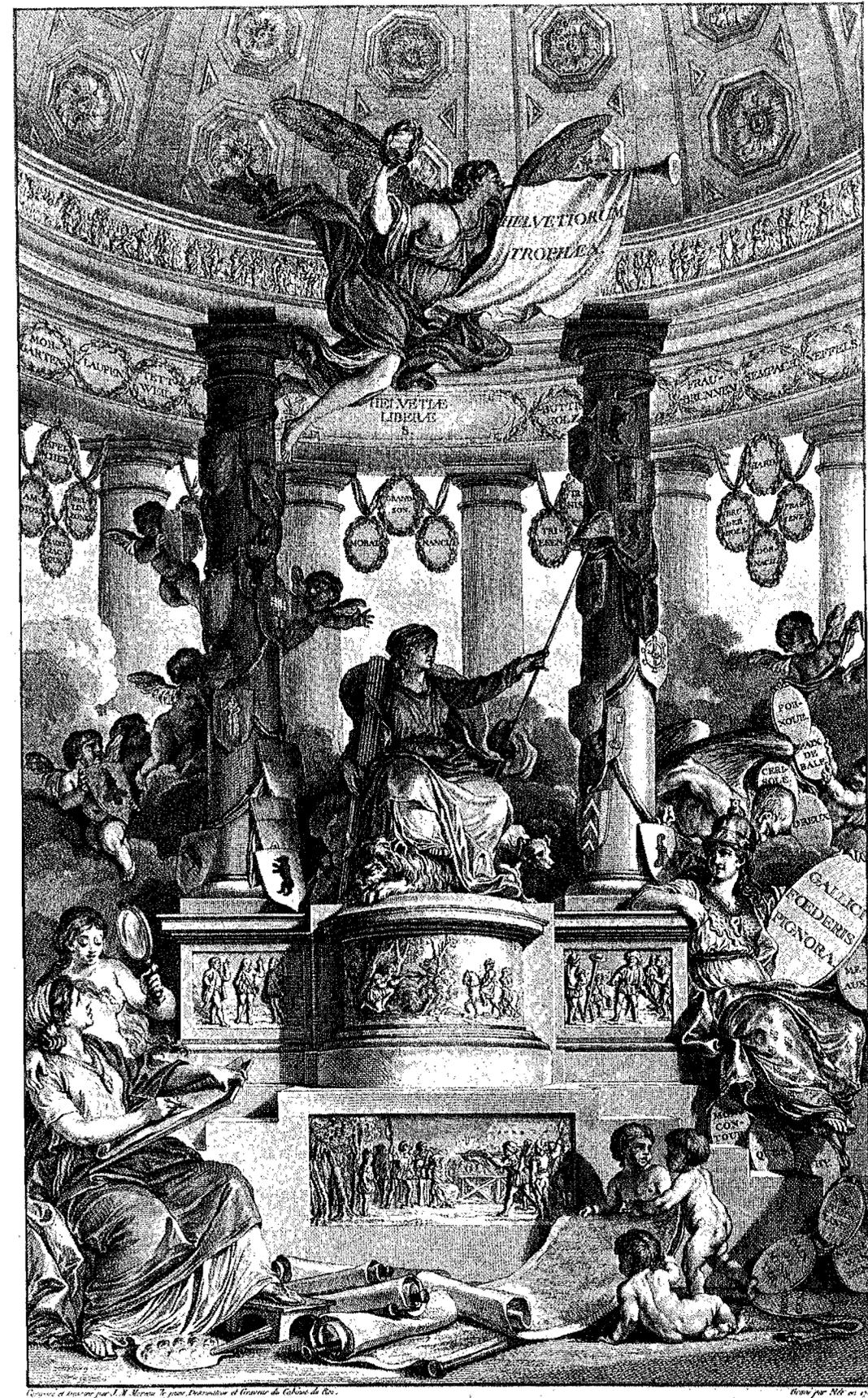
²¹ BERINGER, Zofingerverein, S. 10, 250f., 296ff. (Zitat auf S. 251).

²² FELLER Richard, Die schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert, Zürich/Leipzig 1938, S. 80ff.; FELLER/BONJOUR, Geschichtsschreibung 2, 1979, S. 720f.; SCANDOLA Pietro, «Schule und Vaterland». Zur Geschichte des Geschichtsunterrichts in den deutschsprachigen Primarschulen des Kantons Bern, 3 Bde., Diss. Bern 1986 (Manuskript), Bd. 2, Nr. 12. Zschokkes Geschichte erschien 1822 als Fortsetzungsserie im «Schweizerboten» und 1823 in Buchform; sie wurde bis 1853 achtmal aufgelegt und auch ins Französische übersetzt.

²³ STAFFELBACH Ignaz, Die Waffenrüstung des Schweizers. Rede gehalten am 20. August 1826 in dem eidgenössischen Übungslager bey Thun von Ignaz Staffebach, Kaplan zu Hitzkirch, derzeit Feldprediger für die sämtlichen daselbst anwesenden katholischen Truppen, Luzern 1827.

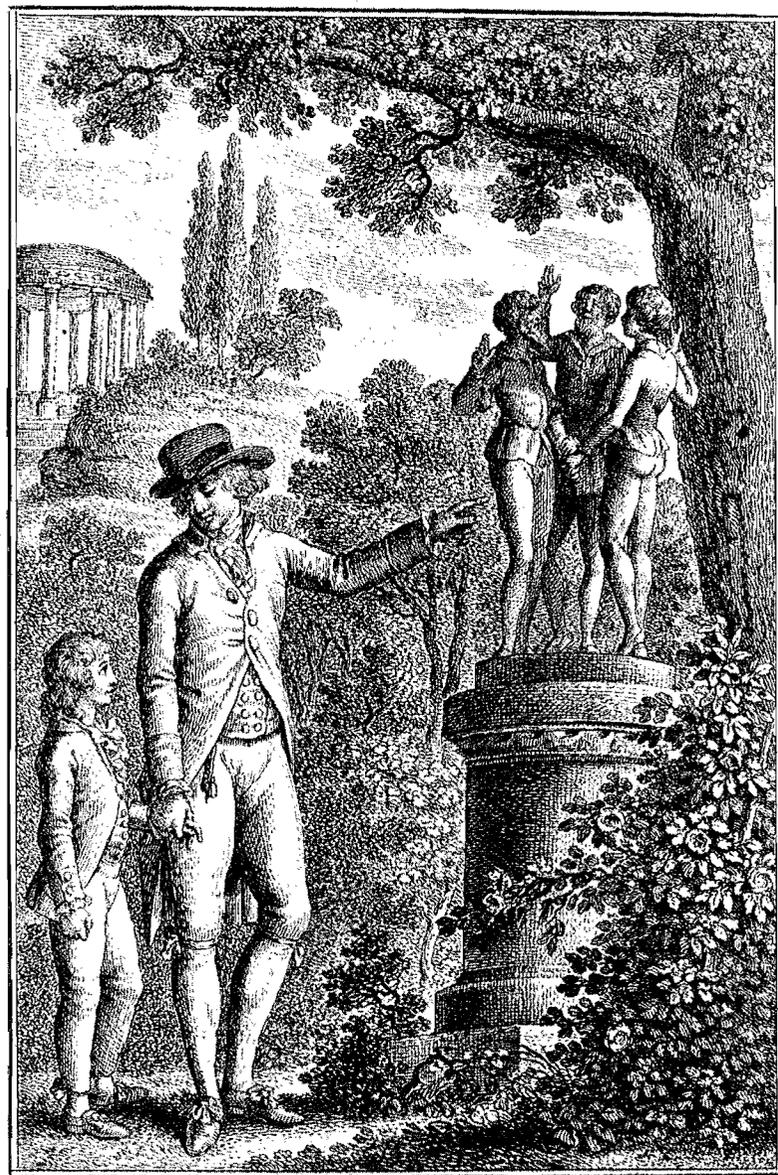
* Bildinterpretation: Auf einem Felsenthron sitzt die freie Helvetia – «*Helvetiae liberae s[an]ctuarium*». In mehreren Reliefs werden die verehrungswürdigen Voraussetzungen dieser Freiheit erwähnt. Sie gehören der Ebene des zu Interpretierenden an, ebenso die Hängemedallions und Inschriften, die der Kriegstaten der Eidgenossen gedenken. Die redenden Figuren der Geschichtsschreiberinnen wenden sich ganz der Huldigung und der Interpretation der helvetischen Freiheit zu. Das Ergebnis soll von der Jugend aufgenommen werden; als Zeichen dafür spielen die Putti mit den papierernen Rollen der Geschichtsschreiberinnen. Die aufwendige barocke Orchestrierung und die technische Brillanz des französischen Künstlers, eines Peintre du Roy, bewirken, daß diese Darstellung von allen bisher vorgestellten die unhelvetischste ist.

125 Spätabsolutistisches Selbstverständnis.*
Kupferstich von Jean Michel Moreau le Jeune/
François Denis Née, 1781,
in Beat Fidel Zurlaubens
«Tableaux de la Suisse
au Voyage pittoresque».
Kunstmuseum Olten,
Stiftung für Kunst des
19. Jahrhunderts.



AVEC PRIVILEGE DU ROI.

Übungslager als Beweis dafür aufbaute, daß der Rütlibund noch bestehe, und dann die drei Fragen stellte: «Wodurch sind unsere Väter in den schönsten Tagen ihres Bundes ein großes und starkes Volk geworden? Warum sind die Enkel nicht immer geblieben, was die Väter waren?



Usterl. Schellberg.

Schellberg. Sculp.

126 Die Alten Eidgenossen im Dienste der Erziehung.*
Kupferstich/Radierung von Johann Martin Usterl./Johann Rudolf Schellberg, 1791: «Neujahrs-geschenk ab dem Musiksaal an die Zürcherische Jugend Auf das Jahr 1791». Kunstmuseum Olten, Stiftung für Kunst des 19. Jahrhunderts.

Und wie kann alteidgenössische Sitte, Treue und Kraft unter uns erneuert werden?» Wenn «die Hirten der Alpen» gegen «Ritter und Edle» immer gesiegt hätten, so liege das «in ihrer Gottesfurcht, ihrer Demut und in jener ächt christlichen Begeisterung für Vaterland und Freyheit, welche die Selbstverleugnung nicht» scheue. So habe Gott die Hoffärtigen zerstreut, die Gewaltigen vom Stuhle gestoßen und sei allen Demütigen gnädig gewesen. Die «Geschichte der Vorzeit» verkünde laut die «vergesene Wahrheit»: daß «Ehrfurcht vor dem Heiligen, Demuth und hohes Gottesvertrauen den

Bund der alten Schweizer gestiftet, verherrlicht und bewahrt haben». Folgerichtig wurde der Niedergang begründet durch Selbstsucht, Verlust der «alten Sitten-Einfalt» bei «einem großen Theile unseres Volks», durch fremde Art und fremde Laster, durch «prunkendes Kriegsspiel» statt Heldentum. Doch noch sei nichts verloren, «noch stehen rings um unser Vaterland die Berge, eine unüberwindliche Schutzwehr» für ein Volk, das wieder seine alte Tugend pflege. Dieses Vertrauen sei berechtigt, denn «wo ist ein Volk, dessen Geschichte so reich an Beweisen der schirmenden und rettenden Gotteskraft, wo ein Land so augenscheinlich erwählt, hinter seinen Hochgebirgen der Unschuld und der Freiheit Schirm zu gewähren»²⁴.

Die beiden Predigten, als Beispiele herausgegriffen, zeigen ein Geschichtsbild, das – von der situationsbezogenen Betonung der Christenpflicht abgesehen – auch in den übrigen Manifestationen dieser Übungslager durchbricht. In den von einem Generalstabsoffizier gedichteten Liedern wird das gemeinsame «Heldenvaterland» beschworen, die Schweizer Fahne, «Sinnbild alter Schweizertreu, das Glaubensbild an Gott», hochgehalten, ein Loblied auf Lavater, den Schweizer Sänger, angestimmt und das Schweizerland der 22 Kantone mit vielen geschichtlichen Reminiszenzen besungen, all dies in Versen, die kaum der Erinnerung wert sind, die aber das gleiche heroische Bild von den Alten Eidgenossen propagierten, das all die stereotypen Tugenden in die herausragende Kriegstüchtigkeit einmünden läßt²⁵.

Lieder als wirkungsmächtige Propagandamittel wurden allenthalben gedichtet, komponiert

²⁴ SCHENKEL Johannes, Des Vaterlandes Erneuerung. Eine Predigt gehalten im Übungslager bei Schwarzenbach den 22. August 1824 von Johannes Schenkel, Pfarrer in Unter-Hallau (Kanton Schaffhausen), Schaffhausen 1824. – Zu diesen Predigten siehe auch: LENHERR, Militärwesen, S. 128ff.

²⁵ Lieder zu Ehren und Freude für Schweizer Wehrmänner dargebracht auf das Eidgenössische Übungslager gehalten zu Schwarzenbach im Kanton St. Gallen vom 18. bis 28. August 1824, von einem eidgenössischen Stabssoffizier [Major Grob von St. Gallen], St. Gallen 1824. – Gleicher Gehalt in: Lieder für eidgenössische Krieger bei Veranstaltung des ersten schweizerischen Übungslagers bei Wohlen im Kanton Aargau, Aarau 1820; Lieder für Eidgenössische Krieger, Bern 1822; Lieder für schweizerische Wehrmänner, Bern 1839.

* Bildinterpretation: Der Vater erläutert hier seinem Sohn während des Spaziergangs im englisch angelegten Park das Denkmal des Rütli Schwurs. Der Knabe nimmt für sich und zugleich auch für den Betrachter die Erklärungen zu den drei Schwörenden in ihren klassizistisch vereinfachten historischen Gewändern in sich auf. Die Rütli-szene erlaubt es, die helvetische Pluralität und die Einigkeit der Vorväter prägnant vor Augen zu führen und auch auf den Tugendkatalog hinzuweisen, den es auf dem Weg zum Staatstempel im Hintergrund zu beachten gilt.

und gesammelt, sei es im Zofingerverein oder auch für die Schützenfeste. Unter ihnen erklangen von der ersten Stunde an zwei, die auch späterhin von Generationen von Schweizern gesungen werden sollten und die, auf einfache Bilder reduziert, die Essenz der schweizerischen Identitätsvorstellungen ausdrückten: Dasjenige von Johann Rudolf Wyß, einem Förderer des Volksliedes, war für das Berner Artillerielager 1811 gedichtet worden und ließ im Gedenken an St. Jakob an der Birs die kriegerische Tüchtigkeit und den Opfermut der Alten Eidgenossen auch für die späten Enkel gelten, die auch außerhalb der von Gott geschaffenen Alpenfeste «den Felsen gleich», «froh noch im Todesstreich» stehen und – Tell folgend – «frei und auf ewig frei» die Heldenbahn hinansteigen wollten, wenn das Vaterland sie rufe²⁶. Das andere, das Gefühl inniger ansprechende Lied war in Freiburg im Breisgau zum erstenmal erklingen, wo ein studentischer Freundeskreis der Heimat gedachte, von ferne das stille Gelände am See grüßte, jenes heilige Land, wo die Väter im Scheine der Sterne für Freiheit und heimisches Gut zusammengestanden, der Sklaverei Ketten gesprengt und der Zwingherren Brut mit Gottes Arm gestürzt hätten und dessen Name nicht vergehen werde, solange die Alpen bestehen²⁷.

Verteidigungswille, Heldenmut und Alpenfeste, Freiheit und stille Alpenheimat, mit «starker Hand» erkämpft und erhalten – in diesen Schlagworten lebten nun die Alten Eidgenossen auch an den Schützenfesten auf. Diese gesamtschweizerischen Schützenreffen entwickelten sich sehr rasch zu immer stärker besuchten Fest- und Feiertagen, getragen von vaterländischer Begeisterung. Hier traf sich die zunächst liberal, dann immer radikaler orientierte künftige Schweiz, die Schweiz der «Bundesakte im Herzen». Um die – ja noch inoffizielle – Schweizer Fahne als zentrales Kultobjekt versammelt, empfand man sich als die «Tagsatzung des Volkes», und bisweilen erlebte man das Fest als ein Ereignis, «würdig, in der Geschichte der Eidgenossenschaft aufgezeichnet

²⁶ Vgl. GREYERZ, Nation, S. 116; BAUMANN, Bibliographie, S. 143–145.

²⁷ Vgl. DISCH Alfred, Die Geschichte des Rütliedes, in: Schweizerische Musikzeitung 93, 1953, Nr. 2, S. 52–60; BAUMANN, Bibliographie, S. 160f.

²⁸ MARCHAL, Geschichtsbild, S. 26f. – Zu den Schützenfesten: FEIERABEND, Geschichte; HENZIROHS, Schützenfeste.

²⁹ FEIERABEND, Geschichte, S. 44.

³⁰ HENZIROHS, Schützenfeste, S. 101ff.

³¹ FEIERABEND, Geschichte, S. 82; HENZIROHS, Schützenfeste, S. 104. Zu diesem Aspekt eingehender: KREIS, Patrioten, S. 55–74.

³² HENZIROHS, Schützenfeste S. 22, 108; MARCHAL, Geschichtsbild, S. 23–36.

zu werden, wenn von der Wiederbelebung des echt eidgenössischen Geistes gesprochen» werde²⁸. Wiederbelebt wurde dieser echt eidgenössische Geist nicht nur durch die Schützenrituale – die Scheiben trugen meist die Namen von Schweizer Helden und Schlachten – und nicht nur durch das unmittelbare Gemeinschaftserlebnis, sondern auch durch Reden, die nun, so aktualitätsbezogen sie waren, immer wieder Versatzstücke aus der Zeit der Alten Eidgenossen aufnahmen. Schon 1827 fühlte ein Beobachter, wie «der Geist der Helden von St. Jakob in heiliger Weihe» die Schützen «erfüllt und durchdrungen» habe²⁹. In Freiburg rief Henri Dufour 1829 zur Verteidigung des «kostbaren Erbes der Väter» auf, damit man sich der «erhabenen Stifter der Eidgenossenschaft» würdig erweise. Und seit Beginn der dreißiger Jahre gehörte die Berufung auf die «Alten Schweizerhelden» als Vorbild der Schützen und der wahren Schweizer im Kampf «für Freiheit und Vaterland», denen folgend man «den schönen Tod fürs Vaterland zu sterben bereit sei», zur Tagesordnung³⁰. Am Schützenfest in Lausanne von 1836 zeigte es sich, wie sehr nun auch bei den Welschen diese Identitätsvorstellung eine breite Aufnahme gefunden hatte. Man fühlte sich als Glieder «ein und desselben Volkes», wie es der Waadtländer Secrétan ausdrückte, «eines Herzens» und gar «einer Sprache», und der Tessiner Giacomo Luvini ließ die gemeinsamen Ahnen, die Helden von Morgarten und Sempach, von Murten und Grandson und auch von Giornico, hochleben³¹.

Das Bild der Alten Eidgenossen, wie es in dieser durch fremde Anmaßungen und innere Richtungskämpfe heftig bewegten Zeit vorgestellt wurde, hatte sich im Vergleich zu jenem der Aufklärungszeit merklich verengt und vereinfacht: Es war jetzt wesentlich bestimmt durch den wehrhaften Aspekt. Die bekannten Tugenden der Alten Eidgenossen wurden beinahe ausschließlich als Voraussetzung für deren kriegerische Tüchtigkeit gewürdigt; ihr Kampf galt allein der Freiheit und war gegen die Ketten der Sklaverei gerichtet. Die Alpen erschienen zunächst als von Gott geschaffene Festung, auch wenn ein heimatlich gefühlsbetontes Alpenerlebnis immer lebendig blieb. Das Bild konnte nun bereits in knappster Reduktion, in Namen und Zeichen, evoziert werden: Allein schon das blutrote Fahmentuch erinnerte etwa Henri Druet an die alten Schweizerschlachten, und 1832 fanden sowohl das liberal geprägte Schützenfest wie die konservativ dominierte Tagsatzung zu Luzern «am Gestade des Grütli-sees» statt, eine Ortsangabe, welche ein ganzes, wohlverstandenes, wenn auch recht verschieden gedeutetes Programm enthielt³².

lange Zelte, dachte mehr ans Trinken «als an die Helden da unten». «Trinksprüche donneren aus allen Ecken wie Kanonendonner in der Schlacht», «jeder fühlte sich ein Held, und der Mut trat zu den Augen aus, kuraschiert aufs Feld hinaus, wo kein Feind war». Der Dichter aber wird durch die Schatten der «Helden, welche die Schlacht geschlagen» und deren funkelnde Geisteraugen dieses Treiben mit «unnennbarem Schauer» betrachten, in wilder Jagd hinweggeführt an einen einsamen Ort, auf ein Schlachtfeld, das Tausende von Kämpfern verschlungen hat, auf den Kirchhof. Und wie er in heiliger Scheu der Kämpfer gedenkt, die da reihenweise Geschlecht um Geschlecht seit Jahrhunderten ruhen und die alle im Kampf mit dem Leben gefallen sind, da türmt sich vor ihm ein mächtiger Berg auf, «und dieser Berg war mein, war vielen andern noch», war das Große und Niedrige, all das Gute und Böse, all das Er kämpfte und Versäumte, das die vorausgegangenen Ahnen hinterlassen hatten, war «das Erbgut des lebenden Geschlechts». Alles, was man habe, sei von früheren Geschlechtern her, und ohne die Verstorbenen wäre man nichts als nackte Wilde in düsteren Sümpfen. Dank und Demut war das erste Gebot auf diesem «Weltenacker der Gestorbenen». Und wie nun die Geister, Generation um Generation, aus dem Boden heraufwallen, ihm freudig zunicken und auf «die Sünden des vergangenen Geschlechts» hindeuten, wird es ihm stets bewußter, bis er die Stimmen der Toten hört: «Gedenket unser in eurem Schalten und Walten, euer Leben sei unsere Sühnung, dann soll unsere Seeligkeit eure Heiligung sein!» Somit hat Gotthelf in klarer Absage an die Festrhetorik seiner Zeit in der Vorstellung von einem tätigen Totengedächtnis für das Traditionsbewußtsein einen Gehalt gewonnen, der weit über die tagespolitische Vereinnahmung hinauswies und den ganzen Unterschied, «zwischen heiligem Tun und hohlen Zeremonien» ausmachte. Das Gedenken galt nicht mehr nur den heroischen Stunden, sondern allen Vorfahren und der ganzen Vergangenheit – auch dem Bösen, auch dem Unterlassenen. Gerechtfertigt wurde man dieser Vergangenheit nur in der Dankbarkeit und der tatsächlichen Bewährung im Hier und Jetzt. In der Sühne wußte man, «warum man von den einen auf die andern kam». In ihr verwirklichte sich ein Austausch zwischen Lebenden und Verstorbenen, «das Grab war keine Kluft mehr». In der Sühne war die Verbundenheit mit der Tradition glaubhaft und nicht «etwas aufgeblasenes, Hohles». Es war genau das, was Gottfried Keller einige Jahre später «die Identität der Nation» nennen sollte, hier aber in der ernstesten Gotthelfschen Prägung.

Die Alten Eidgenossen auf dem Weg zur nationalen Versöhnung

Mit solchen Gedankengängen, so sarkastisch sie auch das Schlachtfeldtreiben entlarvten, hat Gotthelf dem Traditionsbewußtsein einen ethisch konsequent begründeten Sinn gegeben, der allgemeingültig war, und damit eine vermittelnde Stellung bezogen. Nur einer hat damals gleiches erreicht, und zwar in der wirkungsvolleren Form der politischen Lyrik, des Liedes: der Radikale Gottfried Keller. Unter all seinen Kampfliedern erschienen 1843 jene Verse: «Oh mein Heimatland, Oh mein Vaterland! Wie so innig feurig lieb ich dich!»⁴² Das Vaterland war das Land der Berge, die fremden «Königsglanz» und «Thronenflitter» vergessen ließen. In solchen Bildern – die reine Bergwelt, die Einfachheit des Schweizers, entgegengestellt den Königen und Thronen und ihrem fremden Flitter – klingen Werte an, die durchaus den traditionellen Vorstellungen vom Schweizer als einfachem Hirten im Kampf gegen Adel und Fürsten entsprachen. Auch dieses Heimatlob war allgemein gültig. Mehr noch: mitten in «Fieberglut» und «Zwietracht» gesungen, forderte es im Namen des Vaterlandes zur Versöhnung auf. Auch wenn der Dichter kämpfen muß, «werd ich stets dem Gegner Liebe weihn». Das Gedicht, 1846 durch Wilhelm Baumgartner vertont, hat rasch Eingang in die Liedsammlungen gefunden und gehörte bald zu den am meisten gesungenen Heimatliedern.

Indes war die Zeit für die Versöhnung, die bei Gotthelf und in Kellers Lied «An mein Vaterland» angelegt war, noch nicht reif. Erst nach einem Bürgerkrieg und nach einem langwierigen und mühsamen Prozeß der Eingewöhnung in den Bundesstaat von 1848, welcher noch erschwert wurde durch den tiefgreifenden wirtschaftlichen und sozialen Wandel im Zuge der Industrialisierung, glätteten sich nach und nach die Wogen der Parteileidenschaften. Wie mühsam der Prozeß war, zeigen die fehlgeschlagenen Versuche zu einer öffentlich zelebrierten Versöhnung. 1851 blieben die Urkantone dem

⁴² KELLER Gottfried, Der Grüne Heinrich. Erste Fassung, 3. Bd., in: KELLER, Werke 18, S. 259f.; KELLER Gottfried, Gesammelte Gedichte, in: KELLER, Werke 2/2, S. 107f.; KELLER Gottfried, Gedichte 1846, in: KELLER, Werke 14, S. 387 (Mskr. 13.9.1843). – Die hier angesprochenen Strophen 4 und 5 fehlen in der volkstümlichen Version. Vgl. NEF Karl, Die Freunde G. Keller und W. Baumgartner und ihr «O mein Heimatland», in: Schweizerische Musikzeitung 45, 1905, S. 1–4. – Vgl. zum Ganzen – allerdings unter allgemeiner, nicht auf das Gesichtsbild bezogener Fragestellung – auch: CHARBON Rémy, «Versöhnungsliteratur» zwischen 1845 und 1860, in: WEG ZUR IDENTITÄT, S. 383–402.

Zürcher Bundesjubiläum, das als «Nationalfest» gedacht war, fern. Noch schmerzten die Wunden des Sonderbundskrieges zu sehr⁴³. Auch 1853, beim Bundesjubiläum in Bern, waren die feiernden Erben der Alten Eidgenossen noch immer nicht vollzählig; diesmal stand Freiburg abseits⁴⁴. Erst das Erlebnis äußerer Bedrohung – der Neuenburger Konflikt von 1856 und der französisch-sardinische Krieg gegen Österreich von 1859, beides Ereignisse, die Anlaß zur Grenzbesetzung boten – ließ das Bewußtsein einer nationalen Gemeinschaft Oberhand gewinnen.



Am 10. November 1859 jährte sich Friedrich Schillers Geburtstag zum hundertstenmal und gab allenthalben Anlaß zu Schillerfeiern. Schil-

lerbegeisterung erfaßte auch die Schweiz; in einer gewaltigen Aufwallung patriotischer Gefühle wurde damals jene gesamtschweizerische Sammelaktion durchgeführt, die den Ankauf des Rütli durch die Schweizer Jugend ermöglichte⁴⁵. Im November ergriff auch Schwyz ziemlich überstürzt die Initiative zu einer Schillerfeier auf dem Rütli. Der kurzfristigen Einladung konnten nicht alle Folge leisten; die Anwesenden jedoch faßten auf der bereits winterlichen Wiese in spontaner Landsgemeinde den Beschluß zur Errichtung eines Schillerdenkmals: Am 21. Oktober des folgenden Jahres

Am 10. November 1859 jährte sich Friedrich Schillers Geburtstag zum hundertstenmal und gab allenthalben Anlaß zu Schillerfeiern. Schil-

lerbegeisterung erfaßte auch die Schweiz; in einer gewaltigen Aufwallung patriotischer Gefühle wurde damals jene gesamtschweizerische Sammelaktion durchgeführt, die den Ankauf des Rütli durch die Schweizer Jugend ermöglichte⁴⁵. Im November ergriff auch Schwyz ziemlich überstürzt die Initiative zu einer Schillerfeier auf dem Rütli. Der kurzfristigen Einladung konnten nicht alle Folge leisten; die Anwesenden jedoch faßten auf der bereits winterlichen Wiese in spontaner Landsgemeinde den Beschluß zur Errichtung eines Schillerdenkmals: Am 21. Oktober des folgenden Jahres

Am 10. November 1859 jährte sich Friedrich Schillers Geburtstag zum hundertstenmal und gab allenthalben Anlaß zu Schillerfeiern. Schil-

lerbegeisterung erfaßte auch die Schweiz; in einer gewaltigen Aufwallung patriotischer Gefühle wurde damals jene gesamtschweizerische Sammelaktion durchgeführt, die den Ankauf des Rütli durch die Schweizer Jugend ermöglichte⁴⁵. Im November ergriff auch Schwyz ziemlich überstürzt die Initiative zu einer Schillerfeier auf dem Rütli. Der kurzfristigen Einladung konnten nicht alle Folge leisten; die Anwesenden jedoch faßten auf der bereits winterlichen Wiese in spontaner Landsgemeinde den Beschluß zur Errichtung eines Schillerdenkmals: Am 21. Oktober des folgenden Jahres

127 Tell als Signet für die Helvetik.*
Entwürfe von Marquard Wocher, um 1798. Skizzenbuch in der Öffentlichen Kunstsammlung, Kupferstichkabinett Basel. 127-1: Schlafender Alter Eidgenosse wird von der Freiheit geweckt (Feder über Bleistift); 127-2: Tellensohn bringt seinem Vater den getroffenen Apfel (Feder); 127-3: Tell herzt seinen Sohn (Feder über Bleistift).

⁴³ PFIFFNER Ernst, Zürchs Bundesfest von 1851, in: Zürcher Taschenbuch 1958, S. 117–139.

⁴⁴ LUDWIG Gottfried, Das Bundesfest in Bern 1853, in: Berner Taschenbuch 1854, S. 230ff.

⁴⁵ SCHELLER, Bild (wie oben S. 312, Anm. 11), S. 224ff.

⁴⁶ ALBUM; FESTREDEN.

⁴⁷ Ebd., S. 13 (Schillerlob), 15 (Bruder Klaus). ALBUM, S. 8 (das Antwortschreiben Obwaldens an Schwyz vom 9. 11. 1859).

* Bildinterpretation: Mit der Schaffung eines «Signets» der helvetischen Republik wurde Marquard Wocher beauftragt. In einer langen Entwicklungsreihe findet sich unter anderem auch die Vorstellung, daß damals die Freiheit den Alten Eidgenossen geweckt habe. Daß dieser aber je geschlafen haben könnte, wollten Fortschrittliche wie Konservative natürlich nicht gelten lassen. Unbestritten war demgegenüber die Gestalt Tells. Er wird im gleichen Kleid wie der Alte Eidgenosse dargestellt, aber nicht allein, sondern auf seinen Sohn bezogen. In diesem Sinne zeigt Wochers Tell zum einen die patriotische Fürsorge des Staates, zum andern die durch die erfolgreiche Tat erbrachten und garantierten Freiheiten und zum dritten das Zusammenwirken der alten und der jungen Generation, womit die Legitimation des jungen Einheitsstaates gefestigt werden sollte. Gestalterisch verringerte Wocher in der Folge den Abstand im Beziehungsgefüge zwischen Vater und Sohn Tell, bis er dann schließlich jene Lösung übernahm, die bereits Alexander Trippel in seinem Trinkbecher von 1782 für die Helvetische Gesellschaft gefunden hatte.

tralität» bewahrt hatte, sollte erhalten bleiben. Wie? Im Glauben der Väter, die vor und nach dem Kampf auf den Knien zu Gott gebetet hatten («denn über dir erkennst du keinen Herrn, als nur den Höchsten in der Christenheit»), mit ihrer Sitteneinfalt und in ihrer Einigkeit. «In die Tiefen dieses See's versenken wollen wir alle revolutionäre und reaktionäre Tendenzen, alle konfessionellen Reibungen. Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr. Wir haben ja nur ein Rütli, nur eine Schweiz, nur ein Vaterland.»⁴⁸ Evoziert wurden also nicht Schiller und sein Werk, sondern allein das Vorbild der Alten Eidgenossen, dem man nachleben wollte: Am Mythenstein ist ihnen das Schillersche Pathos anverwandelt worden, hier haben sie ihre eherne Sprache gefunden, welche die Nachfahren begeistert vernahmen. Für viele Schweizer erfolgte die Gründungsgeschichte fortan nach der Regie Friedrich Schillers.

Wer hätte die Feststimmung jenes Tages feinfühlicher einfangen können als Gottfried Keller? Er, der noch in den vierziger Jahren im gleichen See, in dem nun die Tendenzen der Uneinigkeit versenkt wurden, die Waldstätte hatte versinken sehen als Opfer «der Spinne von Rom»⁴⁹, ließ sich jetzt von der versöhnlichen Stimmung mitreißen, und er lauschte sichtlich vergnügt den umständlichen Erklärungen von Lusser, «warum die katholische Urschweiz dem protestantischen Dichter Deutschlands ein Denkmal» setze. Keller erlebte diesen Tag geradezu in historischen Dimensionen. «Klassische Gebirgswelt» – fein «mit den Augen gemalt» auf dem Deck des Frühkurses, der ihn nach Brunnen brachte – und die Geschichte jenes «rühmlichen germanischen Volkszweigs», der hier in «grauer Vorzeit gelagert» hatte, verweben sich in seiner Schilderung zu einer unentwirrbaren Einheit. Wie er den mild grüßenden Kirchgängern begegnet, welche so gar nichts Eisenfresserisches an sich haben, wird es ihm zum Rätsel, daß aus diesen Tälern seit vier Jahrhunderten «Tausende von Kriegsmännern und Todschlägern» fortgezogen sind. Das ungezwungene Gedränge der Buben und armen Leute mit Geistlichen und Magistratspersonen im offiziellen Nauen wird ihm zum Ausdruck der alten volksverbundenen Regierungsweise in den urschweizerischen Ländern. Lediglich die «malerische Trachtenwelt» vermißt er. In den Kühen, die tags darauf in die Nauen getrieben werden, erkennt er «das älteste Wahrzeichen des Schweizlers», das «seit Jahrhunderten die Schwaben uns aufgesalzt haben», und er begegnet auf dem Dampf «einigen hundert verfrornen Pöpstler-Soldaten» ohne Kleider – wie eh und je zerlumpt heimkehrende Söldner. Diese Wahrnehmungen mehr noch als der ei-

gentliche Festbericht, bei dem Keller die merkwürdige Vereinnahmung Schillers sofort erkannte, machen den Reiz der Schilderung aus. Es scheint beinahe, als sei für Keller das «muntere Treiben» im Traum des grünen Heinrich für einen Augenblick Wirklichkeit geworden, als sei dieser Augenblick Jahrhunderte alt und die ganze Geschichte präsent.

Der Festakt, der sich vor dem Mythenstein abspielte, mit seinen geordneten Schiffsbewegungen und Wechselchören, mit den ausdrucksvoll vorgetragenen Reden, die nur von den Jauchzern des Seelisberger «Hirtenvolks» über der Festgemeinde unterbrochen wurden, erschien Keller wie eine Vorwegnahme eines nationalen Festspiels. So mündet sein Erlebnis ein in die utopische Vision eines nationalen Oratoriums, getragen von der Nationalästhetik, also einer Ästhetik, «die mit dem Volksgeist einig geht, aus ihm sich entwickelt und ihn zugleich weiterführt», und dazu bestimmt, «große geschichtliche Erinnerungen, die Summe sittlicher Erfahrung oder die gemeinsame Lebenshoffnung eines Volkes» aufzunehmen. Die Utopie war phantastisch – Chöre von Tausenden waren beteiligt, in gleiche rhythmische Bewegung versetzt in «monumentalem Gebäude» –, aber sie zeigt, wie sehr Keller von der am Mythenstein in der Besinnung auf die Alten Eidgenossen erweckten Vorstellung von der nationalen Eintracht ergriffen worden war⁵⁰.

Die Wirklichkeit war nüchterner. Erst nach erneuten Verfassungskämpfen, die bis in die achtziger Jahre hinein währten und die alten Fronten wieder aufrissen, öffnete sich der Weg zur großen nationalen Versöhnung, und bezeichnenderweise war es der Gedenktag eines großen Ereignisses aus der «Heldenzeit», welcher Anlaß dazu bot: das Schlachtjubiläum von Sempach 1886⁵¹.

Sempach wurde 1886 zum eigentlichen Auslöser einer neuen Form von Identitätspräsentation, von der Keller geträumt hatte und mit der untrennbar das Bild von den Alten Eidgenossen verbunden ist: In Sempach wurde erstmals ein großes Festspiel aufgeführt. Dieses Festspiel⁵²

⁴⁸ FESTREDEN, S. 11.

⁴⁹ KELLER Gottfried, Die Waldstätte, in: KELLER, Werke 21, S. 201.

⁵⁰ KELLER Gottfried, Das Schillerfest am Mythenstein (Augsburger allgemeine Zeitung, 29. 10. 1860) / Am Mythenstein (Morgenblatt für gebildete Leser, 2./9. 4. 1861), in: KELLER, Werke 22, S. 118ff., und 121–157, 377–382 (Kommentar). UTZ, Gasse, S. 109–118.

⁵¹ SUTER, Winkelried, S. 353–360.

⁵² Vgl. CHARBON Rémy, Vom politischen Theater zum Festspiel, in: SZG 27, 1977, S. 276–323; STERN Martin, Das historische Festspiel – Integration um den Preis scheinhafter Identität, in: WEG ZUR IDENTITÄT, S. 309–333; ENGLER/KREIS, Festspiel (darin auch die materialreiche Arbeit von Edmund Stalder), in: STALDER, Festspiel.

stellte in Form eines episodischen Bilderbogens die kommemorierte Geschichte dar und wurde von Volksangehörigen für das Volk gespielt. Eingebettet in eine außerordentliche Jubiläumsfeier für eine historische Großtat, vermittelte es ein ausschließlich glanzvolles Bild von der Vergangenheit. Ansätze zur Kritik gediehen bloß so weit, als man wohl Gefährdungen aufzeigte, alsogleich aber auch darstellte, wie sie überwunden wurden. Die Geschichte wurde am Ende in eine Botschaft für die Gegenwart umgemünzt, in der Regel unter Einbezug der ganzen Festgemeinde. Diese Botschaft vermittelte den Vorsatz, den Tugenden der Ahnen nachzustreben. Das Festspiel war so das offensichtlich zeitgemäße Medium einer bewußtseinsmäßigen Integration durch die gemeinsame Identifikation mit den ruhmreichen Vorfahren. Sempach muß eine überwältigende Wirkung gehabt haben. Man sprach davon, daß «die Schweiz ihr Olympia gefunden habe», auch vom «Gnadenort Sempach», Ziel einer «großen nationalen Wallfahrt». Fortan gehörte das Festspiel zum festen Bestand einer jeden Jubiläumsfeier.

Auch 1891 in Schwyz, beim 600jährigen Jubiläum des Bundes, fehlte das Festspiel nicht, und es wies Züge auf, die in unserem Zusammenhang bemerkenswert sind⁵³. Im Vorspiel werden die ersten Besiedler – Hirten, Jäger und Fischer – durch die Allegorie der Freiheit begrüßt: «Aus der Staaten Gewalt» habe sie sich hier in die Bergeinsamkeit zurückgezogen, um den Tag zu erwarten, an dem man sich ihrer erinnere. Die «armen Wanderer» erwählt sie nun «zu Hütern meiner Zufluchtstätte» und haucht ihnen den Geist der Vaterlandsliebe ein. Nun folgen die fünf Szenen: vom «Ewigen Bund der Eidgenossen» 1291, von Morgarten sowie der Bundeserneuerung über die Murten-Schlacht und das Stanser Verkommnis mit Bruder Klaus bis hin zu Pestalozzi im Jahr 1798 in Stans, der den «Verzweiflungskampf der Nidwaldner» als letzte Ruhmestat der alten Eidgenossenschaft

würdigt. Überwölbt wurde das Ganze durch die Schlußszene «An der Bundesfeier in Schwyz 1891». Sie wurde eingeleitet durch Kellers Lied «An das Vaterland», das längst die auf den Parteienkampf bezogenen Strophen verloren hatte, und den Prolog, der die Geister der Ahnen über der Festgemeinde flüstern hört und auf die ernste Lehre der Geschichte hinweist. Nun folgte in einer Massenszene die Apotheose der Helvetia, umgeben von allegorischen Figuren, allen Personen dieses Festspiels, welche die hingeschwundenen Geschlechter darstellten, sowie vom gegenwärtigen Schweizervolk und der Jugend; eine Schlußapothese, die alle auf die Grundwerte Eintracht, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe verpflichtete und in das gemeinsam gesungene Nationallied «Rufst du, mein Vaterland» ausmündete.

Merkwürdig ist, wie sich dieses Spiel von der Bilderwelt der Schillerfeiern löste und die Befreiungstradition ausklammerte. Wohl traten die Helden in Erscheinung, aber nicht in der Handlung selbst, sondern zwischen den Szenen seltsam verfremdet und überhöht als lebende Bilder, die jeweils mit passenden Chören untermalt wurden: Nach dem Bund von 1291 «Tells Schuß von Altdorf» und dazu «Normann's Sang», ein Lied auf die Freiheit in den Bergen und auf das nie gebeugte Hochlandvolk; nach Morgarten «Arnold Winkelried bei Sempach», untermalt mit einem Chor aus dem Festspiel von 1886; nach dem Tag von Stans «Schultheiß Wengi in Solothurn» und dazu das «Lied an die Eintracht». Diese Gestalten erschienen so aus der Handlung herausgehoben, als über dem Zeitenlauf stehende Leitfiguren, als zeitlose Vorbilder für die Freiheitsliebe, den Opfermut und Versöhnungswillen. Sie waren gleichsam Repräsentationen des Mythos.

Vom nationalen Mythos

In der Tat war im Laufe des 19. Jahrhunderts zusehends eine Mythisierung durchgedrungen, welche die ursprünglich geschichtlichen Vorstellungen auf eine andere Bewußtseinsebene hob. Es ist angebracht, den Vorgang zu reflektieren, wenn der gerade in unserem Zusammenhang viel verwendete Begriff «Mythos» Sinn haben soll⁵⁴. Im Mythos wird das einmalige historische oder als historisch angesehene Ereignis zu zeitloser Gültigkeit erhoben; die in ihm angelegte Deutung oder Botschaft gewinnt eine verpflichtende Aussage auch in der Aktualität und für die Identität der Gemeinschaft, in der der Mythos lebt. Dabei verbindet sich das Erzählen der eigenen Geschichte mit Wertvorstellungen, welche als ureigen erfahren werden und die nationale Existenz erklären und deuten.

⁵³ Festspiel für die Eidgenössische Bundesfeier in Schwyz vom 1. und 2. August 1891, Schwyz 1891 (Verfasser waren Dominik Bommer, Johann Baptist Kälin, Johann Baptist Marly, Alois Gyr). Vgl. STALDER, Festspiel, S. 99.

⁵⁴ Für die hier vorgenommene enge Definition des Mythos siehe meine Erläuterungen in: HISTOIRE, S. 1f. sowie MARCHAL, Winkelried, S. 96–100. Es handelt sich um einen Diskussionsvorschlag, der dem Begriff Mythos in unserem Zusammenhang eine gewisse Tragfähigkeit geben möchte. Vgl. dazu ebenfalls GRAF Ruedi, Die Mythenmaschine. Überlegungen zum Mythos am Beispiel eines schweizerischen Nationalhelden, in: THOMMEN, Schlacht, S. 58–70. Diese Überlegungen stimmen mit den meinigen grundsätzlich weitgehend überein – abgesehen von der ahistorischen Annahme eines immer schon vorhandenen (National-) Mythos, die sich aus der strukturellen Definition des Mythos nach Lévi-Strauss ergibt.

Diese Wertvorstellungen sind nicht objektiv oder historisch, sondern gründen im jeweils lebendigen Selbstverständnis einer Gemeinschaft. Ohne diese Übereinstimmung mit dem aktuellen Selbstverständnis bleibt das Erzählen vom Vergangenen bloß Geschichte und kann nicht zum Mythos werden. Im Mythos aber leben die zu Leitbildern oder Grundhaltungen gewordenen Gestalten und Taten – und hintergründig auch die Alten Eidgenossen – und stellen auch in der Gegenwart die Ideale dar, in denen man schweizerisches Wesen am schönsten verwirklicht sieht. Durch die Reduktion auf wesentliche Kernaussagen – für den Mythos sind die Biographien der Helden und das historische Umfeld der Heldentat unwichtig – wird der nationale Mythos zu einem bestimmenden Bestandteil einer positiven Identitätsvorstellung, die in hohem Maß integrierend wirkt. Das Verpflichtende, die moralische Forderung, welche im Mythos angelegt ist, wird unversehens zur Selbstbestätigung: Der Mythos gehört zur Heimat. So sehr nun der Mythos sich geschichtlicher Vorstellungen bemächtigt hat, so wenig bedarf er mehr der historischen Begründung. Ja die historische Befragung, die nun im Zeichen der kritischen Schule einsetzte, wurde im Volk mit einer Bitterkeit verurteilt, die an sich schon zeigt, daß es hier nicht mehr bloß um eine fachgeschichtliche Frage, sondern um das – immer sehr verletzte – Selbstgefühl ging. Die nationalen Mythen im so verstandenen Sinn sind das Ergebnis der bewußtseinsmäßigen Entwicklung des 19. Jahrhunderts und machen in dieser breiten Resonanz das eigentlich Neue aus. Wenn auf den vorausgegangenen Seiten auch nachvollziehbar wurde, wie es dazu kam, so muß hier doch noch an die breite Wirkung des Schulunterrichts erinnert werden. Dieser wurde seit 1854 auf kantonaler und seit 1875 auf Bundesebene durch die pädagogische Rekrutenprüfung, zu deren Vorbereitung man eigentliche Fortbildungsschulen organisierte, ergänzt und unterstützt. Die Schulbücher nehmen sich aus wie Exempelsammlungen oder gar Katechismen mit Schwergewicht auf der «Heldenzeit», oft ausdrücklich mit moralischen Lehren zur Heranziehung der staatsbürgerlichen Tugenden verbunden, und eine ähnlich Gewichtung läßt sich auch bei den Vorbereitungsmiteln wie bei den Frageschemen der Rekrutenprüfungen erkennen⁵⁵.

Im Zeichen des überall in Europa durchbrechenden Nationalismus war die geistige Saat aufgegangen, welche die aufs Gute im Menschen bauenden Aufklärer mit spielerischer Hand ausgestreut hatten. Aber was da sproß, war kaum das, wovon jene weltoffenen Optimisten geträumt hatten. In den Stürmen nationaler Leidenschaften, die über Europa hereinbra-

chen, boten indessen diese großen Mythen für das kleine Land wirklich einen Schutzschild, hinter dem sich die eigene Identität behaupten ließ.

Der Mythos zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Wenn wir auch jetzt die Öffentlichkeit, in der Vorstellungen von den Alten Eidgenossen bewußt waren, bereits als das Volk bezeichnen dürfen, so ist zugleich nicht zu verkennen, daß es auch Schweizer gab, denen die Alten Eidgenossen wenig bedeuteten, ja bei denen sie in ihrer mythischen Überhöhung eher Unbehagen hervorriefen. Bei seiner Festrede 1886 in Sempach wies Bundesrat Adolf Deucher nicht nur auf auswärtige Bedrohungen der Schweiz hin. Er erinnerte die Festgemeinde auch an die «bedauerlichen sozialen Verhältnisse» im eigenen Land, an das Gären «in den tiefen Schichten der Gesellschaft», dem es nicht nur mit «unnachichtigem Gebrauch der Autorität» entgegenzutreten gelte, sondern auch mit einer Sozialpo-

⁵⁵ Vgl. hierzu SCHELLER, Bild (wie oben, S. 312, Anm. 11) und SCANDOLA, Schule (wie oben, S. 356, Anm. 22). – Beispiele für diese moralisch-religiöse und patriotische Geschichtsinterpretation mit dem Schwergewicht auf der «Heldenzeit»: SCHERR Ignaz Thomas, Vater und Sohn. Ein Lehr- und Lernbüchlein, Zürich 1864 (diente als Grundlage für die Herstellung der obligatorischen Lehrmittel des Kantons Zürich 1867/88); SCHERR Ignaz Thomas, Der Bildungsfreund. Ein Lesebuch für den häuslichen Kreis und für höhere Volksschulen, Zürich 1835, Nachbearbeitung Zürich 1876; SCHERR Ignaz Thomas, Der schweizerische Schul- und Hausfreund. Ein Lesebuch für die Ergänzungs- und Sekundarschule und den Familienkreis, Frauenfeld 1861 (ausdrückliche Zielsetzung: «Erweckung republikanischer Tugenden»); ebd., S. 616). – KÖNIG Johann, Schweizergeschichte. Ein Handbuch für Schüler, Bern 1870. Vgl. dazu das aufschlußreiche Gutachten der Lehrmittelkommission: Ziel des Geschichtsunterrichts ist die Erziehung zur «Liebe zu Freiheit und Vaterland, Gemeinsinn, Aufopferungsfähigkeit»; «hierzu liefert die Geschichte des Heldenzeitalters ein sehr reiches und vortreffliches Material». SCANDOLA, Schule 2, Nr. 18. – STERCHI Jakob, Schweizergeschichte zum Schul- und Privatgebrauch, Bern 1890 (wird im Schulblatt wegen Überbetonung der Heldenzeit und wegen Moralisierens bereits kritisiert). – Vgl. auch HUGGER Paul, Nationale Identität im Spiegel schweizerischer Autobiographien des 19. Jahrhunderts, in: WEG ZUR IDENTITÄT, besonders S. 194f. (Schülerinnerungen). – Zur pädagogischen Rekrutenprüfung vgl.: Die Rekrutenprüfungen 1854–1974. Bericht über die pädagogische Rekrutenprüfung, Bern 1974. Aufschlußreich sind die Fragestellungen und ihre Gewichtung bei REINHARD Philipp, Vaterlandskunde. Fragen gestellt an Rekrutenprüfungen, Bern 1890. Vgl. auch die Vorbereitungshilfen: HUBER Carl, Praktische Vorbereitung auf die Schweizerische Rekrutenprüfung, Frauenfeld 1909; KÄLIN E., Der Schweizer Rekrut. Leitfaden für Fortbildungsschulen und Vorbereitung für die Rekrutenprüfung, Zürich 1907.

litik, insbesondere durch «eine humanere Regelung der Arbeitsverhältnisse»⁵⁶. Man war sich anlässlich des Gedenkens an die Vorfahren bei Sempach also durchaus der sozialen Spannungen bewußt. Man fühlte, daß sich viele mit dem «Volksgeist», der in den Großtaten der Heldenzeit sich äußere und im Volk fortlebe – wie Deucher es formulierte –, nicht identifizieren konnten, und man suchte dem abzuweichen.

In unserem Zusammenhang ist es bemerkenswert, daß sich eben um diese Zeit Ansätze finden, auch die Arbeiterschaft in die Identitätsvorstellungen von den Alten Eidgenossen mit einzubeziehen. Bei der von feierlichem Pathos begleiteten ersten Landesausstellung in Zürich, 1883, stellte Conrad Ferdinand Meyer in seinem «Festgedicht» diesen Bezug ausdrücklich her: Wie man früher «mit starker Faust» gestritten und das Land befreit habe, wovon noch «manch bröckelnd Burggemäuer» zeuge, so seien nun mit der «Zeitenwende» die «harten Fäuste» in «kluge, rüst'ge Hände» verwandelt worden. Noch flatterten über den Schweizern die alten Fahnen, noch stünden diese zusammen im Streit, aber nun «mit anderen Waffen» und auf «anderen Bahnen». Als neue Helden erschienen nun die beim Gotthardtunnelbau verunglückten Bergarbeiter, wie sie das vielbeachtete Relief «Le vittime del lavoro» von Vincenzo Vela vorstellte⁵⁷. 1896 in Genf erkannte man in den

⁵⁶ MARCHAL, Geschichtsbild, S. 42f. Zur hier nur angedeuteten Situation der Arbeiter: GRUNER, Arbeiter; SIMMLER, Bauer.

⁵⁷ BÜCHLER, Landesausstellungen, S. 47f. Zu den Landesausstellungen auch BÄCHTIGER, Konturen, S. 207–243.

⁵⁸ KREIS, Patrioten, S. 74, Anm. 52: «Ce palais contient les trophées des plus grandes victoires que la Suisse ait remportées et dont nous pouvons nous enorgueillir plus que de Morgarten ou Morat [...]. Il semble que l'héroïsme et la fougue de nos ancêtres aient passé dans les veines de nos ouvriers.»

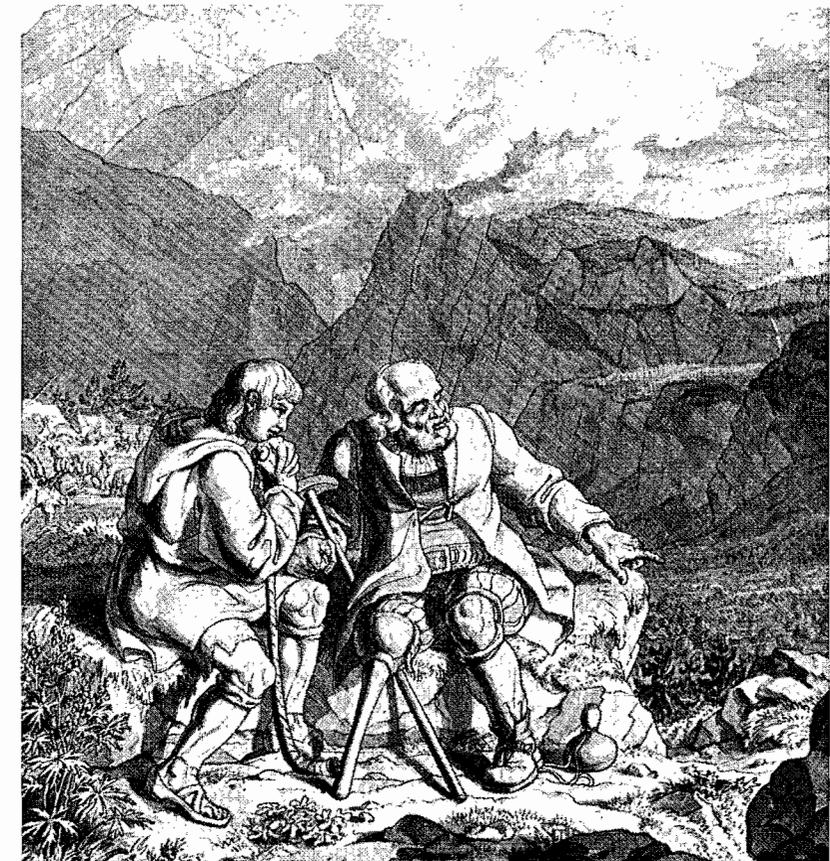
⁵⁹ BÜCHLER, Landesausstellungen, S. 102f.

⁶⁰ Ebd., S. 46.

⁶¹ BÄCHTIGER, Konturen, S. 235; BÜCHLER, Landesausstellungen, S. 94–97; CRETTEZ Bernard/MICHAELIS-GERMANIER Juliette, Une Suisse miniature ou les grandeurs de la petitesse, Genf 1984; CRETTEZ Bernard, Un si joli village. Essai sur un mythe helvétique, in: CRETTEZ, Peuples, S. 5–18.

* Bildinterpretation: Nach der Abschaffung der «repräsentativen Öffentlichkeit» in der Schweiz von 1798 wird auch in der bildlichen Darstellung der Alte Eidgenosse nicht mehr repräsentiert, sondern er übernimmt die Rolle des Sprechers selbst. In diesem Sinne fallen die beiden Ebenen des Handelnden und des darüber Sprechenden in Ludwig Vogels Komposition zusammen. Die literarische Vorlage Geßners und das historisierende Gewand zeigen das Patriotische und Normative der Botschaft an. Die Ebenen des Alten und des Jungen Eidgenossen haben sich insofern verändert, als der jüngere nun nicht mehr mit prächtigen Kleidern dargestellt ist, sondern in der einfachen Tracht des Hirten. Gemeint ist damit, daß die Botschaft von patriotischer Tapferkeit und einfachem Leben nur aufnehmen könne, wer bereit sei, sich der Gesinnung der Väter auch äußerlich anzugleichen.

Produkten, die in der Industriehalle ausgestellt waren, «die Trophäen der größten Siege der Schweizer, die noch zu mehr Stolz berechtigten als Morgarten und Murten» und die nichts weniger anzeigten, als «daß der Heroismus und der Schwung der Altvordern in das Blut der Arbeiterschaft übergegangen seien»⁵⁸. Und in der Festkantate zu dieser Industrieschau mit dem bezeichnenden Titel «Poème alpestre» wurden Handwerker und Arbeiter neben den geschichtlichen Gestalten unmittelbar in das durch den



Genius der Berge geprägte Vaterland miteinbezogen, ein Vaterland, das seine Apotheose im Hymnus an die Freiheit fand⁵⁹. Die Erfindungsgabe der Ingenieure, die Geschicklichkeit der Arbeiter – solches war nun der Stoff, aus dem die Helden sind. Was die Landesausstellungen durchaus in erzieherischer Absicht vermittelten, waren – abgesehen von der Arbeitsamkeit, die schon im 16. Jahrhundert zu einer alteidgenössischen Nationaltugend erhoben worden war – die modernen Tugenden des Fleißes, der Präzision und der Arbeitsleistung. Wie stark solche Projektionen gewirkt haben, ist schwer zu sagen, auch wenn die Fabriken ihre ganzen Belegschaften zur Landesausstellung führten⁶⁰ und sie dort wohl auch im «Schweizerdörfli» sich ergötzen ließen, mit dem die Landesausstellungen dem Bild von der ländlich-alpinen, einfachen Schweiz zu huldigen begannen⁶¹.

128 Die Welt der «Alten Eidgenossen» wird rekonstruiert.*
«Das hölzerne Bein» (aus den «Idyllen» von Salomon Geßner): aquarellierte Federzeichnung von Ludwig Vogel, 1808. Kunsthaus Zürich, Graphische Sammlung.

Für die Arbeiterschaft – anders als etwas später dann für die Bauernsame⁶² – war das vorgegebene Bild von den Alten Eidgenossen trotz allen gerade an den Landesausstellungen formulierten Angeboten ideologisch kaum zu gebrauchen. Wenn der Vorläufer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, der Grütliverein, in seinem Namen die Beziehung zu den ersten Eidgenossen herstellte, entsprach dies der in anderen Zusammenhängen stehenden Gründungssituation von 1838. Für das Selbstverständnis der Arbeiterschaft sagt «Grütli» offensichtlich gar nichts aus⁶³. Wo Arbeiter für einmal aktiv an einer Jubiläumsfeier mitgewirkt haben, wiederum 1886 in Sempach, und dann ihre Eindrücke für die Nachwelt schriftlich niederlegten, stand die Vorstellung der eigenen Person, das aktuelle Fest, das Erlebnis der eigenen Teilnahme im Vordergrund. Nur vereinzelt führten die Gedanken weiter und sind dann jeweils deutlich der vernommenen Festrhetorik nachgeformt⁶⁴. Was sollte auch die von heroischer Gebärde getragene Selbstschau im bescheidenen und entbehreungsreichen Alltag eines Eisenwalzers oder Naglers, denen es bei den Von-Moos-Eisenwerken noch verhältnismäßig gut ging. In das die Industrialisierung begleitende proletarische Elend brachten auch die patriotischsten Träume keine heimatische Geborgenheit. Aber auch sonst ist das Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit, das in der dem nationalen Mythos eigenen Übersteigerung angelegt war, während der ganzen hier behandelten Zeit bewußt geblieben. Wir haben Gotthelfs Einspruch gegen den oberflächlichen Festpatriotismus bereits zur Kenntnis genommen. Auch der späte Keller gibt zunehmend seinem Unbehagen am kleinen Land mit der großen Selbstschau Ausdruck. Bereits im Aufsatz «Am Mythenstein» berichtet er sehr eingehend von einem unausgeführten Spielkonzept für das Schützenfest von 1859 in Zürich, wo vielerlei unechte Patriotismen – der eigennützige, neidische, streitsüchtige, prahlerische usw. – einer im Frankenstück thronenden Münzhelvetia huldigen, bis sie dann von der wahren Helvetia scharf ins Gericht genommen werden⁶⁵. Falscher und echter Patriotismus – als Problem im Schoß des Schützenvereins selbst thematisiert: nichts zeigt deutlicher, wie weit dieses Unbehagen schon um sich gegriffen hatte. Das gleiche Problem beschäftigte Keller auch im «Fähnlein der sieben Aufrechten» sowie in den «Reflexionen»⁶⁶. Zweimal hat er es unmittelbar mit den Vorstellungen von den Alten Eidgenossen verbunden: Im «Grünen Heinrich» läßt er bei einem Tischgespräch während der Mittagspause des Tellspiels Schein und Sein zu Heinrichs großer Ernüchterung auseinanderbrechen, als der Teldarsteller, der Leuenwirt, sich starrsin-

nig und eigennützig gegen die geplante fortschrittliche Straßenkorrektur stellt, die seinen Wirtsbetrieb schädigen könnte. Heinrich war enttäuscht: «Besonders am Wirt verletzte mich dies unverhohlene Verfechten des eigenen Vorteils, an diesem Tag und in so bedeutungsvollem Gewande.»⁶⁷ Schein und Sein – mit unverhüllter Bitterkeit ließ Keller diesen Zwiespalt im Roman «Martin Salander» hervorbrechen: Der Gegenspieler Salanders, der betrügerische Schwindler Louis Wohlwend, sitzt in einem Haus, an dem – wie Salander ungläubig feststellt – «wirklich Arnold von Winkelried mit den Speeren im Arm auf Goldgrund gemalt prangte, nebst einer Schrift: Sorget für mein Weib und meine Kinder!» Allerdings hatte der Auftraggeber, Wohlwend, den Maler noch nicht bezahlt. Und als Salander ihn, der ihn gerade wieder um hundertsechzigtausend Franc betrogen hat, auf den «schönen Winkelriedspruch» anredet, meint Wohlwend: «Du weißt, daß ich von jeher einem idealen Zug nachgehangen habe.»⁶⁸

Der «Salander» erschien 1886, im Jahr der Sempacher Schlachtfeier, und die Stelle vom Winkelried läßt sich wie eine kritisch-bittere Anmerkung zur dort vollzogenen Winkelriedapotheose lesen. Mit feinem Gespür legte Keller die Wertverallgemeinerung bloß, die sich mit dem über dem Alltag aufgespannten Nationalmythos einstellte, weil er allen gemeinsam sein wollte und jedem etwas bot. Jeder konnte nun das Identitätsbild auf seine Weise auffassen: Der Leuenwirt spielte ja innerlich unangefochten den Tell, und seine Argumentation zugunsten der alten, beim Wirtshaus vorbeiführenden Straße operierte – wie der Statthalter dem grünen Heinrich deutlich machte – mit ehrenwertem Traditionsbewußtsein: Das Wirtshaus war das Haus der Väter, bleiben sollte es, wo es seit alter Zeit stand. Und selbst Wohlwend wagte es noch, für sich «einen idealen Zug» zu beanspruchen. Viel verwendbar war das zum Mythos erhobene Identitätsbild – Keller erfüllte das mit bedrückender Deutlichkeit –, und er war stets in Gefahr, zur inhaltsleeren Hülse zu verkommen, die jedweder Selbstbestätigung dienen konnte.

⁶² SIMMLER, Bauer, S. 140ff.

⁶³ VOGELSANGER Jakob, Der Schweizerische Grütliverein, dessen Entstehung, Geschichte und Thätigkeit, St. Gallen 1883; auch GRÜNER, Arbeiter; GILG Peter, Arbeiteremanzipation ohne Klassenkampf. Der Weg des schweizerischen Grütlivereins (1838–1925), in: NZZ 1988, Nr. 91.

⁶⁴ GANTNER-SCHLEE Hildegard, Troß und Nachhut an der Sempacher Schlachtfeier 1886, in: THOMMEN, Schlacht, S. 40–47.

⁶⁵ KELLER, Werke 22, S. 145.

⁶⁶ KELLER, Werke 10, S. 1–90; KELLER, Werke 22, S. 343.

⁶⁷ KELLER, Werke 4, S. 184–198, besonders 189f.

⁶⁸ KELLER, Werke 12, S. 24, 51 (Winkelriedgasse).

Der große Anspruch bestätigte sich nur unvollkommen in einer Wirklichkeit, die der alternde Keller nur noch pessimistisch sah. Der einzige wirkliche Patriot unter den «sieben Aufrechten», Frymann, faßt bereits «das sichere Ende» seines Vaterlandes ins Auge und sorgt sich nur mehr um die Vollendung «der Arbeit meines Volkes», «damit das künftige Völkerbild mit Respekt über unsere Gräber gehe»⁶⁹.

So trat schon zur Zeit der vollen Entfaltung des schweizerischen Nationalmythos die ihm – gerade wegen seines hohen Anspruchs – innewohnende Gefährdung zutage, die jeden Mythos eh und je stärker in Frage stellt als alle wissenschaftliche Kritik.

Die Alten Eidgenossen und die Geschichtswissenschaft

Die merkwürdige formale Trennung von Geschichte und Mythos im Festspiel von 1891 zeigt auch, daß die Festspielautoren nicht mehr unbefangen schreiben konnten: sie hatten ihren «Dierauer» gelesen. In der Tat ist in der Geschichtsschreibung ein grundlegender Wandel eingetreten, der hier, soweit es unsere Fragestellung betrifft, kurz skizziert werden muß. Über die maßlose parteipolitische Ausmünzung der vaterländischen Geschichte ist damals nicht nur ein Jeremias Gotthelf, sondern auch ein anderer zutiefst enttäuscht gewesen und hat sich um 1830 aus der von heftigen liberal-konservativen Streitereien erfüllten Politik zurückgezogen, um sich der Geschichtsforschung zu widmen: der konservative Luzerner Großrat Joseph Eutyck Kopp⁷⁰. Als glühender Verehrer Johannes von Müllers, dessen «Geschichten» er 1828 auszugsweise «für Schulen und Liebhaber» herausgegeben hatte, hegte er seit 1829 den Plan, im Rahmen des für 1832 vorgesehenen Jubiläums des Vierwaldstätterbundes zur notwendigen Wiederbelebung und Weckung des öffentlichen Geistes – wie er schrieb – eine Geschichte Luzerns bis zum Bundesbeitritt zu verfassen. Bei Tschudi und Müller begann er, und als ihm beide zur Lösung seiner Fragen nicht mehr genügten, suchte er in den Archiven die zeitgenössischen Quellen selbst auf. Groß war seine Betroffenheit, als ihm, je mehr Quellen er einsah, desto deutlicher «das Bild jener Zeit mit anderen Zügen erschien». Solche Erfahrung

⁶⁹ KELLER, Werke 10, S. 25.

⁷⁰ MARCHAL, Geschichtsbild, S. 30–36.

⁷¹ Vgl. WIRZ, Buch, S. XL–XLVIII. Zum Komplex Winkelried: SUTER, Winkelried.

⁷² HENZIROHS, Schützenfeste, S. 105.

⁷³ KELLER, Werke 20, S. 103f.

⁷⁴ ALBUM, S. 49.

führte ihn von den Chronisten und Geschichtsschreibern weg und hin zu den zeitgenössischen Urkunden, denen er absoluten Vorrang gab. So entstand in seiner großen «Geschichte der eidgenössischen Bünde» ein eher nüchternes, die Vorstellungen von der uralten eidgenössischen Freiheit relativierendes Bild. Die Tugenden der Alten Eidgenossen wurden jetzt überschattet von Eigeninteressen, Fehlern und Unrecht; ein Bild, das den überkommenen Vorstellungen diametral entgegenstand und in dem auch die Befreiungstradition sowie Tell keinen Raum mehr hatten.

Die kritische Schule, die so Eingang in die schweizerische Geschichtsschreibung fand, löste eine rege Auseinandersetzung mit der vor allem durch Johannes von Müller vermittelten Schau der nationalen Geschichte aus. Sie erhielt ihren bleibenden Niederschlag in den jetzt überall erscheinenden Quelleneditionen und Urkundenbüchern, Unternehmen, welche die nun entstehenden Historischen Vereine zu ihren vornehmsten Aufgaben zählten. Von breiter Quellengrundlage aus wurden die überkommenen Traditionen und die Vorstellungen von den Alten Eidgenossen einer Kritik unterzogen, die in ihrer Spitzfindigkeit und Wissenschaftsgläubigkeit oft über das Ziel hinausschoß. Die Auseinandersetzungen, die insbesondere durch die Entdeckung des Weißen Buches von Sarnen 1856 geschürt worden sind, hier eingehender zu erörtern, hat wenig Sinn⁷¹. Gegen Ende des Jahrhunderts jedenfalls hatte das «Heldenzeitalter» in unserer Geschichtsschreibung seinen strahlenden Glanz und seine vornehmsten Helden verloren.

Da aber die Vorstellungen, welche nun durch die wissenschaftliche Kritik als unhistorisch in Frage gestellt wurden, zu den fundamentalen Bestandteilen schweizerischer Identitätspräsentation gehörten, ging es nun nicht mehr bloß um geschichtliche Fragen. Die Fachdiskussion stieß in der Öffentlichkeit auf völliges Unverständnis. 1842 anlässlich des Churer Schützenfestes beschimpfte man bereits «die Männleins», «Federkrabbler, Federfuchser», die Wilhelm Tell «schlechtweg aus der Geschichte streichen» wollten⁷², und 1846 hat Gottfried Keller in seinem «Vaterländischen Schwank» die «Historici» mit sarkastischem Spott übergossen⁷³. Auch 1859, am Abend jener Schillerfeier auf dem Rütli, «trübte» im Wissen um «die strenge Douane der historischen Kritik an der Tellgeschichte» ein eher «wehmütiger Ernst die Männerherzen»⁷⁴. Traditionsbewußtsein und Fachhistorie stimmten nicht mehr überein wie zu Anfang des Jahrhunderts, wo der Vaterlandsbegeisterte das Werk von Müllers «nebst der Bibel» hochhalten konnte. Mit Spott und unverhohlener Bitterkeit registrierte der Patriot

die Verletzung der ihm lieben Traditionen durch den gelehrten Wissensanspruch. Indessen war diese Traditionskritik unverkennbar auch Ausdruck eines wissenschaftlichen Fortschritts: erst jetzt im 19. Jahrhundert ist Geschichte als moderne wissenschaftliche Disziplin entstanden. Als gegen Ende des Jahrhunderts die Historiker wieder darangingen, dem Volk die Schweizergeschichte zu erzählen, konnten sie es daher nicht mehr so tun wie Johannes von Müller hundert Jahre zuvor.

In Karl Dändlikers «Geschichte der Schweiz», die 1884 die Reihe neuerer Gesamtdarstellungen einleitete, tritt uns eine merkwürdige Mischung zweier grundverschiedener Tendenzen entgegen⁷⁵. Einerseits schrieb Dändliker, daß mehr als jedem andern Volk dem schweizerischen seine Geschichte ans Herz geschrieben sei und gleichsam ein Arsenal der nationalen Politik, ja eine vaterländische Sittenlehre darstelle. Aus der Geschichte erkenne man den «nationalen Beruf» des Schweizervolkes, seinen «Beitrag zum Fortschritt Europas», kein spektakulärer zwar, aber «innerlich» und «geistig-sittlich» betrachtet doch ein bedeutender. Diese geistig-sittlichen Werte trugen nun genau besehen Züge, die im überkommenen Bild von den Alten Eidgenossen gründeten und neu mit einer Fortschrittsidee verbunden wurden – Züge, mit denen Dändliker sowohl den Föderalismus als auch den Ausbau des Einheitsstaates im Blick auf den erreichten Stand positiv zu würdigen wußte. Die «leitende Idee unserer Nationalgeschichte» sei Freiheit und Volksherrschaft, und die «Demokratie» vorzuleben und zu verteidigen sei «die hehre Bestimmung» der Schweiz. Im Dienste dieser vaterländischen Sittenlehre habe die frühere Geschichtsschreibung ausschließlich gestanden. Andererseits erkannte Dändliker klar, daß die «heutige Geschichtsforschung» auf einer höheren Warte stehe; ihr gehe es nicht mehr bloß um die patriotische Zielsetzung, die früheren Geschichtsschreibern eigen war, sondern um die wissenschaftliche Wahrheit. Diese Kluft zum Traditionsbewußtsein suchte er durch einen vermittelnden Standpunkt zu überbrücken, indem er nur das als unhistorisch verwarf, was als falsch erwiesen war, und so auch Sagen beschränkt gelten ließ. Vor allem aber holte er weit in die Kultur- und Sittengeschichte aus, um den Geist der Nation in allen erkennbaren Äußerungen des Volkslebens zu ergünden. So gelang es ihm, ein viel breiter entfaltetes und ansprechendes Bild der schweizerischen Geschichte zu entwerfen, bei dem die heißumstrittenen Punkte in den Hintergrund treten konnten. Auch die Schatten, die sich über das Heldenzeitalter senkten – die Herrschaft über Untertanen etwa, das Söldnerwesen oder andere dunkle Seiten –, konnten

vom erreichten Stand her so gedeutet werden, daß sie ebenfalls im Dienst des nationalen Berufs erschienen.

Nüchterner bewältigte Johannes Dierauer in seiner Schweizergeschichte diese Aufgabe⁷⁶. Im Rahmen der «Geschichte der Europäischen Staaten» konnte er sich auf die politische Geschichte seit dem 13. Jahrhundert beschränken, auf das Werden und Wachsen der Eidgenossenschaft. Aber das tat er nun ganz selbstverständlich als kritischer Historiker, lehnte jede Verschmelzung der ursprünglichen Nachrichten mit späteren Traditionen ab, obzwar eine «vermittelnde Richtung» den «berechtigten patriotischen Gefühlen und Bedürfnissen» entgegenkommen würde. Da der Wissensstand allgemein bekannt sei, glaubte Dierauer «zum Glück» nicht mehr befürchten zu müssen, sich für «diese negative Haltung öffentlichen Angriffen oder Verunglimpfungen» auszusetzen. Und so schrieb er eine Darstellung, die «in schlichter Treue das Wesentliche der Zustände und Begebenheiten» wiedergab. Die Befreiungstradition mit Wilhelm Tell und der Sempacher Held Arnold Winkelried sind hier von der Geschichtswissenschaft gleichsam offiziell aus der Geschichte verabschiedet worden. Man konnte es damals verschmerzen – und das Festspiel von 1891 zeigte, wie man es tat, indem es nämlich dem Mythos eine eigene Ebene zuerkannte –, ja man konnte es um so mehr verschmerzen, als Dierauer die «Volksphantasie» durch ein von freisinnigem Geist getragenes Leitbild ersetzt hatte – jenes von der Finalität, der Zielstrebigkeit der ganzen eidgenössischen Geschichte hin auf den Bundesstaat von 1848. Aus dem Gedankengut dieses Bundesstaates nährte sich sein Geschichtsverständnis, und auf diesen Zeitpunkt hin lenkte er das ganze Geschehen⁷⁷. Der nüchterne Ton, der jeder vordergründigen Reflexion über den «Beruf der Nation» abhold war, ließ dabei diese ebenfalls durchaus zeitbedingte Deutung der schweizerischen Geschichte um so überzeugender und wissenschaftlicher erscheinen, und zwar bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

⁷⁵ DÄNDLIKER Karl, Geschichte der Schweiz mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung des Verfassungs- und Kulturlebens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, 3 Bde., Zürich 1883–1888. Hier besonders aufschlußreich Dändlikers Einleitung: Die Schweiz und ihre Geschichte. Ebd., Bd. 1, S. 11–28. Vgl. auch FELLER/BONJOUR, Geschichtsschreibung 2, S. 858–861; HUBER Hans Camillo, Große Darstellungen der Schweizergeschichte, Zürich 1960, S. 69–101.

⁷⁶ DIERAUER, Geschichte; das Zitat stammt aus dem Vorwort zu Bd. 1.

⁷⁷ FELLER/BONJOUR, Geschichtsschreibung 2, S. 865; vgl. HELBLING Hanno, Gehalt und Deutung der Schweizer Geschichte. Zur Historiographie seit Johannes von Müller, in: HANDBUCH 1, S. 19–22.

Die Alten Eidgenossen am Ausgang des 19. Jahrhunderts

Seit ihrer Wiedererweckung durch die Aufklärer haben die Alten Eidgenossen einen beachtlichen Weg hinter sich gebracht. Sie haben die Revolutionswirren gut überstanden, sich hüben und drüben im Kampf um den neuen Staat engagiert und bereitwillig das Patronat des jungen Bundesstaates übernommen. Das alles ist nicht

spurlos an ihnen vorbeigegangen und hat ihr Aussehen verändert. Zunächst haben sie einen Bekanntheitsgrad erreicht wie nie zuvor. Wie man im neuen Staat, der 1848 entstand, die altgewohnten Strukturen soweit als möglich berücksichtigte und in ein zwischen traditionellem Föderalismus und modernem Zentralismus stets fragiles Gleichgewicht brachte, so fand man auch seine Legitimation und integrierende Kraft ganz wesentlich in der vorgegebenen, erstaunlich ungebrochenen Rückbindung an die

129 Die Tellenfahrt.* Gabriel Lory d.J./Johannes Hürlimann: «La chapelle de Guillaume Tell sur le lac des quatre cantons avec la fête religieuse qu'on y célèbre chaque année en mémoire des événements de 1307»; Aquatinta auf aufgewalztem Chinapapier, koloriert,



* Bildinterpretation: Als Gabriel Lory d.J. 1824 einen Bildvorwurf wählte, der die Messe bei der Tellskapelle zeigt, traf er einen wichtigen Schnittpunkt der schweizerischen Identitätsrepräsentation: Vor der Alpenkulisse der Urschweiz versammeln sich die Nauen aus den drei Waldstätten vor der Tellsplatte. Ihr friedliches Zusammenkommen hat zum Zweck, vor den Bildern der Alten Eidgenossen in der Tellskapelle des göttlichen Schutzes zu gedenken. Neu an diesem Bild ist die natürliche Einheit, welche die drei semantischen Ebenen zwar noch unterscheidet, zugleich aber fast selbstverständlich und konfliktfrei ineinander aufgehen läßt.

erste Bundesgründung, an die Zeit der Alten Eidgenossen, in deren Erbe man sich eintreten sah. Dieses Bewußtsein war so tief und allgemein verankert, daß man im Vergleich zum Ancien Régime bald einmal weniger das qualitativ Neue empfand, sondern vielmehr im neuen Bundesstaat den Schlußstein einer konsequenten Entwicklung sah, die ihren Anfang zur Zeit der Alten Eidgenossen genommen hatte. Diese «Heldenzeit» überstrahlte die ganze Geschich-

1824. Landesbibliothek Bern, graphische Sammlung.

te – deren Wege und Irrwege –, und ihr verklärtes Licht schien auch auf die Gegenwart zu fallen.

Die «Heldenzeit» entsprach aber nur mehr bedingt dem «güldenen Zeitalter», welches die Aufklärer zu erspähen geglaubt hatten. In einer Zeit bald mehr, bald weniger heftig empfundener unmittelbarer äußerer Bedrohung trat zunehmend der kriegerische Aspekt der Alten Eidgenossen in den Vordergrund. Das differenzierte, eine breite Palette an menschlichen Tugenden darbietende Bild, das die humanitätsgläubigen Aufklärer entworfen hatten, wurde reduziert auf einen verhältnismäßig elementaren Kanon von männlichen Tugenden, welche der Kriegstüchtigkeit der Alten Eidgenossen zu- und untergeordnet waren. Das Erscheinungsbild der Alten Eidgenossen hatte so eine vorab auf die Abwehr äußerer Gefahren ausgerichtete, holzschnittartige Vereinfachung erfahren mit einer klaren Aussage, die leicht zu vermitteln und einprägsam war.

Es ist bemerkenswert, daß diese Reduktion auf den militärischen Aspekt zu einer Zeit geschah, in welcher die Kriegsgeschichte ihre zentrale Funktion im Rahmen einer heilsgeschichtlichen Selbstlegitimation innerhalb der christlichen Gesellschaftsordnung längst verloren hatte. Die nun einsetzende Steigerung der Vorstellung von den Alten Eidgenossen zum nationalen Mythos bildete gleichsam einen säkularisierten Ersatz für die ursprüngliche Funktion, Ausdruck für einen Paradigmawechsel, welcher der neuen, von nationalen Leidenschaften geprägten Zeit entsprach. Daß die Erhebung zum nationalen Mythos just zu diesem Zeitpunkt geschah, war folgenschwer. Denn nun verblaßten neben dieser heroisch-kriegerischen Identitätspräsentation alle übrigen im Bild der Alten Eidgenossen eben auch angelegten Möglichkeiten. Der nationale Mythos wirkte vor allem integrierend gegen außen. Hierin lag seine Stärke. Kaum eine Rolle spielte er bei inneren Identitätskrisen und der bewußtseinsmäßigen Bewältigung innenpolitischer und sozialer Probleme. Das Gespräch zwischen den Alten und Jungen Eidgenossen, das seit Beginn des 16. Jahrhunderts in Zeiten innerer Orientierungssuche so offen geführt worden war, verstummte unter dem exklusiven Anspruch des einzig «wahren» Mythos. In dieser Starrheit lag auch seine inne-

re Gefährdung, und zwar von allem Anfang an. Weniger Wirkung kam in diesem Zusammenhang der modernen Geschichtswissenschaft zu, die in diesem 19. Jahrhundert erstmals dem volkstümlichen Diskurs von den Alten Eidgenossen gegenübertrat. Die Auseinandersetzung war heftig und leidenschaftlich, und als sich gegen Ende des Jahrhunderts die Wogen glätteten, zeigte sich, daß es keinen Sieger gab, sondern lediglich die Grenzen bereinigt waren. Die Historiker hatten ihre Position bezogen und diese wohl begründet: In den großen, wissenschaftlich fundierten Darstellungen war von der «Heldenzeit» nur mehr wenig übriggeblieben. Das ist ein Faktum. Aber zugleich wurde deutlich, daß die Alten Eidgenossen der wissenschaftlichen Beglaubigung gar nicht mehr bedurften. So standen sich nun zwei Auffassungen gegenüber, von denen die volkstümliche für die Identitätspräsentation der Schweizer zweifelsohne auch weiterhin den Ton angab.

Beiden, der volkstümlichen Auffassung aus einer langen Tradition sowie der wissenschaftlichen Auffassung aus dem Gedankengut des Bundesstaates heraus, war jedoch gemeinsam, daß sie die Zustände in der Gegenwart ganz selbstverständlich auf die Gründungszeit der Eidgenossenschaft zurückführten. Das «Urteil der Geschichte» schien auch diese Entwicklung zu bestätigen. Das freilich war wiederum nicht so, wie es sich jene vorgestellt hatten, die am Anfang einer solchen diesseitig zielgerichteten Geschichtsinterpretation gestanden waren. Für die Aufklärer lag das Ziel in der Zukunft, in der Glückseligkeit der Staaten, und das «Urteil der Geschichte» bestätigte nicht, sondern forderte Tugend. Auch diese Erscheinung läßt sich wie die Reduktion des Bildes von den Alten Eidgenossen als Verkümmern des ursprünglich Angelegten verstehen, eine Erscheinung, die allerdings einer Zeit zunehmender nationaler Selbstbehauptung und Selbstbestätigung entsprach.

Schließlich war beiden – der volkstümlichen wie der wissenschaftlichen Auffassung – aus unmittelbarem Erleben wie aus dem beschriebenen Kontinuitätsverständnis heraus der Gedanke von der schweizerischen Alpenheimat gemeinsam. Und hier, am Gotthard, sollten sie denn auch in einer Zeit höchster äußerer Bedrohung einmütig zusammenfinden.

Die Alten Eidgenossen im Geschichtsbild der Geistigen Landesverteidigung

Das «muntere Treiben» auf der Brücke der nationalen Identität beginnt seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine ganz ähnliche Funktion zu erfüllen wie damals, als wir ihm erstmals verstehend begegnen konnten, nämlich am Ausgang des Mittelalters. Nur steht es jetzt unter einem anderen Zeichen. Damals wurden sich die Eidgenossen im christlichen Abendland der monarchischen Fürstenstaaten ihrer Besonderheit bewußt, und sie sahen sich veranlaßt, diese zu legitimieren; jetzt ist die Schweiz umringt von Nationalstaaten, die ihre Legitimation immer mehr auf die gemeinsame «Rasse» und Sprache zurückführen, weshalb die Schweiz die Besonderheit und den Sinn des mehrsprachigen und vielfältigen Kleinstaates im Europa der Großnationen ergründen muß. Damals verunsicherten soziale und wirtschaftliche Entwicklungen und die Bewegung der Reformation das Selbstverständnis der Eidgenossen in einem Ausmaß, in dem sich bereits eine Identitätskrise andeutete; jetzt sieht sich die Schweiz durch die zweite industrielle Revolution einem Wandlungsprozeß ausgesetzt, welcher die traditionellen Lebensverhältnisse von Grund auf erschüttert und der durch die Katastrophe des Ersten Weltkriegs noch beschleunigt wird, eine «Zeitenwende», die am Selbstverständnis der Schweizer nicht spurlos vorbeigeht.

Die Identitätspräsentation dieser Zeit kündigt von einem hehren europäischen Sendungsbe-

wußtsein. Andererseits verhärtet und verengt sie sich zusehends zum elementaren Ausdruck eines Selbstbehauptungswillens, der gegen die aufkommenden Totalitarismen gerichtet ist¹. So oder so ist sie immer auch von geschichtlichen Anschauungen mitgetragen. Gerade die «Alten Eidgenossen» – sie um vieles mehr als die Zeitgenossen irgendeiner Epoche – nehmen an den geistigen Auseinandersetzungen regen Anteil, beziehen merkwürdig irrlichternd Position für die verschiedensten Ideologien, bis sie sich schließlich, zu heroischer Gebärde erstarrt, in die Phalanx der Geistigen Landesverteidigung einreihen.

Sankt Gotthard, der Berg der Mitte, und die Sendung der Schweiz

«Wißt ihr, wo pocht das Herz des Reiches?

Es pocht in den Bergen,

Es pocht in meinem Land...

im Sankt Gotthard ist es gefaßt.»²

Diese Verse stehen im Zentrum der dichterischen Meditation eines jungen Freiburgers, der später eine große und inhaltlich nicht unumstrittene Wirkung auf die geistige Auseinandersetzung in unserem Land ausüben sollte: Gonzague de Reynold. Sie erscheinen, 1906 niedergeschrieben, wie ein Auftakt zum Thema, Vision und Programm zugleich. Auf der Gotthardhöhe träumt er von der Weite des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, dessen Herz im Gotthard ruht, behütet von Handwerkern, Kuhhirten und Gamsjägern, von eidgenössischen Kriegern, Bannerherren und Ammännern, von Stadtbürgern und freien Bauern, von den Schweizer Städten und Ländern: «Wir hüten das Herz des Reiches, wir hüten den Schatz.» Es war das mittelalterliche Reich, das de Reynold erträumte, wo die kleinen Talschaften und der Kaiser zusammengehalten hatten gegen die zersetzende Kraft der Territorialherren. Es war der große abendländische Entwurf Kardinal Schiners, wie de Reynold ihn sah, der Entwurf einer geeinten christlichen Welt, mit dem Papst in Italien, dem Kaiser in Deutschland und dazwischen als Schlußstein des Gewölbes die Eidgenossenschaft, Hüterin der Pässe und Quellen³. Noch würden in der Schweiz Institutionen, Sitten und Prinzipien des deutschen Mittelalters im Geist der freien Bauern

¹ Vgl. allgemein zur Zeitsituation: RUFFIEUX Roland, *La Suisse de l'entre-deux-guerres*, Lausanne 1974; GREYERZ, *Bundesstaat*, S. 1144–1212; JOST, *Bedrohung*; STETTLER, *Bewußtsein*; FREI Daniel, *Sendungsgedanken in der schweizerischen Außenpolitik*, in: *Schweizerisches Jahrbuch für politische Wissenschaft* 6, 1966, S. 98–113; FREI Daniel, *Neutralität – Ideal oder Kalkül?* Zweihundert Jahre außenpolitisches Denken in der Schweiz, Frauenfeld 1967; *Union et division des Suisses. Les relations entre Alémaniques, Romands et Tessinois aux XIX^e et XX^e siècles*, Hrg. Pierre Du Bois, Lausanne 1983; JOST, *Politique*; *Die 30er Jahre. Ein dramatisches Jahrzehnt in Bildern*, Zürich 1981; MATTIOLI Aram, *Gonzague de Reynold und die Rechte in der Schweiz. Ein Beitrag zur Entstehung des schweizerischen Neokonservatismus (1910–1935)*, Lizentiatsarbeit, Basel 1987 (unveröffentlicht).

² REYNOLD Gonzague de, *Le Saint-Empire Romain Germanique*, in: *Bannières flammées*, Lausanne 1915, S. 29–43 (Übersetzung von Marchal). Zu Gonzague de Reynold: BERCHTOLD, *Suisse*, S. 689–709; MATTIOLI, *Reynold* (wie oben, Anm. 1).

³ Zur Interpretation Schiners: REYNOLD, *Schiner*, S. I–VIII.

und souveränen Bürger überdauern. Und so erschien de Reynold in der geographischen und geschichtlichen Konfiguration des Gotthards die Essenz der Schweiz, ihr Daseinsgrund und ihre europäische Aufgabe ausgedrückt. Die stille Wacht der Gotthardfestung, deren Stahl dem Felsenchaos sein Gesetz auferlege, wird zum Symbol von Ordnung und Beständigkeit, sie «ist in diesem Land wie ein Gewissen»⁴. Am Gotthard, wo die wichtigste Grenze Europas, jene zwischen deutschem sowie lateinischem Reich, deutscher sowie romanischer Kultur auf geradezu dramatische Weise erlebt werden könne, am Gotthard, der europäischen Wasserscheide, wo der Blick die Gedanken fliegen lasse über die Reiche und Länder Europas bis zu den Slawen und bis an die Pforten Asiens, am Felsgebirge des Gotthards mit seinen Festungen empfinde man mehr als irgendwo die nationale Energie der Schweiz, die sich sammle und vorbereite. Der Gotthard sei mehr als ein Gebirgsmassiv, mehr als ein Paß. An ihm, von dem wie von einem Kreuz die Wege hinaus in alle Teile Europas strebten, erweise sich, wie sehr die Wirkkraft der Alpen, dieser Schöpferinnen von Einheit, stärker sei als alle andern Einflüsse der Rassen und Religionen⁵.

Das war nicht bloß die Träumerei eines exaltierten Schöngestes. Hier wurde erstmals und gleich in visionärer Kraft ein Gedanke formuliert, der für die Identitätspräsentation dieser Epoche von tragender Bedeutung werden sollte. Er war nicht neu. De Reynold griff lediglich das Gedankengut der helvetischen Aufklärer auf, mit dem er vertraut war wie keiner⁶, und gab ihm einen erweiterten Gehalt: Aus den Alpen erwuchs nicht mehr bloß das Heil des Vaterlandes, *salus patriae*, sondern nun immer mehr das Heil des Reiches, der europäischen Völkergemeinschaft. Im übrigen entsprach seine Gotthardbegeisterung durchaus dem allgemeinen Empfinden jener Tage, hatte doch der Gotthard seit der Tunnelöffnung von 1883 eine ganz neue geopolitische Bedeutung erhalten. Als de Reynold seine Gotthardgedichte verfaßte, wogte ein von patriotischen Gefühlen überschäumender Kampf um die Ratifikation jenes Gotthardvertrages, dessen Meistbegünstigungsklausel für Deutschland und Italien als Zugeständnis an fremde Mächte empfunden wurde. Gerade in der Westschweiz entflammte der Widerstand besonders heftig. Aber auch in der deutschen Schweiz klangen ganz ähnliche, nun allerdings dem innenpolitischen Kampf verpflichtete Töne an wie bei Gonzague de Reynold. Was sollen Gotthardfestung, gutes Militär und Neutralität bei solcher Vertrauensseligkeit der Politiker? «Drum, Eidgenossen, hütet treu, was noch zu hüten ist. [...] Am Gotthard jetzt zusammensteht mit einem Herzens-

schlag», dichtete 1911 der «Gletscherpfarrer» Gottfried Strasser in der «Berner Volkszeitung»⁷. In solchen Stimmen erscheint der Gotthard auch schon in der Tagespolitik als Kern der Eidgenossenschaft, als Symbol der Einigkeit und Unabhängigkeit.

Bereits war auch auf einer höheren, grundsätzlichen Ebene der Selbstreflexion dem Gotthardmassiv und den Alpen eine die schweizerische Identität begründende Sinndeutung zugewachsen, nämlich in der Auseinandersetzung mit den aufkommenden sozialdarwinistischen und rassistischen Thesen. Es kommt nicht von ungefähr, daß diese Diskussion von einem Waadtländer aufgenommen wurde, dessen Mutter aus dem Bernischen stammte, und der sowohl in Lausanne wie in Bern, in Berlin wie in Rom studiert hatte und nun in Zürich den Lehrstuhl für romanische Philologie innehielt: Ernest Bovet. Wie kaum ein anderer setzte er sich für die Verständigung zwischen welscher und deutscher Schweiz und nachmals für die Zusammenarbeit unter den Nationen ein⁸. In unserem Zusammenhang interessieren vor allem zwei Artikel, in denen er sich 1908 und 1909 zum Problem der Nationalität äußerte. Die «Réflexions d'un homo alpinus» hielten den Rassentheorien entgegen, daß die Nationen, die in Europa so vielfältig und dicht ausgeprägt erscheinen, nicht durch die Rasse, sondern durch Geschichte und Zivilisation geformt worden seien. So sei die Schweiz mehr als ein «Rassengemisch», sie sei eine Nation, stark genug, um die verschiedenen Elemente zu verschmelzen, stolz genug, um jede Unterwerfung zurückzuweisen, bewußt genug, um ein eigenes Ideal zu besitzen. In diesem Sinne könne der Schweizer – Bovet braucht den Rassenbegriff durchaus ironisch – als *homo alpinus* angesprochen werden. Denn in der Tat: «Unsere Unabhängigkeit wurde geboren im Gebirge, und das Gebirge prägt noch immer unser ganzes Leben, gibt ihm seine Eigenart, seine Einheit.» Wie die Alpenflora etwas Besonderes sei und zugleich zur europäischen Flo-

⁴ REYNOLD Gonzague de, *Sur la Forteresse du Saint-Gotthard*, in: *Bannières flammées*, Lausanne 1915, S. 24f.

⁵ REYNOLD Gonzague de, *Cités et pays Suisses*, Bd. 1, Lausanne 1914, S. 265–285.

⁶ REYNOLD Gonzague de, *Le Doyen Bridel (1757–1845) et les origines de la littérature suisse romande. Etude sur l'helvétisme littéraire au XVIII^e siècle*, Thèse Paris, Lausanne 1909, besonders S. 471, 493.

⁷ *Berner Volkszeitung*, 26. Januar 1911. – Vgl. WEGELIN-ZBINDEN Sibylle, *Der Kampf um den Gotthardvertrag. Schweizerische Selbstbesinnung am Vorabend des 1. Weltkrieges*, Diss. Bern, Teufen 1973 (auch: *Schriften der Neuen Helvetischen Gesellschaft* 16, Horgen 1974), S. 108; BOSSHARD Felix, *Der Gotthardvertrag von 1909. Ein Beitrag zur schweizerischen Innen- und Außenpolitik vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Zürich 1973.

⁸ BERCHTOLD, Suisse, S. 190–193; STETTLER, Bewußtsein, S. 281f.

ra gehöre, so widerlege die Schweiz den Rassenwahn. «Der Rasse halten wir entgegen die Nation, dem Haß die Zivilisation, der blinden Natur die Gesinnung. Das ist mitten in der dinghaften Welt die glorreiche Schöpfung des Menschen; das ist in der Nacht der Zwänge der Weg, der hinaufsteigt ans Licht und zur Freiheit.»⁹

che noch die Religion, welche die schweizerische Nation ausmachten. Das geheimnisvolle Band, das alle eine, sei die Geschichte; aber nicht etwa die Ruhmesgeschichte der Festredner, nicht jene selbstgefällige Legende, welche ernstlich unsere Zukunft zu gefährden drohe. Die Entstehungsgeschichte des schweizeri-



Was Bovet hier bloß angedeutet hatte, suchte er in seinem Beitrag über «Nationalité» tiefer auszuloten. Es seien offensichtlich weder die Spra-

schen Vaterlandes sei viel nüchterner, voll von Eigeninteressen und menschlichen Unzulänglichkeiten – und dennoch: die Schweiz habe überdauert, die Eidgenossenschaft alle Krisen überwunden und stelle nun als älteste Republik der Welt etwas Einzigartiges dar. Den tieferen Grund für diesen Tatbestand erkannte Bovet im Schutzwall der Alpen. Das sei der einzige Trumpf gewesen, den Fortuna ins Kartenspiel der Eidgenossen gemischt habe; alles übrige hing letztlich von ihrem eigenen Willen ab. Dieser Wille sei Ausdruck eines allen gemeinsamen Geistes, des helvetischen Geistes, sei erster Daseinsgrund der Schweiz, seit 1291 und bis heute. Seine sichtbarste Schöpfung: unsere Institutionen, die Demokratie, zusammengehalten durch den gemeinsamen Kult der nationalen Unabhängigkeit. Daher sei die Schweiz in Europa die erste Gesinnungsnation (*nation consciente*) gewesen. Hier, im politischen Bereich, habe die Schweiz tatsächlich eine eigene Kultur, eine eigene Zivilisation entwickelt. Im Europa der übermächtigen Nationalismen indessen, unter

130 Alte und Neue Schweiz.*
Lithographie von Hieronymus Heß, um 1837.
Kunstmuseum Olten, Stiftung für Kunst des 19. Jahrhunderts.

⁹ BOVET Ernest, *Réflexions d'un Homo Alpinus*, in: *Wissen und Leben* 3, 1908, S. 296–299 (Übersetzung Marchal); im weiteren: BÜTTIKER Georges, Ernest Bovet 1870–1941, Basel 1971 (*Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft* 122).

* Bildinterpretation: Die lehrhafte Art der konservativen Historienmalerei, in der das zu Interpretierende und die Interpreten in eins gesetzt wurden, vergab die Möglichkeit einer kritischen Distanz und blieb deshalb ausschließlich auf positiv bewertete Größen beschränkt. – In der Darstellung von Heß wird die Konsensbildung auf dem Rütli zu einer überlegten, beinahe mathematisch zu nennenden Konstruktion. Die Hirtenkleider sollen historisierend oder besser idealisierend das einfache, bäuerliche Leben der Alten Eidgenossen anschaulich machen. Der klassizistischen Komposition steht die negativ bewertete, scheinbar ungeordnete Neue Schweiz gegenüber: Beim Champagnertrunk werden die Bürger kaum auf die Gefahren der neuen Zeit aufmerksam, welche in Form von Todes- und Unheilädmonen um den verkehrt eingepflanzten französischen Freiheitsbaum schwirren. Als Radikale huldigen diese Bürger dem Zentralismus, der absoluten Freiheit und der Industrie.

der fatalen Anziehungskraft der Rassentheorien sah Bovet auch dieses einigende Band gefährdet. So kehrte sein Gedankengang wieder zurück zu den nun schon in mythischem Licht erstrahlenden Schweizer Alpen: «Eine geheimnisvolle Kraft hält uns seit 600 Jahren zusammen und hat uns unsere demokratischen Institutionen gegeben. Ein guter Geist wacht über unsere Freiheit. Ein Geist erfüllt unsere Seelen, lenkt unser Handeln und schafft aus unsern verschiedenen Sprachen harmonischen Lobgesang auf das eine Ideal. Es ist der Geist, der von den Höhen weht, der Genius der Alpen und Gletscher, die im heroischen Gestus der Arve symbolisierte Kraft. Der Berg war nicht nur zufällig Schutzwall der Hirten gegen die Ritter. Er war ihre Geburtsstätte selbst; sein aperer Boden, seine rauhen Himmel haben ihren Charakter geformt, und seither hat immer der Berg unser inneres Leben bestimmt.»¹⁰ Bei aller Vielfalt gebe es einen gemeinsamen schweizerischen Grundzug: Ernsthaftigkeit und Pflichtbewußtsein, Einfachheit und Ehrlichkeit, Ausdauer und Findigkeit, eine etwas rauhe Tatkraft und die Neigung zum Widerstand gegen unrechten Befehl. Der Zusammenhang zwischen Gebirgsnatur und Volkscharakter sei offensichtlich und habe unsere nationale Besonderheit geformt. So gelte es nun, der Größe der nationalen Einheiten die Stärke unserer Einheit entgegenzustellen, und zwar so lange, bis die Vereinten Nationen Europas gebildet würden, deren Vorkämpferin dannzumal die Schweiz gewesen sein werde; denn hier habe sich erstmals erwiesen, daß Sprache, Rasse und Religion zurückzuweichen hätten vor der Humanität, vor dem ganzheitlichen Menschentum.

Alle diese Äußerungen stammen aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts, und bereits sind die Grundelemente der schweizerischen Identitätspräsentation dieser Zeit entworfen. Wann immer man versuchen wird, das Wesen der Schweiz zu ergründen, wird man in reicher Variation auf diese zwei Grundgegebenheiten zurückkommen: auf die Berge und auf die Geschichte. Und den das Schicksal der Schweiz prägenden Zusammenhang zwischen den Bergen und der sich in ihnen und aus ihnen entwickelnden vaterländischen Geschichte wird man besonders in der Gründungszeit, in der Epoche der Alten Eidgenossen, erkennen. Sei es, daß man die Sendung der Schweiz in Europa zu bestimmen sucht, sei es, daß man innenpolitisch die Erneuerung der Schweiz erstrebt, immer werden die Berge Urgrund und Hort, immer die Geschichte Zeugnis und Sinndeutung der schweizerischen Besonderheit und der ihr anvertrauten Mission sein.

Als Jahre später, mitten im Ersten Weltkrieg, der Theologe Leonhard Ragaz unter dem Ein-

druck des deutsch-welschen Grabens und der großen Ereignisse des Jahres 1917 – der russischen Revolution im Osten, des Kriegseintritts der USA im Westen –, Ereignisse, in denen er den Anbruch einer neuen «Weltzeit» erkannte, seine Stimme erhob und sein vielbeachtetes Programm veröffentlichte, wie für die «neue Schweiz»¹¹ die Zukunft zu gewinnen sei, konnte er, so sehr er ähnliche Gedanken entwickelte, es nicht mehr in jenem Optimismus tun wie sein Zürcher Kollege Ernest Bovet. Ob es den «schweizerischen Geist» noch gebe, von dem jener selbstverständlich ausgegangen war, wagte er, wenn überhaupt, nur noch zögernd zu behaupten. Nicht nur leide die Schweiz an einer «Überfremdung der Sitten» und des Geistes, die das «einfache, aber kulturell wertvolle Dasein in den Hochtälern» bereits auflöse; es fehle auch ein geistiger Glaube, der Freiheitsgeist und Freiheitsglaube, und statt eine nationale Idee und Aufgabe hochzuhalten, breite sich Verwirrung und Leere aus. Aus reinem Gelddenken zerstöre man die Natur, «das Heiligtum der Alpen», was in der Schweiz mehr bedeute als anderswo, nämlich Zerstörung auch der Kultur. Denn «es gehören zu uns vor allem die Berge in ihrer Macht und Majestät, ihrer Stille und Unberührtheit. Es gehört ferner zu uns eine gewisse Einfachheit des Lebensstils, ein gewisser Hauch der urwüchsigen Kraft und Natürlichkeit, ein Zug unverdorbenen Ländlichkeit». Das Rütli und Tell seien «nicht zufällige und unwesentliche Symbole des Schweizertums». Dieses aber sei gefährdet und das Schweizervolk bereits kein Bauernvolk mehr.

Wie hier die Berge als bestimmendes Merkmal des Schweizertums hervortreten, so kehrt Ragaz am Ende, als er die Aufgabe der «wahren Schweiz» evoziert, zu den Bergen zurück: zum Bild des «Hochlandes» als Menschheitshort. Das Erdbeben des Weltkriegs habe nicht nur Bankrotte gebracht, sondern eben auch diesen Schatz bloßgelegt, so daß sein Glanz als Verheißung weit in die Welt hinausleuchte. Dieses Bild von der alpinen Schweiz als Hort des Menschentums gleitet in einer letzten Wendung hinüber in ein unmittelbares Landschaftserlebnis: im sommerlichen Morgen geht der Blick vom Etnel aus ins Schwyzer Land, in die «Wiege der Schweiz», die sich «weit, groß, über wogende Wiesen und grün schimmernde Weiden ausbreitet bis zu den hochragenden Alpen». Und wie in diese friedliche Schau das ferne Grollen der großen Schlacht hereindringt und der Weltbrand bewußt wird, erinnert sich Ragaz an

¹⁰ Vgl. BOVET Ernest, Nationalité, in: Wissen und Leben 4, 1909, S. 432–445 (Übersetzung Marchal).

¹¹ RAGAZ, Schweiz; MATTMÜLLER Markus, Leonhard Ragaz und der religiöse Sozialismus, Bd. 2, Basel 1968, S. 427–489.

den großen Auftrag der Schweiz, die Quellen zu hüten. Wichtig seien die Ströme, an denen Dörfer und Städte entstehen, aber wichtiger noch seien die Quellen. Daß diese Quellen rein erhalten würden, dafür zu sorgen sei ein heiliger Beruf. Die Schweiz, das Land der Höhen, sie ganz besonders hüten die Quellen.

Auch wenn Ragaz dieses Bild von einem Fremden vermittelt bekommen hat¹², die Vorstellung von der Bewahrung der Quellen war damals – wie wir sahen – bereits auch von Gonzague de Reynold formuliert worden und lag in der Luft. Doch nun mitten in der Krise auf die Zukunft der «neuen Schweiz» in einer neuen «Weltzeit» hin gedacht, gewann sie an besonderer Wirkungskraft. Und als in der Folge die Schweiz dem Völkerbund beitrug und in die Bewegungen der internationalen Politik unmittelbarer hineingezogen wurde als je zuvor, da bildeten der Gotthard und das Alpenmassiv den festen Halt, von dem aus die Aufgabe der Schweiz ins Auge gefaßt und ihre Identität bedacht wurde. Als 1932 Max Eduard Liehburg, ein junger Schriftsteller, der damals – was allein ihn für uns interessant macht – in gewissen gut bürgerlichen Kreisen nicht geringen Anklang fand, später jedoch totgeschwiegen wurde und völlig in Vergessenheit geriet, sein «neues Weltbild» veröffentlichte, da ließ er seinen mythischen Führer Rolf auf dem Gotthard die «Rede vom heiligen Paß» vortragen¹³. Auch hier wird das Geheimnis der Schweiz aus den Bergen, dem zentralen Gotthardmassiv und der Geschichte heraus gedeutet: jetzt aber aus dem Urauftrag eines mythischen Kaisers an die Schweizer, den Gotthard zu hüten, bis nach der langen Nacht der Fürstentümer sowie Nationalstaaten der «helle Tag» des neuen Reiches hereinbreche. Das innerste Wesen der Schweiz liege in der

¹² Ebd., S. 431. Das Bild stammt vom französischen Politiker und Historiker Etienne Marie Victor Lamy (1845–1919).

¹³ Vgl. LIEHBURG Max Eduard, Das neue Weltbild, Zürich 1932. – Zu Liehburg: WÜEST Markus, Max Eduard Liehburg und die «Stiftung Luzerner-Spiele». Ein Kapitel der «geistigen Landesverteidigung» (Manuskript, Druck vorgesehen in JHGL 8, 1990).

¹⁴ ETTER Philipp, Geistige Landesverteidigung. Rede, gehalten an der Versammlung des vaterländischen Verbandes des Kantons Bern am 29. Januar 1936, in: Monatsrosen, Zeitschrift des schweizerischen Studentenverbandes 81, 1936, S. 250–261, besonders 252. Der Text nimmt die entsprechenden Passagen der bundesrätlichen Botschaft vom 9. Dezember 1938 z.T. wörtlich vorweg! Die Erwähnung Liehburgs geschieht an zentraler Stelle: «Der Schweizer Dramatiker Max Eduard Liehburg nennt den St. Gotthard den heiligen Berg der Mitte.» Vgl. hierzu unten S. 390f. Siehe auch WÜEST, Liehburg (wie oben, Anm. 13). – Zu Etter: LETTER Paul, Philipp Etter und seine Zeit 1891–1977, Freiburg 1981.

¹⁵ THÜRER Georg, Das Spiel vom St. Gotthard. Ein Gleichnis des jungen Schweizlers in der werdenden Eidgenossenschaft, 1934 (Reihe schweizerischer Volksspiele 2).

Treue zu dieser Sendung, der Wacht am heiligen Paß, und damit in der Treue zum abendländischen Reich. Als «Garde des europäischen Gedankens» hätten die Schweizer die Zeiten durchgestanden; nun habe der Völkerbund bei ihnen Einsitz genommen. Und da überall die Nachkriegsjugend gebrochen und ohne Orientierung sei, müsse diese «tausendjährige Garde» jetzt zur Tat schreiten: Hier und jetzt, am Gotthard, sei die Stunde der europäischen Jugend gekommen. Gleich wie am Gotthardkreuz vier Pässe und vier Ströme nach allen Seiten Europas hinweisen, so heiße nun im wahren Sinne Schweizer sein auch Europäer sein.

So beunruhigend schillernd die Begriffe erscheinen mögen, die sich da mit vagem paneuropäischem Gedankengut mischten, sie gehörten damals wie die ganze von Liehburg aufgegriffene Vorstellungswelt, der er etwas später im «Hüter der Mitte», einem «bündischen Wehespiel», monumentalen Ausdruck zu geben versuchte, zu den geläufigen Versatzstücken dieser geistigen Auseinandersetzung. Liehburg verlieh einem europäischen Sendungsbewußtsein der Schweiz lediglich die pathetische Sprache. Vor allem in diesem Sinne haben damals auch gebildete Geister Liehburgs Äußerung durchaus Anerkennung zollen können, hat sich gar Bundesrat Philipp Etter 1936 in einer Rede über «Geistige Landesverteidigung» öffentlich auf ihn berufen¹⁴.

Nichts zeigt die Geläufigkeit dieser Vorstellungen deutlicher als die auffallende Ähnlichkeit des «Spiels vom St. Gotthard», das Georg Thürer, der später einer der Exponenten der Geistigen Landesverteidigung werden sollte, beinahe zur selben Zeit in der «Reihe schweizerischer Volksspiele», die selber schon im Zeichen der geistigen Aufrüstung stand, erscheinen ließ¹⁵. Auch hier steht am Anfang der mythische Kaiser, der, über den Gotthard heimkehrend, den «Männern des Urgebirges» die Losung übermittelt, die ihm auf fernem Kreuzzug eingegeben worden ist: Das «Herzstück» des «abendländischen Bereichs», wo «des Reiches Achse» den «Längsbalken des Schweizerkreuzes» bilde, der «den Weg von Rom zum Rhein, von Deutsch zu Welsch» weise, und der Querbalken durch den Alpenwall, «den natürlichen Rückgrat unseres Erdteils», geformt werde, dies Land und sein Paß solle «unmittelbar unter dem Reich» sein. Auch wenn der Kaiser die politische Losung nicht selber ausgibt, sondern dies Ruodi, dem «Genossen und Führer», überläßt – der Auftrag ist derselbe: «dem Reich hier oben eine Insel zu retten, wenn die Flut der Urgewalten durch die Tiefen brandet». Wiederum ist es der Gotthard, der die Mission der Schweiz im Reich bestimmt, «Freistaat zu sein», den «Hader zwischen den Nationen» zu überwin-

den und «Völker jeder Zung' sich friedwillig be-
gegneten» zu lassen.

Was bei Liehburg wie bei Thürer bald gestelzt,
bald eher hausbacken der Öffentlichkeit nahe-
gebracht wurde, äußerte sich auch in der politi-
schen Reflexion. Geradezu nüchtern nimmt es
sich noch aus in Philipp Etters Betrachtung



131 Sitzende Helvetia.*
Silbermünze von Antoine
Bovy, 1850/51. Histori-
sches Museum Basel.

über den schweizerischen Staatsgedanken von
1933. Dessen Reichtum ergebe sich aus dem
«Bestehen einer übersprachlichen und rassen-
verbindenden Völkerfamilie im Herzen Euro-
pas, in den Bergen, die den Rückgrat des euro-
päischen Festlandes bilden», eine Tatsache, die
«eine europäische Lebensnotwendigkeit» dar-
stelle¹⁶. Direkt emphatischen Ausdruck verlieh
Bundesrat Giuseppe Motta diesem Gedanken,
und zwar 1937, zu einem Zeitpunkt, da die Rol-
le der Schweiz im Völkerbund bereits in Frage
gestellt wurde. Die Beteiligung der Schweiz sei
wohl bescheiden, aber doch nicht unbedeutend,
wenn sie sich ihrer besonderen Mission bewußt
sei, «Mutter der Ströme» und «Hüterin der Päs-
se» zu sein, ja noch viel mehr: «Land der durch
gemeinsame Wurzeln tief im alpinen Boden
verankerten Einheit, Volk und Nation der ver-
schiedenen Sprachen, die aber über die Berg-
gipfel hinweg in eins klingen in jenem Kult und
jener Leidenschaft für die Freiheit, welche sind
göttliches Privileg und Ruhm des Menschen.
Das ist das wahre Wunder der Schweiz. Der
Mensch der Berge – der homo alpinus helveticus
– bekleidet dieselbe eigenständige Würde»
wie irgendeine Weltnation, «wenn er in sich zu
vereinen weiß das Feuer des Patrioten und den
Willen, ein Weltbürger zu sein»¹⁷.

Die Vision von einem das geistige Wesen der
Schweiz begründenden Zusammenwirken der
Berge und der Geschichte war so allgegenwärtig,
daß sie sogar Eingang in die Überlegungen

der Geographen gefunden hat. Als 1934 der
ETH-Professor Paul Niggli einem breiteren Pub-
likum die Struktur der Schweizer Alpen in ih-
rer geopolitischen Bedeutung erläuterte, tat er
dies in einer merkwürdigen Verquickung von
naturwissenschaftlich-geologischen und auch
geschichtlichen Argumenten. Der große Kom-

plex des Aar- und Gotthardmassivs schien ihm
geologisch-strukturell geradezu die Vorausset-
zung zu sein für die Bildung und Erhaltung
eines vom Jura bis ins Hochgebirge reichenden
Staates. Aus dem «Kernland» am Gotthard,
vom «Kernvolk der Eidgenossenschaft» habe
nach der Öffnung des Passes wie vom Dreh-
punkt des alpinen Bogens aus aktive Stoßkraft
ins Vorland ausstrahlt und zur Bildung der
schweizerischen Nation geführt in einer «zu-

¹⁶ ETTER, Philipp, Der Schweizerische Staatsgedanke. In:
Schweizerische Rundschau 33, 1933/34, S. 2.

¹⁷ Vgl. MOTTA Giuseppe, Testimonia temporum, Series 3a:
1936–1940. Ausgewählte Reden und Schriften, Bellin-
zona 1941, S. 208: Antwort auf Interpellation Theodor Gut
betr. Stellung der Schweiz im Völkerbund vom 22. De-
zember 1937 vor dem Nationalrat (Übersetzung Mar-
chal).

* Bildinterpretation: Im Vergleich zu der schweizerischen
Selbstdarstellung in der Zeit der Helvetik und der Media-
tion fällt auf, daß die Münze des neuen Bundesstaates
noch um eine weitere Ebene reduziert ist und nun mit
einer einzigen Figur, mit der Helvetia, auskommt. Auf
der kleinen Rundfläche bleiben jedoch Elemente, welche
schon bisher auf die Alten Eidgenossen verwiesen haben:
Der Bezug zu den Alpen wird da weitergeführt. Selbst im
Zeitalter rasanter Industrialisierung wird der Thron der
Helvetia immer noch mit einem Symbol der Landwirt-
schaft, den beiden Holmen eines Pfluges, geschmückt.
Erst ein Vierteljahrhundert später braucht die stehende
Helvetia gar keine entsprechenden Bezugsgrößen mehr –
jetzt sind weder weitere Personen noch personenbezo-
gene Gesten noch irgendwelche Verweiselemente wie
Alpen oder Bauerntum vonnöten. Jetzt ist sich Helvetia
selbst genug.

sammenhängenden Landschaft», deren «Do-
minante» die Alpen bildeten. Die Tektonik der
Alpen umschließe die «Urelemente, die zum
Wesen der Eidgenossenschaft gehören», die
vier Sprachgebiete, den Gotthardpaß und die
Längsfurche Rhone–Rhein, die beiden Achsen
also, welche die Einheit der Schweiz verwirk-
lichten. Dabei sei der Jura nicht zum vornherein
als Grenzgebirge zu bestimmen, sondern nur
durch einen «mächtigen Staatswillen mit alpi-
ner Rückendeckung» dazu geworden. Erst der
Bund mit Bern habe diese «natürliche, Bestand
verheißende Zusammenfassung möglich ge-
macht». Die Betrachtung der geologisch-tek-
tonischen und der geographisch-sprachlichen
Mannigfaltigkeit einerseits wie der engen Be-
ziehungen zwischen ihnen andererseits vermittele
«den Glauben an die natürliche Einheit der fö-
deralistischen schweizerischen Nation, an die
Notwendigkeit eines die Völker freiwillig zu-
sammenfassenden Staates im Mittelstück von
Ost- und Westalpen». So war die «europäische
Lebensnotwendigkeit», von der Etter gespro-
chen hatte, bei Niggli geradezu zu einer Natur-
notwendigkeit geworden, verwirklicht im Ver-
lauf der Geschichte und begründet durch die
vom Gotthard dominierte Tektonik¹⁸.

Als schließlich am 9. Dezember 1938 Philipp
Etter jene bundesrätliche Botschaft zur schwei-
zerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung
vorlegte, welche das Fundament der Geistigen
Landesverteidigung bilden sollte, da holte er zu
einer grundsätzlichen Betrachtung über «Sinn
und Sendung der Schweiz» aus, die für uns vor
allem deshalb außerordentlich aufschlußreich
ist, weil hier die bisher entwickelten Gedan-
gänge in einer hochoffiziellen Verlautbarung
aufgegriffen und sanktioniert wurden. Jeder
Staat lebe aus der Kraft der geistigen Grund-
lagen, die ihn geboren und im Laufe seiner Ge-
schichte «organisch» weiter ausgestaltet hätten.
Diese deckten sich mit einer bestimmten Sen-
dung, die einem Volk und seinem Staat in der
Geschichte der Nationen zugewiesen sei. Die
große historische Sendung des schweizerischen
Staatsgedankens sei die Verwirklichung des Zu-
sammenlebens der europäischen Völker. So
stelle «die Zugehörigkeit der Schweiz zu drei

¹⁸ NIGGLI Paul, Die Hauptstrukturlinien der Schweizer Al-
pen und ihre geopolitische Bedeutung, in: Die Alpen
1934, S. 121–136, 175–183. Zur ganzen Problematik:
SIEGRIST Dominik, Landschaft – Heimat – Nation. Ein
ideologiekritischer Beitrag zur Geschichte der Schweizer
Geographie während der Zeit des deutschen Faschismus,
Diplomarbeit Geographisches Institut Zürich 1985 (un-
veröffentlicht).

¹⁹ Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung
über die Organisation und die Aufgaben der schweizeri-
schen Kulturwahrung und Kulturwerbung (9.12. 1938),
in: Bundesblatt 90, 1938, Nr. 50, besonders S. 997–1001.
Vgl. auch oben S. 377, Anm. 14.

großen Lebensräumen des Abendlandes» und
deren Zusammenfassung in einem gemeinsa-
men Lebensraum eine der Konstanten dar, die
das geistige Antlitz der Schweiz prägten. Die
Begründung hierfür ergab sich für Etter aus der
besonderen Lage und Funktion des «Sankt
Gotthard». Es komme nicht von ungefähr, daß
die ersten Bünde sich um den Gotthardpaß la-
gerten, dort, wo der gewaltige Wall der Alpen
an einer Stelle sich zusammenziehe auf einen
massigen und einzigen Gebirgsblock. Dies sei
providentiell gewesen und entscheidend für
Sinn und Sendung des eidgenössischen Staats-
gedankens. Am Gotthard entsprängen jene drei
Ströme, durch welche die Schweiz mit den drei
für die Geschichte des Abendlandes bedeu-
tungsvollsten Lebensräumen verbunden sei.
Der «Berg der Mitte» trenne und verbinde diese
Lebensräume. Und weil der schweizerische
Staatsgedanke nicht aus der Rasse, nicht aus
dem Fleisch geboren sei, sondern aus dem
Geist, erwachse ihm hieraus die Freiheit und die
Kraft zur eigenständigen Teilhabe an diesen
großen geistigen Lebensräumen. «Es ist doch
etwas Großartiges, etwas Monumentales, daß
um den Gotthard, den Berg der Scheidung und
den Paß der Verbindung, eine gewaltig große
Idee ihre Menschwerdung, ihre Staatswerdung
feiern durfte, eine europäische, eine universelle
Idee: die Idee einer geistigen Gemeinschaft der
Völker und der abendländischen Kulturen!»
Diese Idee berge in sich Sinn und Sendung des
schweizerischen Staatsgedankens und bedeute
im Grunde nichts anderes als den Sieg des Ge-
danklichen über das Materielle auf dem harten
Boden des Staatlichen. Auf dieses «wahrhaft
Monumentale, wahrhaft Wunderbare in un-
serm eidgenössischen Staatsgedanken» sich zu
besinnen, das allein schon sei ein wesentliches
Element der Geistigen Landesverteidigung¹⁹.
So hat am Vorabend des Zweiten Weltkriegs die
Entwicklung der Vorstellung von den Alpen als
Wesensmerkmal schweizerischer Identität ih-
ren Kulminationspunkt erreicht. Die Vorstel-
lungen, die seit Beginn des 18. Jahrhunderts ans
Licht getreten waren und die in der Identitäts-
präsentation des 19. Jahrhunderts in vielen
Schattierungen immer mitgeschwungen hatten,
diese Vorstellungen waren stets bestrebt, die
Besonderheit des schweizerischen Hirtenvolkes
im europäischen Umfunde herauszuarbeiten:
Die providentielle Bestimmung der Schweiz
war es, anders zu sein als die Flachlandbewoh-
ner, besser zu sein, wobei die Alpen als Hort der
Unverdorbenheit, der schweizerischen Tugen-
den, der Demokratie und im Laufe der Zeit im-
mer mehr als Hochaltar der Freiheit erschienen.
Diese Sicht wandelte sich zu Beginn des 20.
Jahrhunderts; neue Akzente traten in den Vor-
dergrund. Die Erfahrung der großräumigen,

auch in die Schweiz hineingreifenden Sprachnationalismen, die gar im traumatischen Erlebnis des deutsch-welschen «Grabens» gipfelte, machte die schweizerische Besonderheit bewußt wie nie zuvor. Die neue Eisenbahnverbindung durch den Gotthard veränderte die Vorstellung von den Alpen, steigerte die Bedeutung des zentralen Gotthardmassivs als internationale Verbindungsachse. Das wurde nun in einem weiteren als bloß verkehrstechnischen Sinne gesehen: In der Schweiz, am Gotthard, dem Berg der Scheidung und dem Paß der Vermittlung, da fand der Austausch der großen abendländischen Kulturen statt. Aus diesen neuen Erfahrungen heraus blieb die Identitätsbestimmung der Schweiz nicht mehr bei der Feststellung der Andersartigkeit stehen. Dem Sonderfall kam nun eine europäische Funktion zu: im eidgenössischen Staatsgedanken eingeschlossen war auch die Sendung zur Vermittlung zwischen Sprachen und Kulturen und – immer stärker – zu ihrer Bewahrung. Das alles wurde zunächst ganz offen und sehr europäisch gedacht im Gleichnis vom abendländischen Reich, in dem den Schweizern am Gotthard eine besondere Aufgabe zukam. Aber unter dem Eindruck der erwachenden Totalitarismen wurde diese Schau hinfällig. Die geistige Orientierung richtete sich auf das Ureigenste, auf den Sankt Gotthard – verstanden als Mitte Europas –, der nun zum «wahrhaft monumentalen» Symbol für den eidgenössischen Staatsgedanken wurde²⁰. Und indem dieses Symbol eben nicht nur den Sinn deutete, vielmehr auch der Schweiz eine Sendung gab – wie die Botschaft des Bundesrats betonte –, ist diese Schau vom granitenen und kargen Gebirgsmassiv im Herzen der Schweiz zu einem eigentlichen Gotthardmythos erhoben worden.

Die «Alten Eidgenossen» im Kampf um die Erneuerung der Schweiz

Daß dem erwachenden Gotthardmythos eine historische Komponente innewohnte, ist bereits deutlich geworden. Daß diese beinahe ausschließlich von Vorstellungen geprägt war, welche die mittelalterliche Eidgenossenschaft betrafen, erstaunt nicht. Bemerkenswert ist hingegen, daß die Alten Eidgenossen, welche man sich selbstverständlich im weißen Hirtenhemd vorstellte, ganz allgemein zu einem von allen verstandenen Bezugspunkt wurden. Bald ausdrücklich erwähnt, bald nur aus den Spiegelungen ihres Bildes erkennbar, waren sie in den politischen Argumentationen und Selbstdarstellungen jener Zeit in einer Weise gegenwärtig, wie es sich die heutige Generation kaum mehr vorstellen kann.

Wir haben bereits gesehen, wie düster Leonhard Ragaz 1917 in der «Neuen Schweiz» die geistige Lage zeichnete. Gleichwohl ergab sich für ihn die notwendige Erneuerung – «wenn wir Schweizer bleiben wollen» – doch nur aus der Wiedererweckung des «Schweizergeistes». Nicht die Abstammung und nicht die Sprache formte nämlich die schweizerische Nation, sondern der Geist, der das Volk durch dessen Geschichte bilde. «Die Seele unseres Volkes ist unser geschichtliches Erleben, und die Seele dieser Seele ist die Freiheit.» So erscheint die Schweiz seit ihrem Anfang als Symbol der «klassischen Freiheit» und Demokratie und zugleich seit der Reformation auch als Symbol der «christlichen Freiheit». Ihr sei es vergönnt gewesen, solchen Befreiungen auf ihrem Boden Ausdruck zu verleihen. Aus dieser doppelten Auszeichnung erwachse auch die Verpflichtung zum Größten, nicht zum Mittelweg, nicht zum «neutralen Schattendasein». Und in Gedankengängen, die immer wieder an Vorstellungen von den Alten Eidgenossen anschließen, entwickelte nun Ragaz die Prinzipien der «neuen Schweiz»: Verkörperung von Freiheit und Gerechtigkeit, von Demokratie und Föderalismus gegen außen, im Innern aber das Zusammenleben in wohlverstandenen Föderalismus und in der Basisgruppe der Gemeinde, in sozialer Freiheit durch Überwindung der Kluft zwischen Stadt und Land. Die Geschichte selbst erscheint so als ureigenster Ausdruck der schweizerischen Kultur. Und wo Ragaz Letztes und politisch eigentlich nicht Sagbares ausdrücken will, werden selbst die mythischen Gestalten der eidgenössischen Frühgeschichte als Symbole für die Idee heraufbeschworen, als Schirmgeister gleichsam, die das echt Schweizerische beglaubigen sollen: Tell als Symbol für den schweizerischen Stolz gegenüber fremden Anmaßungen, aber auch gegenüber den Verlockungen des Profits, und Winkelried als Symbol für eine Schweiz, die bereit sei, in der Rolle des «Knechtes Gottes» stellvertretend für andere zu leiden und im Dienste an der Menschheit für alle Völker das Wagnis auf sich zu nehmen bis zum eigenen Opfer²¹.

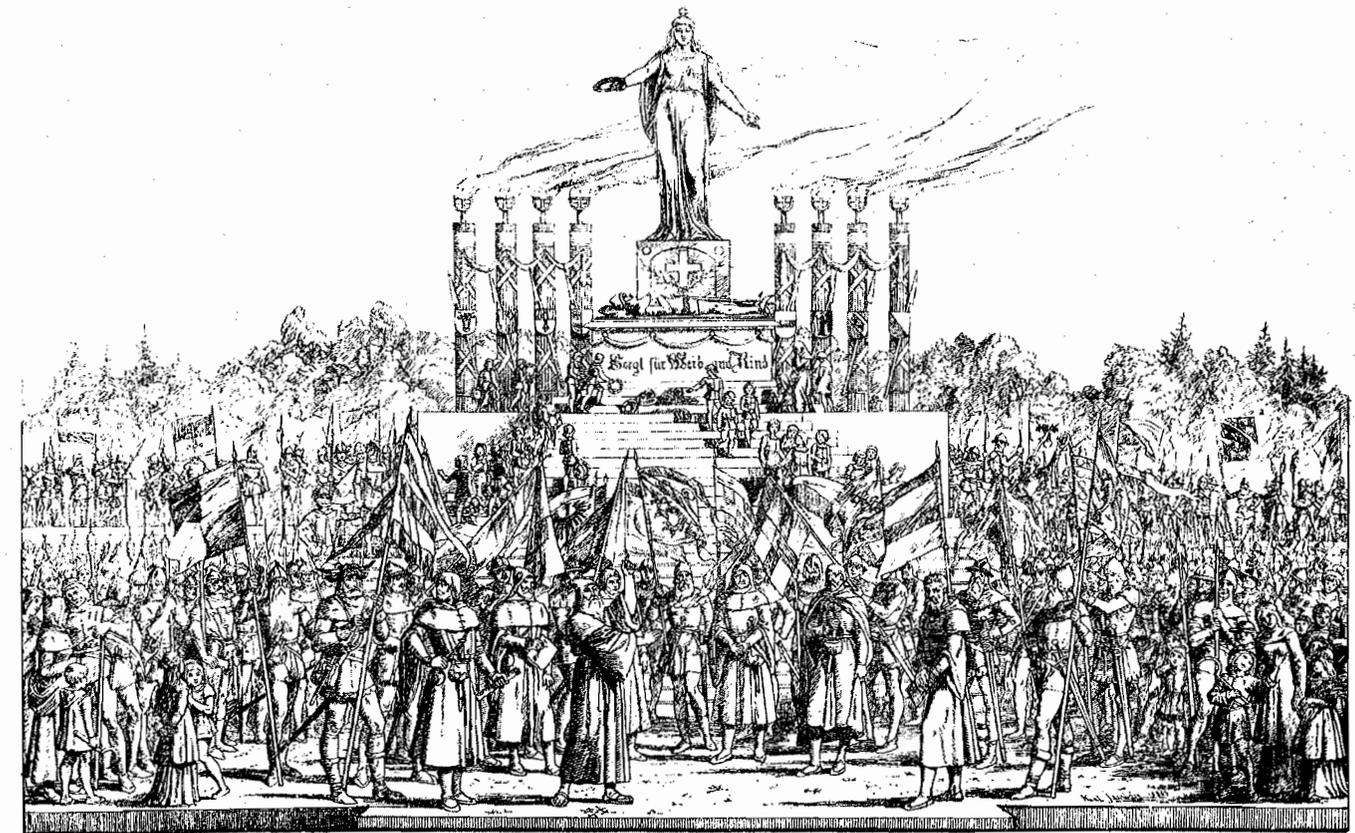
Hier standen die Alten Eidgenossen in der Pflicht eines christlichen Denkers, der die in ihnen angelegten moralischen Werte – besonders etwa bei Winkelried – konsequent zu Ende dachte und mit der Sendung der Schweiz in der anbrechenden «Weltzeit» in Verbindung brachte. Sie sind diesem anspruchsvollen Weg nicht weiter gefolgt. Nach dem Schockerlebnis

²⁰ Siehe vor allem: ROUGEMONT, Gotthardbund, S. 6: «Auf diesem Felsen gründet sich die Geschichte eines sechshundertjährigen Staates. Der Name Gotthard enthält schon ein ganzes Programm [...]»

²¹ RAGAZ, Schweiz, S. 178 und 193.

des Landesstreiks, unter dem Eindruck der Erschütterungen am Ende des Weltkriegs, deren epochale Bedeutung Ragaz erahnt hatte, und in den Krisenjahren begannen sie sich aus einer Abwehrreaktion heraus zusehends in merkwürdigem Zwielficht zu bewegen.

und an der damit verbundenen liberalen Geschichtsauffassung anbrachte, tat er dies von seiner geistigen Heimat, der alten, vorrevolutionären Eidgenossenschaft aus²². Der Bundesstaat von 1848/1874 erschien in dieser Sicht nicht mehr als folgerichtiges Endziel der Ent-



DER GENIUS DER EIDGENOSSENSCHAFT.

Als Gonzague de Reynold, dem wir bereits am Gotthard begegnet sind, 1929 in «La démocratie et la Suisse» seine Kritik am liberalen Staat

²² REYNOLD Gonzague de, La démocratie et la Suisse. Essai d'une philosophie de notre histoire nationale, Bern 1929. Vgl. hierzu MATTIOLI, Reynold (wie oben, S. 373, Anm. 1).

* Bildinterpretation: Wie auf den Historienbildern fallen die Alten Eidgenossen, die es zu interpretieren gilt, mit deren Interpreten, den kostümierten Zeitgenossen, zusammen. Im historisierenden Kostüm artikuliert sich der staatspolitische Appell, «so wie seinerzeit» zu handeln. Buben und Mädchen legen am Leichnam Arnold Winkelrieds, des Prototyps eines Alten Eidgenossen, Ehrenkränze nieder. Alle sind bezogen auf die monumentale Kunstfigur Helvetia. Als Personifikation des neuen Bundesstaates gibt sie mit ausgestrecktem Lorbeerkranz dem mythisch vergrößerten Helden die Weihe. So wird Winkelrieds Fürsorgegedanke als alteidgenössisches «Erbgut» der neuen zentralen Bundesgewalt zugeordnet: Kurz zuvor waren die ersten Sozialgesetze (Arbeitsrecht usw.) erlassen worden. Anlässlich der Schlachtfeier von 1886 wurde auch die Winkelriedstiftung ins Leben gerufen, die sich um die Hinterbliebenen von im Militär Verunfallten kümmert.

wicklung, sondern als Bruch mit der Tradition, in der die «Seele» der Schweiz nach wie vor lebe. Daher sei es in der Gegenwart zu einem Auseinanderklaffen des «pays vivant» und des «pays légal» gekommen; die gegenwärtige Schweiz lasse sich eben nicht mehr mit den Methoden von 1848 und 1874 regieren. Den Höhepunkt der ursprünglichen Schweiz erkannte de Reynold in der vorreformatorischen Eidgenossenschaft mit ihrer ungebrochenen Christlichkeit, ihrem offenen Föderalismus sowie ihrer noch nicht nach unten abgeschlossenen Führungselite. Die aus der «Seele» der Schweiz hergeleitete Erneuerung, die de Reynold nun forderte, ging – neben der Wertschätzung der Familie – vom korporativen Gedanken aus, welcher seinerseits nicht ohne nationale, soziale und christliche Gesinnung möglich sei, und sie beinhalte auch eine autoritäre Stärkung der Regierungsgewalt. De Reynold betrauerte in diesem Zusammenhang das vorzeitige Erlöschen der Zähringerdynastie als einen tragischen Schicksalsschlag für

132 Die Schlachtfeier als nationales Ereignis.* Lithographie von Karl Jauslin, 1886: «Der Genius der Eidgenossenschaft». Festalbum zur Sempacher Schlachtfeier 1886, Universitätsbibliothek Basel.

die staatliche Entwicklung der Schweiz und berief sich schließlich sogar auf den napoleonischen «Landammann» der Mediationszeit, «der nach Name und Funktion schweizerischer Tradition entstamme». Er hätte von der Funktion her auch Kardinal Schiner nennen können, den er früh schon, 1915, als staatsmännisches Ideal, als Führerpersönlichkeit der schweizerischen Mittelmäßigkeit entgegengestellt hatte. «Was hätten die Eidgenossen nicht alles vollbracht unter Schiners Diktatur?» hat er 1923 gefragt²³. Sie hätten mit Kaiser und Papst die Einheit der christlichen Welt für immer befestigt.

In «La démocratie et la Suisse» kam die autoritäre Tendenz gemäßigt zum Ausdruck, aber unter Berufung auf die Alten Eidgenossen immer noch deutlich genug, um in ihr eine grundsätzliche Abrechnung mit der radikal-freisinnigen Demokratie erkennen zu können. Entsprechend lebhaft fielen die Reaktionen in der «Affaire de Reynold» aus. Das Gedankengut jedoch, die antiliberalen Demokratiekritik, entsprach einem latenten Unbehagen und erlangte in den frühen 1930er Jahren eine Breitenwirkung, die de Reynold bisweilen geradezu als Schrittmacher der Erneuerungsbewegungen erscheinen läßt. Allenthalben begann man sich angesichts der erfolgreichen totalitären Entwicklungen im Ausland und enttäuscht über das als farblos empfundene politische Leben in der Schweiz Gedanken über den Schweizer Staat und sein Demokratieverständnis zu machen. Und da man dies – so schillernd das Gedankengut auch war – aus einem schweizerischen Selbstverständnis heraus tat, suchte man den Anschluß an die Tradition und berief sich bald mehr, bald weniger ausdrücklich auf das Vorbild der Alten Eidgenossen.

Als der reformierte Zürcher Studentenseelsorger Julius Schmidhauser für eine akademische Jugend, die bald politisch aktiv werden sollte, in den Jahren 1929 bis 1931 eigentliche nationale Einkehrtage hielt, da ging er in einer seiner Meditationen von der schicksalhaften Verbindung der Schweiz mit der Demokratie aus²⁴. Die schweizerische Urdemokratie führte er in bemerkenswerter Weise auf den Kampf zweier «politischer Grundformen» zurück, als den Kampf der «Herrschaft der Priesterschaft und des Adels» gegen die «Genossenschaft des Bauern- und Bürgertums». In dieser säkularen Auseinandersetzung bedeutete schon der Name «Eidgenossenschaft» ein politisches Bekenntnis. Die Genossenschaft beruhe nämlich nicht auf bloß vertraglicher Übereinkunft von freien Individuen, sondern allein auf «bündischer Treue». Beschworen vor Gott, sei diese Eidgenossenschaft auch ein ewiger Bund mit Gott – Schmidhauser weist hier auf die Bundesbriefe

von 1291 und 1315 hin. Die Freiheit des Einzelnen gründe in der Treue der Genossen; Untreue erzeuge Willkür. Freiheit sei also nicht individuelle Autonomie, denn die mittelalterliche Genossenschaft kenne auch die «strenge, verantwortliche und mächtige Führerschaft» – Schmidhauser glaubte diese bei den eidgenössischen Hauptleuten erkennen zu können. Diese genossenschaftliche Demokratie sei Schicksal und Berufung der Schweiz «im Reich» – das der Theologe als Reich Gottes verstanden wissen wollte –, wie Rußlands Berufung im Marxismus liege, jene Deutschlands im Nationalsozialismus und jene Italiens im Faschismus. Wenn die Schweiz die Demokratie von den Schlacken des Individualismus, Rationalismus und Materialismus befreien und erneuern wolle, so müsse dies in der Treue zur «bündischen Urdemokratie» geschehen. Das bedeute hier und jetzt, «Führung um der Gemeinschaft willen in Freiheit zu bejahen».

So stellte Schmidhauser der liberalen Demokratie die Alte Eidgenossenschaft als eine autoritär geführte Genossenschaft gegenüber. Der Studentenseelsorger suchte diese Schau von einer theologischen Grundlage her zu orientieren, ergab sich doch für ihn der Charakter der Alten Eidgenossenschaft aus dem Einklang von germanischem Rechtsdenken und Christentum und die gegenwärtige Aufgabe der Schweiz aus ihrer Berufung im Reich Gottes. Als Paul Lang 1932 ebenfalls vor Zürcher Studenten jene drei Vorträge hielt, die zur ideologischen Grundlage der Nationalen Front werden sollten, verzichtete er auf christliches Beiwerk und griff auf psychologische Überlegungen und die von der antiliberalen Staatslehre übernommene Polarität von organischen und mechanischen Entwicklungsstadien zurück, um die «Morphologie» der schweizerischen Entwicklung zu erfassen und hieraus – nicht aus einer göttlichen Berufung – die Forderung der Zeit abzuleiten²⁵.

²³ REYNOLD, Schiner, S. III.

²⁴ SCHMIDHAUSER Julius, Die Schweiz im Schicksal der Demokratie, in: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur 10, 1931, Heft 11; GLAUS, Front, S. 54ff. – Zu den hier ins Blickfeld tretenden politischen Bewegungen vgl. GILG Peter/GRUNER Erich, Nationale Erneuerungsbewegungen in der Schweiz, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 14, 1966, S. 1–25; dann GLAUS, Front; WOLF Walter, Faschismus in der Schweiz. Die Geschichte der Frontenbewegungen in der deutschen Schweiz, Zürich 1969; ZÖBERLIN Klaus-Dieter, Die Anfänge des deutsch-schweizerischen Frontismus. Die Entwicklung der politischen Vereinigungen «Neue Front» und «Nationale Front» bis zu ihrem Zusammenschluß im Frühjahr 1933, Diss. Marburg, Meisenheim a. Glan 1970 (Marburger Abhandlungen zur politischen Wissenschaft 18).

²⁵ LANG Paul, Tote oder lebendige Schweiz? Versuch eines Systems politischer Morphologie, entwickelt an der Dynamik des eidgenössischen Staates, Zürich 1932 (Schriften der Nationalen Front 20); GLAUS, Front, S. 56–58.

Organisch sei jene Politik, welche neue Formen schaffe, mechanisch diejenige, welche innerhalb der erstarrten Formen bleibe. Im Gesamtverlauf der Schweizergeschichte, welche Lang durch den Kampf zwischen aristokratischem und demokratischem Prinzip gekennzeichnet sah, sei Organik immer dann aufgetreten, wenn zwischen diesen beiden Prinzipien fruchtbare Spannung geherrscht habe, Mechanik jedoch dann, wenn entweder die Aristokratie oder die Demokratie dominierend gewesen sei. Als hohe Zeit der Organik erschien ihm die Gründungs- und Heldenzeit. Es sei damals nicht wie bei Schillers «Tell» um die individualistische Freiheit der liberalen Demokratie gegangen, sondern um die Verteidigung des durch genossenschaftliche Treue gebundenen Zustandes; nicht gegen Richter und Herren schlechthin, sondern nur gegen fremde und unrechtmäßige. Stauffacher und Fürst hätten das aristokratische Prinzip repräsentiert, Tell das demokratische. Diese Spannung sei in der Neuzeit verlorengegangen. Im Ancien régime habe das aristokratische, dann bis 1930 das demokratische Prinzip geherrscht. Beide Male sei am Ende eine vollkommene Erstarrung erfolgt. Im weiteren erkannte Lang in der schweizerischen Geschichte drei ihrem eigenen Rhythmus folgende, nebeneinander verlaufende Geschichtsebenen: die Geschichte der Kantone, jene der Eidgenossenschaft und jene Europas. In Epochen der Mechanik vermittele der Kanton dem Eidgenossen sein wesentliches Geschichts- und Staatserlebnis, in Epochen der Organik aber die europäische Entwicklung. Auch in dieser Beziehung erschien die Epoche der Alten Eidgenossen bis Marignano als die große Zeit.

Aus solcher Geschichtsschau ergab sich konsequent die Zielrichtung der Erneuerung hin zur Organik: Es ging darum, wieder den fruchtbaren Zustand «mittleren Ausgleichs» zu schaffen durch Aufnahme von aristokratischen Elementen und Errichtung einer autoritären Führungsstruktur, an deren Spitze ein Landammann stehen sollte, ferner durch Beschränkung der Volksrechte sowie Einschränkung des Parlaments auf ein von Korporationen gewähltes Wirtschaftsparlament; es ging darum, den Ausgleich herzustellen zwischen dem noch dominierenden Föderalismus und einem zu verstärkenden Zentralismus, und vor allem galt es, die Schweiz «als Funktion Europas» zu sehen. Hier lehnte sich Lang offenkundig an Gonzague de Reynolds «en fonction de l'Europe» an. Der Ausgleich der so hervorgerufenen Spannung könne nur durch Synthese, diese aber nur durch

²⁶ AMBRUNNEN Arnold, Der «Ewige Bund». Das Urbild der Schweiz, Zürich 1934; GLAUS, Front, S. 116f. sowie 442, Anm. 60.

Politiker der Organik, durch eigentliche Führernaturen, geschaffen werden.

In manchem war Langs Gedankengut mit jenem Gonzague de Reynolds verwandt. Mit seiner merkwürdigen, psychologisch begründeten politischen Morphologie war es ihm aber gelungen, geradezu naturnotwendig das Erneuerungsprogramm an die andere große Zeit der Organik, an die Zeit der Alten Eidgenossen, anzukoppeln und den Frontismus zum Träger alter eidgenössischer Tradition zu stempeln. Die Berufung auf die Alten Eidgenossen gehörte fortan zur Selbstdarstellung und zum Stil der frontistischen Bewegung. 1934 veröffentlichte der Chefideologe der Nationalen Front und Redaktor des «Eisernen Besen», Alfred Zander, unter einem innerschweizerischen Pseudonym eine Schrift, die alsbald in der «Front» als edelster Ausdruck schweizerischer Gesinnung propagiert wurde²⁶. Erneuerung tue not, doch fehle in der Schweiz die «Weltanschauung», die «letzte Sinngebung» wie das «Dritte Reich» in Deutschland oder das «Imperium Romanum» in Italien. Und doch habe auch die Schweiz ihren sinngebenden Mythos, ihr Urbild, den «Ewigen Bund». Dieser habe nichts gemein mit der gegenwärtigen Demokratie, die bloß ein politisches System sei, so verrottet, daß es nicht der Rettung wert sei. Zur Erneuerung habe man vom ewigen jungen Mythos des «Ewigen Bundes» und vom Namen «Eidgenosse» auszugehen, von jenem «Ewigen Bund» von 1291, der sich «wie wohl wenige Staaten» organisch, stetig und sicher zum mächtigen Bund der zweiundzwanzig Orte entwickelt habe. Die Eidgenossenschaft sei – im alemannischen und alteidgenössischen Sinne verstanden – eine Bluts-, Arbeits-, Wehr- und Schicksalsgemeinschaft, und der Sinn für unverbrüchliche Treue sei tief in der alemannischen Volksgenossenschaft der Urschweiz verankert gewesen. Liege bei den meisten indogermanischen Völkern die staatsbildende Kraft in der Gefolgschaftstreue zu einem Führer, so liege die Besonderheit der Schweiz in der Genossenschaftstreue zum «ewigen Bund von Volksgenossen unter der Führung der Wägsten und Besten». Denn in offener Landsgemeinde der Freien habe die Genossenschaft die «Besten und Wägsten» zu Führern gewählt und diesen vertrauensvoll Macht über Leib, Leben und Gut gegeben. Eine Machtfülle, die man heute irrigerweise als unschweizerisch und diktatorisch zu bezeichnen versucht sei. Durch die christliche Heilslehre von der Gotteskindschaft habe diese Eidgenossenschaft eine wunderbare Erhöhung und religiöse Vollendung erhalten im ewigen Bund mit Gott. Im Bild des Rütlichwurms habe der unumstößliche Mythos unseres Staatswesens einen Ausdruck gefunden, wie ihn nur das Volk, Schweizerart

und Schweizerglauben hätten schaffen und bewahren können. Angesichts dieses erhabenen Mythos sollten die lächerlichen Schwätzer, die Historiker, doch schweigen, solle man vor allem nicht mehr vom Sprachengraben, den die Erneuerungsbewegungen wieder aufreißen würden, faseln, noch von den vier Rassen, aus denen sich das Schweizervolk zusammensetzte. Denn die schweizerischen Volksstämme entstammten alle der arischen Rasse, ein kleiner Rest keltischen Bluts sei nicht wesensfremd. Fremder Rasse seien bloß die Israeliten, die ohnehin keinen Anteil an der Schweizergeschichte hätten. Nicht die Fronten gefährdeten den Bund, sondern die Klassenkampfadeologie und die volksfremden Lehren des Juden Karl Marx. Daher gelte es jetzt, die Arbeiterschaft neben dem Bauern- und Bürgerstand in den «Ewigen Bund» aufzunehmen in echt nationalem Sozialismus, den drei ersten Eidgenossen auf dem Rütli gleich: Bauer, Bürger und Arbeiter.

Die Epoche der Alten Eidgenossen beschwor Zander im «Eisernen Besen» noch öfters, erkannte er doch in der Gegenwart eine Zeit, wie sie die Schweiz ähnlich schon einmal erlebt habe, nämlich damals kurz vor der «offiziellen Gründung der Eidgenossenschaft zu Brunnen». Es gefiel ihm, in der nationalen Front den «Rütlibund der Gegenwart» zu sehen, das Zusammentreten von Männern aus dem Volk, die nicht gewählt worden seien, ihrem Volk aber in aller Stille zu einer besseren Zukunft verhelfen wollten²⁷. Das Bild indes, das er sich und seinen Lesern von den Alten Eidgenossen machte, war übertüncht von Rassen- und Führerideologie. Zander stand damit nicht allein. Das Führerprinzip in der Genossenschaft wurde immer wieder hochgehalten, ja nun auch in juristischen Dissertationen rechtshistorisch «begründet» und als Lehre der Alten Eidgenossen für die Gegenwart interpretiert²⁸. Das Bild der Alten Eidgenossen war durch eigene politische Anschauungen bereits so sehr verzerrt, daß es uns auch nicht mehr erstaunt, wenn diese 1935 in Rolf Hennes frontistischem Programm des schollengebundenen «Eidgenössischen Sozialismus»²⁹, das er unter das «leuchtende Vorbild Arnold von Winkelried» stellte, als Galionsfiguren einer antisemitischen Politik auftreten: «Seit das eidgenössische Volk besteht, war ein gesunder Antisemitismus in ihm lebendig.» In den Krawallen beim Zionistenkongreß in Zürich 1937 sah «Die Front» den Beweis, «daß der jahrhundertelange Antisemitismus der Alten Eidgenossen auch heute nicht erloschen» sei³⁰. Und Wolf Wirz charakterisierte die Eidgenossenschaft kurzum als «volkhaft in ihrem Entstehen, soldatisch in ihrer Bewährung, zäh in ihrer Dauer, Feind des Jüdischen und Geheimen durch Jahrhunderte»³¹.

Die in den Auseinandersetzungen um die Erneuerung der Schweiz stets präsenten Alten Eidgenossen sind in den dreißiger Jahren aus zwielichtigem Nebel zusehends in den dunklen Grenzbezirk geraten. Wir wollen ihnen auf diesem abschüssigen Weg nicht weiter folgen. Sie sind damals nämlich auch für Besseres gutgestanden. Anlässlich der Fünfhundertjahrfeier des Luzerner Bundes von 1932 hat kein Geringerer als Bundespräsident Giuseppe Motta aus dem gleichen Traditionsbewußtsein heraus solchen Vorstellungen eine unmißverständliche Absage erteilt: «Die Volksherrschaft ist das Fundament, das ubi consistam unseres Staatswesens. Doch verpflichtet die Idee der Volksherrschaft, wie kaum eine andere in gleichem Maße, den einzelnen Bürger. In ihrem reinsten Sinn bedeutet Demokratie nämlich nicht nur Rechtsgleichheit, sondern Brüderlichkeit. [...] In schroffsten Gegensatz zum Geiste der Demokratie würden sich diejenigen setzen, die eigene Mitbürger ihrer Konfession, Sprache, Abstammung oder [ihres] Standes wegen geringschätzen wollten. Die in jüngster Zeit zum Vorschein tretenden Versuche zu einer Judenhetze sind daher unschweizerisch.»³² Wie Motta dachte damals die Mehrheit der Schweizer. Dennoch ist die Tatsache, daß das Traditionsbewußtsein, das die Alten Eidgenossen hochzuhalten pflegte, sich damals so offen mit faschistischen sowie nationalsozialistischen Ideologien verbinden konnte, bedenkenswert und bedenklich zugleich – und darf nicht vergessen werden. Dabei mochte es zunächst bei den verschiedenen Erneuerungsbewegungen durchaus um den redlichen Ausdruck von Traditionsverbundenheit gegangen sein und wurde auch noch lange so verstanden. Nur allmählich schieden sich die Lager, bis es sich seit Mitte jenes Jahrzehnts immer deutlicher herausstellte, daß die wahre Gefährdung weder von der liberalen Demokratie noch von der Sozialdemokratie ausging, sondern von den mehr oder weniger faschistischen und nationalsozialistischen Ideologien. Und je größer für deren Anhänger der Legitimationszwang wurde, desto heftiger und unverfrorener suchten sie sich auf die Alten Eidgenossen, auf

²⁷ Ebd., S. 16.

²⁸ WIRZ Wolfgang, Die Träger der verwaltenden Staatsgewalt im Kanton Unterwalden ob dem Wald im Laufe der staatsrechtlichen Entwicklung, Diss.iur. Zürich, Stans 1938, S. 72f., 196f.; WIRZ, Ursprung; WIRZ, Nationalstaat; GLAUS, Front, S. 217f.

²⁹ HENNE Rolf, Eidgenössischer Sozialismus, Zürich 1935 (Schriften der Nationalen Front 11); GLAUS, Front, S. 205f.

³⁰ Ebd., S. 301.

³¹ WIRZ, Nationalstaat, S. 308. Viele Hinweise zur ideologischen Ausbeutung der Geschichte finden sich etwa bei GLAUS, Front.

³² MARCHAL, Geschichtsbild, S. 64f.

die schweizerische Tradition zu berufen. Die lauthals dokumentierte Traditionsverbundenheit erfüllte so die Funktion einer Legitimation gegenüber der restlichen Schweiz. Das zeigt sich gerade darin, daß die Berufung auf die Tradition in der späteren Zeit, als die politischen Standpunkte geklärt waren und die Spreu sich vom Weizen geschieden hatte, viel expliziter wurde. Die Alten Eidgenossen und ihre Kronzeugen, die nationalen Historiker, wurden nun gerne bemüht. Man schreckte auch nicht davor zurück, den «Anschluß» Österreichs ans Deutsche Reich 1938 als Vollendung dessen vorzustellen, was die Eidgenossen in ihrem jahrhundertelangen Kampf gegen Habsburg bei Morgarten und Sempach begonnen hätten³³. Und gerade weil die Exponenten der bestehenden demokratischen Ordnung dieser Legitimation nicht bedurften, weil man den Eigenwert der bestehenden Demokratie und ihrer Tradition im totalitären Umfeld weitherum erkannte³⁴, hat bei ihnen diese plakative Bekundung von Traditionsverbundenheit, so durchaus traditionsbewußt sie auch waren, keine große Rolle gespielt.

Heimateinkehr und Wille zum Mythos

Das schweizerische Sendungsbewußtsein, das sich schließlich im Gotthardmythos verdichtete, wie auch die vielfältige Berufung auf die Alten Eidgenossen in der innenpolitischen Auseinandersetzung gründeten in einem tiefwurzelnden Heimatgefühl. So hat die Rückbesinnung auf die ureigenen Werte immer wieder Einkehr genommen in der Heimat³⁵. Heimat, das war die vertraute Natur und Landschaft und die in ihr webende Erinnerung an Geschichtliches, das sich hier vollzogen hatte. Beides erfaßte man nicht mit dem Verstand, sondern erlebte es mit der Seele. Von diesem Hei-

³³ OEHLER Hans, Der Sinn der Schweiz, in: Schweizer Nationale Hefte 4, 1937, S. 313–331 (unter klarer Berufung auf den «heute zeitgemäßesten Johannes von Müller»); OEHLER Hans, Hüter der Mittel, in: Schweizer Nationale Hefte 4, 1938, S. 417–432 (unter Berufung auf Dierauer und Paul Schweizer; Übernahme von Liehburgs Ideen); dann WIRZ, Nationalstaat (betr. Anschluß Österreichs); WIRZ, Ursprung (mit Berufung auf Karl Meyer) usw.

³⁴ Das Thema beherrschte die damalige Diskussion. Vgl. Schlagwortregister zur Kulturpolitik in ausgewählten schweizerischen Zeitschriften 1933–1939, Hrg. Arbeitsgruppen «Geistige Landesverteidigung» am Deutschen Seminar der Universität Basel [1985], besonders Nr. 203–266.

³⁵ Vgl. auch den Aufschwung der Heimatliteratur in den 1930er Jahren: LINSMAYER Charles, Nachwort, in: Frühling der Gegenwart, Hrg. Charles Linsmayer, Bd. 3, Zürich 1983, S. 474ff. Zum Primat der «Heimatkunst»: JOST, Politique, S. 34ff.

³⁶ INGLIN Meinrad, Lob der Heimat, Horgen 1928.

materlebnis spinnen sich viele Fäden über die dichterische Fantasie, über das dunkle Bedürfnis nach einem Glauben an den eigenen Sinn bis hin zum mythischen Erfahrungsbereich. Es sind zertrennbare Fäden, und das Verhältnis zwischen Heimateinkehr und Mythos ist zwiespältig und spannungsreich. Wie sich in der leidenschaftlichen Auseinandersetzung um Sendung und Wesen der Schweiz immer kräftiger ein Wille zum Mythos – wir sind ihm schon begegnet – manifestiert, reagiert das Heimatgefühl sehr empfindlich, nimmt gewisse Vorstellungen auf und verweigert sich dort, wo der Wille zum Mythos mit ihm nicht mehr übereinstimmt.

Am deutlichsten wohl kommt diese Heimateinkehr in Meinrad Inglin's «Lob der Heimat» zum Ausdruck³⁶. Von der in spätherbstlichem Licht erstrahlenden Landschaft des Vierwaldstättersees ausgehend, suchte er in einer tastenden Sprache «Stimmung, Geist oder Gestalt» der Landschaft zu erfassen. Noch immer beeindruckte «der lebendige Anhauch des Mythos». Auch wenn dieser viel von der unmittelbar zeugenden Wirkung verloren habe, so beträten doch auch noch «heutige Menschen nicht immer fruchtlos diesen ursprünglichen mythischen Bannkreis». In dieser «ungeheuren Landschaft», in «diesem Erdenraum» lebe, wenn man von all dem Modernen absehe, welches das Ursprüngliche zu verschütten drohe, noch immer ein Volk von «wahren Eingeborenen», das auf «das Maß der Natur verwiesen» sei, kein Arbeiterheer, keine Wählermasse, sondern eine «kräftig verwurzelte Menschengemeinschaft». «In diesem auf die Dauer niemals geknechteten, in seiner Menschlichkeit nie entwürdigten Volke, besonders in seinem unverfälschten bäuerlichen Kern, ist eine Kraft erhalten geblieben», die man der «Naturkraft» gleichsetzen könne. Wohl offenbare sie sich heute nicht in großen Wirkungen; aber Kräfte könnten wachen, schlafen und neu erwachen, «wie die Saftströme des Waldes». Und die Zukunft gehöre den «Ausgeruhten, Gesammelten», denn das Göttliche werde keinen unwesentlichen Menschen begnaden, Natur und Geschichte in keinem Zerfallenden Früchte tragen. In der «ruhenden Kraft des Volkes» erkannte Inglin jene Kraft, «die um 1300 mit dem unverfälschten Adel der Natur einen sittlichen, einen geistigen Gedanken also, zur wirklichen Gestalt erhob und im zerfahrenden abendländischen Umkreis eine neue Mitte schuf». Die «Natur» aber, von der er sprach, war nichts Begriffliches, sondern etwas Angeschautes, war diese Landschaft als Schicksal. «Eingeborene» schienen ihm nur jene zu sein, «die sich von der Natur nicht allzuweit entfernt» hatten. Das seien «im reinsten Sinne die Vorfahren der Jahre um 1300» gewe-

sen, und das seien noch heute die Angehörigen dieses Volkes. Heimat offenbarte sich Inglin in diesem «Geheimnis des Ganzen», beides in einem, «Natur und Volk im Geheimnis der Einheit». In dieser Einheit beruhe «unser Schicksal», verstanden in seiner ganzen geschichtlichen Dimension.

Inglin hat den Gedankengang noch weiter geführt im Blick auf die ganze Schweiz. Er hat dabei Heimat in der «volkhaften Kraft» der «ursprünglich Angestammten», der Bauern als der «wahren Eingeborenen, die dem Schicksal ihrer Landschaft eingeboren sind», erkannt und ist «ahnend» dem «unteren Kraftstrom aus dem innersten bäuerlichen Volke in den urverwandten Umkreis» gefolgt. Landschaftserlebnis sowie Erfahrung der «Volksgemeinschaft», zusammenwirkend mit geschichtlicher Ahnung und mythischer Schau, die ungebrochen zurückführen in die Zeit der Alten Eidgenossen als der Ur-eingeborenen, alles zusammen geschaut und gefühlt – das war Heimat. Es ist beinahe Unausprechliches, welchem Inglin hier dichterischen Ausdruck verliehen hat, aber es ist damals überall greifbar: In der die Bauernpolitik untermauernden Vorstellung vom Bauernstand als «Hort für die Erhaltung der Eigenart unseres Volkes», als «Jungbrunnen der Volksgesundheit», der die Jugendfrische und Leistungsfähigkeit unseres Volkes bewahre und frisches Blut in die Städte führe³⁷; in der Blut-und-Boden-Ideologie jener Tage oder etwa auch in den Reden eines Bundesrats Philipp Etter³⁸.

War Inglin hier vom Landschaftserlebnis ausgegangen, so beschwor er 1933 in der «Jugend eines Volkes»³⁹ die Heimat von der Geschichte her. Bezeichnenderweise tat er dies nicht als Geschichtsschreiber, sondern er bot eine aus dem Ahnen und Wissen des «wahren Eingeborenen» frei nachempfundene Erzählung der Befreiungsgeschichte bis 1315. Die Herkunftssage berichtete nun vom Hineinwachsen der ersten Siedler in ihre Schicksalslandschaft, vom Verlust der ersten Reinheit und Naturverbundenheit und vom Wiedergewinnen des Einklangs mit der Natur. Natur und Mensch wirken dann in der breit ausgeschmückten Befreiungsgeschichte zusammen, und wie ein Naturereignis schreitet nun Tell durch den aufreißenden Nebel vom sonnigen Berg ins Tal, begleitet von einem warmen Wind und von heimlichem Glanz umstrahlt. Im Sieg über Geßler verwirklicht sich die Sendung der Schweiz, den Menschen als Mitte aller Ordnung zu setzen und nicht den Staat. In der Schlacht bei Morgarten schließlich bewähren sich die «Eingeborenen», ahnungsvolle Vorboten einer neuen Zeit.

Das Buch ist heute streckenweise kaum mehr genießbar. Damals hatte es einen überwältigenden Erfolg, wurde immer wieder neu aufgelegt,

von Paul de Vallière ins Französische übertragen und als authentische Evokation der ersten nationalen Verteidigung, als Aufruf zur Rückkehr zu den alteidgenössischen Tugenden und zum Geist des Rütli interpretiert⁴⁰. Der Grund für den Erfolg dürfte im überall erwachenden Bedürfnis nach einer Sinndeutung des eigenen Wesens und des schweizerischen Sonderfalls liegen, dem die seherisch in die Gründungszeit zurückführende Heimatschau – so offenkundig sie auch dichterische Schöpfung war und sein wollte – mehr entgegenkam als jede auch noch so populär gehaltene historische Rekonstruktion. Inglin's Fiktion schien in gleichem Maße wie die Gründungsmythen die – so fühlte man es – eben nur von Schweizern formulierbare und erfassbare innere Wahrheit, die hinter den geschichtlichen Ereignissen sich verbarg, zu offenbaren.

Diesem Bedürfnis nach innerer Sinndeutung des Schweizertums kam 1934 die Schriftstellerin Maria Waser in ihrem Essay und damals viel beachteten Zürcher Vortrag über «Lebendiges Schweizertum» vorbehaltlos entgegen. Weniger intuitiv als Inglin und durchaus einem rationalen Gedankengang folgend, suchte sie den «Urgeist der Heimat» zu ergründen⁴¹. Von Geschichte ging auch sie aus, aber nun erklärmaßen von jener höheren, wahren Geschichte der Sage, die «den Kräften, die hinter den Ereignissen stehen», «der heimlichen Meinung des wirklich Geschehenen» erst Ausdruck verleihe.

³⁷ LAUR Ernst, Lage und Zukunft des schweizerischen Bauernstaates. Radiovortrag, gehalten am 27. Mai 1932 in Zürich, Zürich 1932. GRAF E. J., Die Erhaltung unseres Bauernstaates, in: Schweizerische Monatshefte 6, 1926, S. 71–79. Vgl. auch DÜRR Emil, Urbanität und Bauerntum in der Schweiz, in: Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch 5, 1934, S. 146–182.

³⁸ ETTER Philipp, Reden an das Volk, Zürich 1939, besonders S. 93ff.; ETTER Philipp, Allerseelen, in: WYHLER Eugen, Eidgenössisches Tagebuch, Aarau 1939, S. 205ff. – Zur Bauernideologie: RIESEN René, Die schweizerische Bauernheimatbewegung, Bern 1972. Vgl. hierzu JOST, Politique, S. 35.

³⁹ INGLIN Meinrad, Jugend eines Volkes. Fünf Erzählungen, Horw 1933. Im Jahr 1934 wurde die 3. Auflage als erste Vierteljahressgabe der Schweizer Buchgemeinde an ihre Mitglieder abgegeben.

⁴⁰ Vgl. die Hinweise in den Programmheften der Aufführungen von «La Gloire qui chante» und «La Cité sur la Montagne» von 1940. Ähnlich gelagert ist auch der große Erfolg einer ethnographisch-psychologischen Mystifikation der Urner Bevölkerung, eben der «Eingeborenen», in: RENNEDER Eduard, Goldener Ring über Uri. Ein Buch vom Erleben und Denken unserer Bergler, von Magie und Geistern und von den ersten und letzten Dingen (mit Ill. von Heinrich Daniöth), Zürich 1941 und ³1976. Das Buch ist eine popularisierende Version von Renners Dissertation: RENNEDER Eduard, Über das Magische und Animistische im Erleben und Denken der Urner Bergler, Diss. med. Bern 1937 (Maschinenschrift).

⁴¹ WASER Maria, Lebendiges Schweizertum. Aus einem Vortrag, in: Neue Schweizer Rundschau NF 1, 1934, S. 709–722. Als Buch: WASER Maria, Lebendiges Schweizertum, Zürich 1934 (Schriften für Schweizer Art und Kunst 126/127).



nissen stehen», «der heimlichen Meinung des wirklich Geschehenen» erst Ausdruck verleihe. Und da erkannte sie neben und hinter den drei Bundesstiftern zwei Einzelgestalten, Tell und die Stauffacherin, als Symbole «großer überzeitlicher Zusammenhänge des Allernatürlichen». Beide, von Freiheitsliebe erfüllt, handeln nach Maßgabe des eigenen Gesetzes: Tell in der raschen, dem Augenblick dienenden Tat;

* Bildinterpretation: Albert Anker entwirft eine ganz private Vorstellung von Heimat. Daß sich in diesem Zusammenhang wie selbstverständlich die Gedanken des Betrachters auf den Kopf des sinnierenden Großvaters konzentrieren, zeigt, wie sehr der Heimatbegriff, und zwar nicht nur der schweizerische, mit dem Bild eines lebenserfahrenen, patriotisch denkenden, alten Mannes verbunden ist. Er ist für den Betrachter Vermittler des Heimatgefühls, welches von den gespielten Tönen in Schwingungen gerät, ohne daß der Inhalt des Liedes dargestellt wäre. Interpretiert wird die Musik von der halbwüchsigen Enkelin. Soll man sie oder vielmehr den kleinen Bruder, welcher der Interpretation aufmerksam folgt, als Jungen Eidgenossen bezeichnen?

die Stauffacherin, «weil sie Frau ist», «im weisen, von geheimen Glaubensmächten eingegebenen, Zukunft und Allgemeinheit erfassenden Rat». Schlicht in Hirtenhemd und Hausfrauentracht gekleidet zwar, aber uralte Symbole verkörpernd: das männliche und das weibliche Prinzip, reinigende Naturgewalt und bauendes Naturgesetz, die elementaren zerstörenden und befruchtenden Kräfte aus Wolken und Gestirn und die fruchtbaren, Leben bewahrenden und erneuernden Kräfte der Großen Mutter. Unter dem Zeichen dieser Natursymbole stehe die ganze sich auf natürliche, organische Weise entwickelnde Eidgenossenschaft. Und nun unternahm Maria Waser nichts anderes als eine Deutung der mit knappen Strichen bis in die Gegenwart skizzierten Schweizergeschichte aus dem wechselseitigen Wirken dieser beiden Grundprinzipien heraus. Von dieser eigentümlichen Geschichtsschau her fand sie Orientierung in der eigenen Zeit gegen den Hader der zum Selbstzweck herabgesunkenen Parteien und ge-

133 Das Lied der Heimat.*
Ölbild von Albert Anker,
vor 1874. Privatbesitz.

gen den Ruf nach dem Führerstaat. Der Volksstaat, die wahre Demokratie, gehe auf ein Urnatürliches zurück, was die Sage dadurch kundtue, daß sie neben die Männer die Frau hingepflanzt habe, sie, die aus «Urstimmen des Lebendigen Weisung empfing». Deshalb habe Pestalozzi als Grundlage des lebendigen Volksstaates das Wirken der Mutter hingestellt, die in natürlicher Selbstverständlichkeit die Freiheit des einzelnen mit dem Wohl der Gesamtheit in Einklang bringe.

Beachtlich ist, wie hier erstmals eine Frau in kräftigem Gedankengang von der Sage und Geschichte her ihren Zeitgenossen das Schweizertum deutete und dabei aus der Stauffacherin das eine Urprinzip aller Schweizergeschichte entwickelte, das den Unabhängigkeitswillen sowie den «klaren, gesunden, bundeskräftigen Geist unserer Heimat» bestimmte, jenen «Urgeist», der auch Männer wie Bruder Klaus und Niklaus Wengi durchdrungen habe. Beachtlicher noch in unserm Zusammenhang, wie bewußt die Mythisierung der Urprinzipien bejaht wurde, was den augenfälligsten Ausdruck darin fand, daß Tell nur Hodlers Tell sein konnte. Der Wille zum Mythos floß hier noch aus einem sicheren Heimatgefühl, und Maria Wasers gedankliche Ableitungen wurden denn auch bereitwillig als echt schweizerische Einkehr, als ureigenes Gut empfunden.

Noch deutlicher offenbart sich der Wille zum Mythos natürlich dort, wo es um die traditionelle Vorstellung der Befreiungsgeschichte selber ging. In den Altdorfer Tellspielen erkannte Adolf Hüppi 1935 eine Manifestation von nationaler Bedeutung, und zwar gerade deshalb, weil sie dem Mythos galten⁴². Die seelischen Werte seien nämlich nicht in dem zu finden, was geschehen sei. Sie äußerten sich vielmehr im Mythos als dem Wunschgebilde, das in wechselnder Gestalt das Denken und Hoffen eines Volkes auf seinem Gang durch die Geschichte begleite. Gerade jetzt sei der Tellmythos wieder doppelt wertvoll, denn während man überall begierig nach Symbolen und Mythen suche, könnten die Schweizer auf ihre alte Überlieferung hinweisen. An deren Geist könne man wieder gesunden. Heute, wo es wie ein Frühlingsturm durchs Land gehe und alles nach Erneuerung strebe, verdeutliche der Mythos, daß die Schweiz unter einem anderen Gesetze stehe, «organisch» aus heimatlichem Boden wachse, nur demokratisch sein und sich nicht dem Willen einer einzelnen Persönlichkeit, wäre sie auch noch so genial, anvertrauen könne.

Wie Adolf Hüppi suchten damals viele, durchaus der allgemeinen Zeitstimmung entsprechend, in den bewußt bejahten Mythen Orientierung für ihre Gegenwart zu finden. Daß der Mythos nicht der geschichtlichen Wirklichkeit

entsprach, dessen war man sich bewußt. Es zeugt gerade für die Lebendigkeit des Mythos, daß man sich damals in keiner Weise dazu veranlaßt sah, zu seiner Rettung die Historizität des im Mythos Erzählten zu beweisen. Im Gegenteil: man war bereit, im Mythos jene verborgene, zeitlose Wahrheit des Schweizertums zu erkennen, wie sie die wirkliche Geschichte allein niemals vermitteln könne. Aus dem Mythos wollte man die innere Stärkung gegen die «Arglist der Zeit» schöpfen. Das war ein durchaus reflektierter Vorgang, und deshalb läßt sich tatsächlich von einem Willen zum Mythos sprechen. Dieser Wille zum Mythos fand übrigens seinen augenfälligsten Ausdruck auf der ursprünglichen Landstraße nach Küßnacht, die damals, 1937, mit Geldmitteln, die von der Schuljugend gesammelt worden waren, von einer vielbefahrenen, vier Meter breiten Straße in einen Hohlweg verwandelt wurde, den man ausgehoben, mit Felsbrocken gefaßt, bepflanzt und «mittelalterlich» gestaltet hat, während der Verkehr auf eine neue Streckenführung verwiesen wurde: So entstand die Hohle Gasse. Der Vorgang hat symbolischen Charakter für das, was damals mit der Geschichte geschah: Der tatsächlich historische, ununterbrochen bis in die Gegenwart genützte Verkehrsweg wird aufgehoben und umgeleitet, um jetzt der zum Mythos erhobenen Sage Raum zu schaffen⁴³.

Die innere Wahrheit des Schweizertums in Sage und Mythos war jedoch interpretierbar, durch bewußte Schöpfung deutbar. Wenn diese Deutungen, so sehr sie auch persönlich geprägt waren, von der Allgemeinheit begeistert aufgenommen wurden, so immer deshalb, weil man sie als Emanationen der Heimat empfand. Fehlte einer Deutung dieser Einklang mit der Heimateinkehr, so verweigerte sich das in dieser Beziehung überaus feinfühlig «Volksempfinden», so sehr sich auch die Schöpfer solcher Deutungen bemühen und sich auf die Unterstützung staatlicher Instanzen berufen mochten.

Gonzague de Reynold hat diesem Bedürfnis auf seine Weise zu dienen gesucht. Überall höre er: «Wir brauchen Mythen!» Doch könnten Mythen nicht improvisiert oder eingeführt werden, wenn sie nicht schon vorgegeben seien. Gleichwohl erkannte er in dieser Forderung eine Sehnsucht nach Glauben, die durchaus begründet sei, da ohne Glaube, ohne ein tiefes, aus Heimatboden sowie Geschichte entspringendes

⁴² HÜPPI Adolf, Die Tellspiele in Altdorf und wir Schweizer, in: Schweizerische Rundschau 34, 1934/35, S. 471–478.

⁴³ UTZ, Gasse, S. 292–294; ETTER Philipp, Hohle Gasse, Eigentum der Schweizer Schuljugend. Geschichtliches über die alte und neue Gasse, Ansprache von Bundesrat Philipp Etter bei der Einweihung, Küßnacht 1937.

Gefühl – de Reynold nannte es «patriotische Frömmigkeit» – nichts erneuert werden könne. Man müsse daher wieder einen heiligen Ort finden, wo man sich innerlich sammeln könne, und er verwies auf die alten patriotischen Feste, die wieder würdig zu begehen seien⁴⁴.

Er selbst hat durch seine symbolisch-dichterischen Deutungen diese patriotische Frömmigkeit früh schon zu fördern gesucht: durch seine «Cités et Pays Suisses», eine beachtliche historisch-geographische, aber durchaus dichterisch gestaltete Beschreibung der Schweiz⁴⁵, durch die «Contes et Légendes de la Suisse héroïque», eine frei nachempfundene, mehr noch aus Eigenschöpfungen bestehende Sagensammlung⁴⁶, dann auch durch seine «La Gloire qui chante», einen militärgeschichtlichen Bilderbogen, der 1919 von der Truppe erstmals aufgeführt und nun 1940 wieder aufgenommen wurde, bezeichnenderweise um zwei Gotthardszenen – «Der Aufstieg zum Gotthard» und «Die Wacht am Gotthard» – erweitert⁴⁷, vor allem aber durch sein symbolisches Mysterienspiel «La Cité sur la Montagne» von 1940. Darin stellt er nun die Schweiz als eine auf das Hirtenpaar Svizerus und Ladina zurückgehende Stadt auf einem Berg – unverkennbar der Gotthardpaß – dar, eine Stadt, die im 14. Jahrhundert wegen des Paßverkehrs wirtschaftlich aufblüht, durch die dem Gemeinwohl zuwiderlaufenden Eigeninteressen aber zusehends gefährdet wird. Erst der durch Ausländer aus dem Norden angezettelte Arbeiteraufstand und der Opfertod des Dich-



⁴⁴ REYNOLD Gonzague de, Conscience de la Suisse. Billet à ces messieurs de Berne, Neuchâtel 1938.

⁴⁵ REYNOLD Gonzague de, Cités et Pays Suisses, Lausanne 1914–1937; REYNOLD Gonzague de, Schweizer Städte und Landschaften, übersetzt von Eduard Fritz Knuchel, Zürich 1932.

⁴⁶ REYNOLD Gonzague de, Contes et Légendes de la Suisse héroïque, Lausanne 1914.

⁴⁷ REYNOLD Gonzague de, La Gloire qui chante, Lausanne 1919, 21940.

⁴⁸ Vgl. die folgenden Rezensionen: NZZ 11.2.1941; Die Tat, 18.2.1941; Der Bund, 21.1.1941; Aargauer Tagblatt, 26.2.1941; Schweizer Monatshefte 15, 1941, S. 369ff. (Karl G. Kachler); Cahiers Protestants, mars-avril 1941; Gazette de Lausanne, 5.3.1941; L'Effort, 30.3.1941 (Bedauern über den «échec incontestable en Suisse allemande»). Die Hinweise verdanke ich Herrn Dr. med. Jean-Yves Probst, Basel.

* Bildinterpretation: Hodler hat in dieser Teldarstellung versteckt ein stark stilisiertes Selbstbildnis geschaffen. In dieser Figur sammeln sich also portraithafte Momente des Malers, aber auch Kennzeichen des Tells: die Erscheinung des einfach lebenden, aber entschiedenen Alten Eidgenossen, der Unabhängigkeitswillen eines ganzen Volkes, ja der Freiheitsdrang der ganzen Menschheit. Hodlers vielschichtige Figur weist über den nationalen Rahmen hinaus auf allgemeinmenschliche Anliegen. Anschaulich wird dies, indem der Maler den Tell aus dem historischen Kontext der Innerschweiz heraushebt und, ikonographisch Auferstehungsdarstellungen ähnlich, vor einen Wolken- oder Grabesvorhang stellt.

ters Montfort läßt die Bürger, denen die Bergler vom Platifer zum Sieg verholfen haben, wieder zur Besinnung kommen und unter dem Diktat des Ammanns den Bund mit Gott erneuern, während Montfort in der gotischen Kathedrale neben dem Stifterpaar beigesetzt wird. Obwohl das Stück 1940 von Truppen als «Botschaft der Armee an das Schweizer Volk» aufgeführt wurde und obwohl die Aufführungen unter dem Patronat General Guisans standen, stieß das Stück bloß auf reservierten Anklang, auf merklliche Zurückhaltung, ja auf offene Ablehnung. Schon das Konzept, aber auch viele Einzelheiten rieben sich am politischen Bewußtsein und an konfessionellen Empfindsamkeiten, vor allem aber: Es wurde als etwas dem erlebten Heimatgefühl völlig Fremdes empfunden, nicht zuletzt deshalb, weil es – so die Neue Zürcher Zeitung – als «Botschaft der Armee an das Volk» daherkam, denn die Armee sei ja schon das Volk, und dieses Volk denke nicht so wie Herr Reynold⁴⁸. Das war nicht nur auf die politischen Ansichten eines Gonzague de Reynolds gemünzt, sondern auch auf die ganze von ihm

134 Hodlers Tell.*
Ferdinand Hodler: Tell;
Öl und Tempera (?) auf
Leinwand, 1897/98.
Kunstmuseum Solothurn.

zur Deutung der Schweizergeschichte gewählte Symbolik.

Das empfindliche Wechselspiel zwischen Heimatgefühl und unterschwellig Fremdem tritt besonders dort zutage, wo es um den Nationalmythos selber ging. So hatte Max Eduard Liehburg, der nun in einer Literaturgeschichte bereits als wegweisender Dramatiker gepriesen wurde⁴⁹, in seinem «bündischen Wehspiel» «Hüter der Mitte» den Tell in einen ganz neuen Rahmen gestellt, einen Rahmen, den er schon in seinem «neuen Weltbild» abgesteckt hatte. Dort hatte ein mythischer Kaiser der Schweiz den historischen Auftrag zur Hut am Gotthard geben lassen. Jetzt erschien Tell als der Führer im Kampf um die durch die Habsburger gefährdete Sendung der Schweiz, eben den Gotthard in der Mitte Europas frei zu bewahren bis zur Wiederkunft des Reiches⁵⁰. Liehburg gestaltete sein Spiel wie alle seine «sakral-politischen Großdramen», die er den «Grundgedanken» der Schweiz und Europas widmete, als dreidimensionales Theater, in dem Mythos, Geschichte und Gegenwart zugleich vergegenwärtigt werden sollten, was eine besondere Gestaltung des Theaterraums erforderte. Mit diesen Werken wollte Liehburg geistige Landesverteidigung betreiben, und zwar in einem Zentrum für nationale Festspiele, das am «heiligen See» des «schweizerisch-europäischen Mythos» in Luzern errichtet werden sollte. In fiebriger Eile errichtete er die sogenannte «Stiftung: Luzerner-Spiele» und gewann im Winter 1936/1937 die Unterstützung mehrerer Persönlichkeiten aus Politik, Kultur und Militär. Unter ihnen stachen Namen hervor wie jene der Altbundesräte Schultheß und Haab, der National- und Ständeräte Emil Klöti, Gottlieb Duttweiler, Heinrich Walther und Theodor Gut, der Professoren Max Huber, William Rappard und Gonzague de Reynold, aber auch Namen aus der militärischen Führungsspitze wie Wille, Miescher, Bircher, von Pfyffer und schließlich Guisan, der auch dem Stiftungsrat angehörte bis zu dessen Auflösung im Jahre 1943. Schließlich ließ sich auch Bundesrat Etter, bei dem Liehburg wiederholt vorgesprochen hatte, von dem Vorhaben «sympathisch berühren». Auch wenn die Unterschriften zum Teil voreilig gegeben worden waren, so zeigen sie doch, auf welche Resonanz Liehburgs Ideen stießen, eben weil sie verschiedene Elemente der damals geläufigen Identitätsvorstellungen aufnahmen. Im März 1937 sollten nun mit dieser Unterstützung die erheblichen finanziellen Mittel beschafft werden, und da wurde die Auseinandersetzung ernst. Ein unter größter Verschwiegenheit ablaufender Entscheidungsprozeß in Etters Departement, bei dem eine hochkarätige Sachverständigenkommission mitwirkte, führ-

te im Spätsommer 1937 zur Ablehnung der Liehburgschen Pläne. Doch Etter zögerte. Erst am 31. Mai 1938 wurde der Entscheid vom Gesamtbundesrat publik gemacht. Dieses lange Schweigen, während Liehburgs Propaganda schon von einer Zustimmung sprach, veranlaßte die «Neue Zürcher Zeitung» zu einer öffentlichen Auseinandersetzung: In drei Artikeln meldete sich vom 19. bis 21. September 1937 ein gewisser «Lynkeus» zu Wort. Um einen sachlichen Ton bemüht, der Liehburg gewisse Qualitäten nicht absprach, deckte Lynkeus mit gedanklicher Schärfe auf, welche ideologischen Hintergründe sich in Liehburgs Symbolen verbargen. Volksfremd, wie er sei, bemühe sich Liehburg, den vermeintlich unwissenden Schweizern zu zeigen, weshalb sie Schweizer seien, und dies mit «seltsamen Fragestellungen und noch seltsameren Antworten», welche der «naturhaften, im Gefühl verankerten Sicherheit der unbewußten Heimatliebe» ferne stünden. Mit seinen «sakral-politischen» Vorstellungen, mit denen er christliche Werte ersetze, rücke er in «bedenkliche Nähe der Diktatoren, die das Politische zur Religion erheben» würden. Die pathetische Beschwörung der Reichsidee sei zur Zeit nicht unverfänglich; sie führe zudem in eine voreidgenössische Zeit zurück und schwäche damit die eben allein in der eidgenössischen Geschichte wurzelnden Grundlagen des schweizerischen Staates. So stehe Liehburg im Gegensatz zum demokratischen Grundverständnis sowie zum mehrheitlich christlichen Empfinden der Bevölkerung. Doch gerade das gelte es nun in der geistigen Landesverteidigung hochzuhalten, «weil vielleicht in absehbarer Zeit ein christliches Schweizervolk einen wichtigen Unterschied zum neuen deutschen Bekenntnis» verkörpern werde.

Lynkeus hatte genau die neuralgischen Punkte offengelegt, wo Liehburgs übersteigter Wille zum Mythos das Heimatgefühl verletzen mußte. Es waren dies deutliche Worte, die bei der Beschlußfassung im Departement des Innern möglicherweise mitgewirkt haben, gelangte doch der abschließende Kommissionsbericht erst nachher, anfangs Oktober, in die Hände Bundesrat Etters. Die an Etters Haltung damals tatsächlich geäußerten und durch das bundesrätliche Schweigen geschürten Zweifel wie die unverhohlenen aggressive Reaktion des Kreises um Liehburg zeigen, wie verunsichert man in jenen Tagen war. Auch Lynkeus sah sich veranlaßt, in der Anonymität zu bleiben. Erst Jahrzehnte später kam es aus, daß sich hinter Lyn-

⁴⁹ Hierzu NADLER Josef, Literaturgeschichte der deutschen Schweiz, Zürich 1932, S. 466, 485–488.

⁵⁰ LIEHBURG Max Eduard, Hüter der Mitte, Zürich 1934. – Zum Ganzen vgl. WÜEST, Liehburg (wie oben, S. 377, Anm. 13).

keus der Luzerner Kantonsschullehrer Dr. Heinrich Bühlmann verborgen hatte, der, ermutigt durch einen eng verschworenen Luzerner Freundeskreis, gegen die Festspielpläne angetreten war. Während überall und besonders im Militär führende Persönlichkeiten Liehburgs Aktivitäten unterstützten, hatte man im unmittelbar betroffenen Luzern das Fremdartige und beunruhigend Zwielfichtige des Vorhabens erkannt und die Initiative zur Abwehr ergriffen.

Die Episode um die Luzerner Festspiele läßt wie kaum eine andere erkennen, wie schillernd der bewußtseinsmäßige Umgang mit dem eigenen Mythos damals werden konnte⁵¹, und sie zeigt zugleich, wie das Befremden über solche ideologische Einvernahnung gerade aus dem verletzten Heimatgefühl herauswuchs. Daß hier wie dort der geistigen Landesverteidigung gedient werden wollte, macht deutlich, wie schwankend und widersprüchlich die Meinungen immer noch waren. Klärend wirkte hier vor allem die tiefe Erschütterung, die im März 1938 der «Anschluß» Österreichs auslöste. Jetzt schieden sich endlich die Geister – und die «Hüter der Mitte» standen nun offen im Lager der Frontisten⁵².

Geschichtsschreibung im Zeichen des Mythos

Als Fritz Ernst mitten in der Zeit höchster Bedrohung, 1940/1941, das «nationale Vermächtnis» Johannes von Müllers in Erinnerung rief, ging er von der Feststellung aus, daß die Schweiz «mindestens zwei Totalkunstwerke» hervorgebracht habe: als «ihre Geschichte und ihre Geschichtsschreibung»⁵³. Dieses Urteil läßt sich nach allem, was bisher vorgestellt wurde, nachvollziehen, und zwar gerade in dem Sinn, den Fritz Ernst gemeint hatte, daß nämlich «die Schweizergeschichte, als Vorgang wie als Rechenschaft, ein kaum übertroffenes Beispiel von Allgegenwart des Geschichtlichen»

darstelle. Wenn im folgenden kurz auf die Geschichtsschreibung eingegangen werden soll, so nur unter dem Gesichtspunkt, wie sich namhafte Historiker bewußt und im Hinblick auf eine breite Öffentlichkeit solcher geschichtlichen «Rechenschaft» gestellt und an der von Ernst vertretenen «Allgegenwart von Geschichtlichem» mitgewirkt haben.

Dem großen Interesse weiter Kreise, zu erfahren, «auf welchen Grundlagen und auf welche Weise sich die Unabhängigkeit und Eigenart der Schweiz herausgebildet» habe⁵⁴, ein Interesse, das gerade durch die in jenen Jahren üppig sprießende politische Vereinnahnung der Geschichte geschürt wurde, kamen damals zwei große Gesamtdarstellungen entgegen, wie sie – bei gleicher Zielsetzung – gegensätzlicher nicht hätten ausfallen können.

1932 erschien die vielbeachtete «Vier-Männer-Geschichte», in der Hans Nabholz die mittelalterliche Eidgenossenschaft behandelte⁵⁵. Im Vergleich zu dem Pathos, das damals die geschichtliche Rückbesinnung erfüllte, erscheint diese «Geschichte der Schweiz» denkbar nüchtern, in einem sachlichen Ton nummernweise – ähnlich einem Schulbuch – die Geschichte abhandelnd. Nabholz bot ein Bild von bemerkenswerter Ausgewogenheit und Übersicht. Den damals in weiten Kreisen bald hoffnungsvoll, bald enthusiastisch begrüßten Thesen Karl Meyers – wir kommen auf ihn zurück – stand er sehr zurückhaltend gegenüber. Im Kapitel «Geschichte und chronikalische Überlieferung» ging er auf dessen gewagte Konstruktionen um die Historizität der Befreiungssage überhaupt nicht ein, sondern übte eine Kritik, die zum Teil mit Argumenten arbeitete, welche erst viel später wieder aufgegriffen und wissenschaftlich fundiert werden sollten. Doch so kritisch der Wissenschaftler war, in der abschließenden Würdigung – der einzigen Stelle, wo Nabholz wenigstens ansatzweise ein Schweizertum evozierte – meldete sich doch der Patriot zu Wort: Wenn auch die Befreiungstradition, «so weit es um die genaue Erfassung des rein äußerlichen staatlichen und rechtlichen Verlaufs der Dinge» gehe, «gewiß aus dem Gedächtnis ausgemerzt werden» müsse, so verkörpere diese «jedem Schweizer teure Überlieferung» doch die «seelische Grundstimmung, aus der heraus die Eidgenossenschaft geschaffen wurde» und die «heute noch im tiefsten Seelengrund des Schweizern» ruhe. Diesen Wert behalte die Tradition aber nur, wenn sie als das genommen werde, was sie sei – eben die «ideelle Seite» des Verlaufs der Dinge –, und nicht willkürlich in einen historischen Rahmen gezwängt werde⁵⁶. So suchte Nabholz von der wissenschaftlichen Seite her die Grenze zwischen Mythos und Geschichte zu ziehen und dem Mythos seinen

⁵¹ Vgl. etwa: SCHUMACHER Edgar/DÄNIKER Gustav, Haltung des Soldaten zum Luzerner-Plan, Aarau 1937 [September].

⁵² Siehe oben, S. 385, Anm. 33. In ihrer Sondernummer zur «Geistigen Landesverteidigung» läßt die Zürcher Illustrierte, Nr. 12, 18. März 1938, S. 342 Liehburg bereits als Kasperle-Spott erscheinen: «Hällige Liehburg, das chäm nett use!»

⁵³ ERNST Fritz, Johannes v. Müllers Schweizergeschichte als nationales Vermächtnis, in: Neue Schweizer Rundschau NF 8, 1940/41, S. 267.

⁵⁴ SCHMIDT, Bewährung. Vgl. etwa zur Historiographie dieser Zeit: STADLER, Klassenkampf.

⁵⁵ Vgl. NABHOLZ Hans/VON MURALT Leonhard/FELLER Richard/BONJOUR Edgar, Geschichte der Schweiz, Zürich 1932.

⁵⁶ Ebd., S. 139–148, besonders 148.

Die Alten Eidgenossen und wir: Zusammenfassung

1941 signalisierten die Schweizer mit ihren «Alten Eidgenossen» Bereitschaft bis zum letzten. Die Prüfung ist ihnen jedoch erspart geblieben. Andere haben gekämpft und gelitten und eine neue Friedensordnung errungen, die auch die Schweiz aus der Bedrängnis befreite.

Wir aber wollen mit dem Jahre 1941 unseren Gang durch das muntere Treiben auf der «Brücke der nationalen Identität» abbrechen, und wir tun das mit Absicht. Denn die Welt hat sich in den letzten fünfzig Jahren unverkennbar verändert; ein Vorgang, der sich nicht nur äußerlich, sondern auch bewußtseinsmäßig vollzogen hat. Dennoch hat das Geschichtsbild, wie es zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung konkretisiert worden ist, in einem beachtlichen Maß überdauert, weil es sich mit einem Gefühl der Bewährung verbunden hatte¹. Andererseits unterliegt der Stellenwert, der den einzelnen Elementen des Geschichtsbildes, ja der geschichtlichen Rückbesinnung überhaupt beigemessen wird, den unverkennbar unterschiedlichsten Gewichtungen bis hin zur Ablehnung national orientierter Geschichtsvorstellungen und bis zur völligen Interesselosigkeit. Der «Glaube an eine geschichtliche Aufgabe, die uns zur Nation verbindet»², scheint abhanden gekommen zu sein. Es ist unnötig, an dieser Stelle das ganze Spektrum ausführlich darzustellen. Denn hier sind alle betroffen und können aus ihrem eigenen Erfahrungsschatz erwägen, welcher Sinn und welche Funktion der Rückbesinnung auf nationale Traditionen zukommen kann. Gerade hierfür kann das Wissen um das Werden und den Wandel des Traditionsbewußtseins anregend und hilfreich sein. In diesem Sinne seien die Hauptlinien unserer Darstellung zusammengefaßt.

Die volkstümlichen Vorstellungen lassen sich Ende des 15. Jahrhunderts erstmals als kohärentes System erkennen. Darin erscheinen die Eidgenossen als diejenigen, welche die christliche Ständeordnung von Grund auf umgestürzt haben: Bei ihnen sind die Bauern an die Stelle des zur Herrschaft bestimmten Adels getreten. Diese geschichtliche Entwicklung ist gottgewollt; den Hauptbeweis hierfür liefert wiederum die Geschichte: gemeint sind die zahlreichen Schlachtensiege, verstanden als Gottesurteile zugunsten der Eidgenossen. Folgerichtig betrachten sich die Schweizer als Gottes auserwähltes Volk. Um diesen begnadeten Stand zu bewahren, müssen sie dem Wesen der Alten

Eidgenossen treu, das heißt schlichte, selbstgenügsame, fromme und gerechte Bauern bleiben. Wann aber der beschriebene Umbruch der Ständeordnung stattgefunden habe, darüber gab es verschiedene Auffassungen; am wirksamsten ist schließlich die Befreiungstradition geworden, die vollkommen in diese Vorstellungswelt eingebettet ist und gerade deshalb einen glaubhaften Ansatz für den Beginn des eidgenössischen Wesens anbot. Daß der Bauer dabei nicht mehr die soziale Realität, sondern eine ideologische Identifikationsfigur darstellt, versteht sich von selbst. Im übrigen war man sich damals bewußt, daß die geschichtliche Realität andere Züge aufgewiesen hatte, vor allem aber, daß die erlebte Aktualität – zu Beginn des 16. Jahrhunderts – diesen Idealvorstellungen nicht entsprach.

In den folgenden Jahrhunderten bis zur Aufklärung werden diese Vorstellungen nahezu unverändert weiter tradiert. Lediglich die ständische Umsturzthese, die sich für jede Art Herrschaft als brisant erweist, wird von den regierenden Kreisen abgeschwächt, indem neben den Bauern auch ein guter Adel eingeführt wird, auf den sich nun die führenden Geschlechter zurückführen. Sonst aber wird das überkommene, vorteilhafte und in sich geschlossene Bild der «Alten Eidgenossen» bewahrt: «In den Fußstapfen der Vorfahren zu stehen», das beanspruchen

¹ Vgl. die Auseinandersetzungen um die nationalen Helden zur Zeit der «Entmythologisierungskampagne» Marcel Becks und neuerdings anlässlich der Jubiläen (1986/1991). Für die Schulbücher vgl. ANLIKER René/SCHMID Viktor, «Frei und auf ewig frei!» Politische Identität im Schweizer Geschichtsbild der Volksschule, Zürich 1980 (betr. Schulbücher von 1975). – Zur gegenwärtigen Spielart schweizerischer Identitätsvorstellungen, deren historische Dimensionen hier offengelegt wurden, vgl. SAURMA Adalbert, Schweizer Treu und Glaube. Gedanken über das Eidgenössische, in: Religion des Bürgers. Zivilreligion in Amerika und Europa, Hrg. Heinz Kleger/Alois Müller, München 1986 (Religion, Wissen, Kultur 3), S. 121–146.

² FRISCH Max, Schweiz ohne Armee? Ein Palaver, Zürich 1989, S. 39. Vgl. auch Bundesrat Kaspar Villigers Luzerner Rede vom 2. März 1989, die eine Absage an große Ideen zum Ausdruck brachte. Ansatzweise wird indes neuerdings das Konzept einer «geschichtlichen Aufgabe» der Schweiz erkennbar, wobei vor allem der Gotthardmythos wiederbelebt werden soll (Bundesrat Adolf Ogi über die Gotthardtransversale als schweizerischer Beitrag zum europäischen Binnenmarkt; Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz am 1. August 1989 auf dem Gotthard – Wiederaufnahme der gesamten Gotthardsymbolik zur Begründung einer weltoffenen Grundhaltung).

die Reformierten wie die Katholiken und den Herrschenden gegenüber auch die bäuerlichen Untertanen für sich. Neben diesen Antagonismen wird immer eindrücklicher die Einigkeit der Alten Eidgenossen beschworen, zu der man zurückkehren müsse. Hierbei entsteht am Ende des 17. Jahrhunderts eine neue Formel der Identitätspräsentation: die Helvetia, die neben dem allseits beanspruchten und belasteten Bild vom Schweizer Bauern gleichsam wertneutral erscheint. Bemerkenswert ist gesamthaft gesehen der Tatbestand, daß während dieser Jahrhunderte jenes Bild, das schon um 1500 seine volle Ausgestaltung gefunden hatte, die argumentative Grundlage für alle Auseinandersetzungen geliefert hat.

Erst mit der Aufklärung kommt neues Leben in die «Alten Eidgenossen». Aus der Grundauffassung der eudämonistischen Philosophie heraus, die in der Pflege der Tugenden die künftige Glückseligkeit des Staates angelegt sieht, wird der Beschäftigung mit der Geschichte eine ganz neue Bedeutung zugemessen: Sie wird zur eigentlichen Tugendlehre, aus der der vernunftbegabte Mensch für sich die moralischen Konsequenzen ziehen kann. Das überkommene vorteilhafte Bild von den Alten Eidgenossen bietet sich hier als Grundlage geradezu an. In der Epoche der Alten Eidgenossen erkennt man nun das «guldene Zeitalter», wo die Glückseligkeit einmal erreicht worden war. So entwickelt sich das Bild zu einer rückwärts projizierten Utopie, in die nun – da es ja um die ganze Lebenshaltung geht – völlig unbefangen alle für notwendig erachteten Tugenden hineininterpretiert werden. So entsteht ein Bild von den Alten Eidgenossen, das auch die sozialen, ökonomischen und kulturellen Belange einbezieht. Die mangelnde historische Fundierung wird ersetzt durch die vermeintlich wissenschaftliche, biologisch-klimatische Erklärung des homo alpinus. Als Folge davon wird der etwas gewöhnliche Ackerbauer als Identifikationsfigur durch den entrückten und idealisierten Hirten abgelöst. Hier entsteht nebenbei auch die Grundlage für den späteren Alpen- und Gotthardmythos. Mit dieser erzieherischen Utopie wird nun recht kreativ umgegangen: Man mißt sich nicht mehr bloß am übermächtigen Beispiel der Vorfahren, sondern setzt es in zeitgemäßer Form mit jeder tugendhaften Tat in die Gegenwart um. Die neuen Helden erkennt man jetzt in den Wissenschaftlern, Dichtern, Künstlern und verdienten Patrioten.

Das von den Aufklärern entworfene Bild wird von der Helvetik übernommen und in vielfältiger Weise propagandistisch für die eigene Legitimation und die Integration der Bevölkerung eingesetzt. Dadurch und durch die Reaktionen, welche die Helvetik damit auslöst, bewirkt sie

eine breite Rezeption dieser Vorstellungen. In der Folgezeit wird das Bild von den Alten Eidgenossen im Sinne einer nationalen Integration im Kreise der Zofinger gepflegt, vor allem aber vom Schweizerischen Schützenverein und vom Militär propagiert, wobei man die Freiheit und Einigkeit der Alten betont. Im Vergleich zum aufklärerischen Bild stellt sich allerdings eine merkliche Verengung ein: Die Alten Eidgenossen sind nur noch Kriegshelden für die Freiheit, ihre Taten nur mehr Schlachten um die Freiheit, und die weiteren Tugenden werden höchstens so weit vermerkt, als sie die kriegerische Tüchtigkeit fördern. Auch der Antagonismus zwischen Radikalen sowie Konservativen im Kampf um den neuen Staat wirkt sich zusehends aus: Beide berufen sich in ihrer Argumentation auf die Alten Eidgenossen, wobei das Bild in der Rhetorik jener Tage zusätzlich eine holzschnittartige Vereinfachung erfährt. Nach der Gründung des Bundesstaates gewinnen die Alten Eidgenossen – in der nun erreichten Reduktion – ihre alle Schweizer einschließende nationale Identitätspräsentationsfunktion. Sie werden nun zum Ausdruck authentischen Schweizertums, ja zum verpflichtenden Vorbild für die Schuljugend. Hier ist denn auch die Überhöhung des Geschichtsbildes im nationalen Mythos anzusetzen. Daß dies auf einer Stufe starker Vereinfachung geschieht, macht die Stärke und die Schwäche des Mythos aus. So mißlingt trotz erkennbarer Bemühungen der Versuch, die Arbeiterschaft in diese Identitätsvorstellung mit einzubeziehen. Daß das heroisierende Bild mit seinen Ansprüchen der erlebten Wirklichkeit nicht standhält, erkennen kritische Geister schon damals. Im übrigen hat die kritische Geschichtswissenschaft ja dem Mythos die vermeintlich historische Grundlage zu Ende des 19. Jahrhunderts bereits entzogen.

Im 20. Jahrhundert formt sich dann unter dem Eindruck der Sprachnationalismen und der auch in die Schweiz hineingreifenden großen Kulturräume der Alpen- und Gotthardmythos aus. Er bildet den Ausgangspunkt für die verschiedenen Spielarten eines geschichtlichen Sendungsbewußtseins der Schweiz im Herzen Europas. Unter dem Eindruck der aufkommenden totalitären Systeme wandelt er sich immer mehr zum alle einschließenden Kristallisationskern einer auf sich selbst zurückverwiesenen Schweiz, bis schließlich in diesem «granitenen Fels» die Essenz des schweizerischen Staates erkannt wird, welche es auf jeden Fall zu verteidigen gilt. Diese auf geopolitische und tektonische Gegebenheiten abgestützte Vorstellung erscheint von Anfang an auch durch die Geschichte bestimmt. Vom «Kernvolk» am Gotthard, der geschichtlichen «Urheimat», geht die

Staatsbildung aus, und das überkommene Bild von den Alten Eidgenossen konzentriert sich immer mehr auf die Innerschweizer Bergler. Die hier angesiedelten Gründungsmythen werden jetzt bewußt gefördert, in «patriotischer Frömmigkeit» (Gonzague de Reynold) hoch- und den totalitären Staatsreligionen entgegengehalten. In der innenpolitischen Auseinandersetzung bemächtigen sich die verschiedensten weltanschaulichen Tendenzen solcher Gründungsmythen wie auch der Alten Eidgenossen, bis sich dann Ende der dreißiger Jahre die Fronten klären und für alle Schweizer das Bild von den Alten Eidgenossen am Gotthard in der Landi 39 und in den Jubiläumsfeiern von 1941 in einer Geschlossenheit wie nie zuvor den für die Zeitgenossen überzeugenden Ausdruck findet.

Aus der beschriebenen Entwicklung ergeben sich einige Erkenntnisse, die für die Reflexion über unser Traditionsbewußtsein hilfreich sein könnten und deshalb hier zur Diskussion gestellt seien:

1. Das volkstümliche Bild von den Alten Eidgenossen geht nicht auf die historische Wirklichkeit zurück, sondern auf eine in der geistigen Auseinandersetzung mit den Gegnern entwickelte spätmittelalterliche Ideologie, die eine sehr zeitbedingte Deutung der eigenen Geschichte enthält.

2. Die Wiedererweckung der Alten Eidgenossen zur Zeit der Aufklärung, die für die folgenden Epochen prägend wurde, beruht auf einem im Grunde ahistorischen, von einer zeitbedingten philosophischen Auffassung und Tugendlehre her bestimmten Umgang mit dem überkommenen spätmittelalterlichen Geschichtsbild.

3. Von Anfang an steht dem vorteilhaften Bild von den Alten Eidgenossen auch eine selbstkritische Tradition gegenüber, die das Idealbild an der aktuellen Wirklichkeit mißt. In den Dialogen zwischen alten und jungen Eidgenossen tritt sie uns am sinnfälligsten entgegen.

4. Die Verengung des Geschichtsbildes auf den wehrhaften Aspekt ist erst im 19. Jahrhundert erfolgt. Während vom 15. bis ins 18. Jahrhundert die Kriegsgeschichte als Beweis für die zentrale Vorstellung göttlicher Auserwähltheit der tugendhaften Eidgenossen diente, wird jetzt die Kriegstüchtigkeit selbst ins Zentrum gerückt; auf sie führen alle Tugenden hin.

5. Die Erhebung eines Geschichtsbildes zum nationalen Mythos gehört ebenfalls erst ins 19. Jahrhundert. Daß dies zur Zeit der Verengung des Geschichtsbildes auf den rein wehrhaften Aspekt geschah, ist für die selbstkritische Tradition zum Verhängnis geworden. Unter dem exklusiven Gebot des Mythos verstummt das Gespräch zwischen alten und jun-

gen Eidgenossen – eben Eidgenossen hier wie dort. Die Selbstkritik wird im Traditionsbewußtsein marginalisiert.

6. Ganz abgesehen von der Idealisierung muß die im Bild von den Alten Eidgenossen angelegte Identitätspräsentation auch sonst nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Sowohl bei den durch eine städtische Kultur geprägten Führungsschichten wie später in der industrialisierten Schweiz ist das Identifikationsmuster bäuerlich-ländlich bestimmt.

7. Das Bild von den Alten Eidgenossen ergibt nicht aus sich selbst heraus eine ethische und politische Grundhaltung. Es ist verfügbar und bedarf der Interpretation. Dabei ist es nicht dagegen gefeit, von zweifelhaften und der schweizerischen Staatsidee, ja selbst der Humanität zuwiderlaufenden Tendenzen vereinnahmt zu werden – so zur Zeit der Helvetik oder in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts.

8. Die Funktion des im Traditionsbewußtsein bewahrten Geschichtsbildes ist die der historischen Sinnstiftung, auf die der vielfältig segmentierte Kleinstaat Schweiz, der weder eine Sprach- noch eine Kulturnation ist, als Willensnation angewiesen zu sein scheint. Das schweizerische Selbstverständnis ist somit in hohem Maße durch ein nationalpolitisches Geschichtsbild geprägt. In Zeiten äußerer Bedrohung gewinnt dieses Bild immer wieder an Intensität und Geschlossenheit, verdichtet sich zur nationalen Norm, die nicht so sehr der Gegenwartsanalyse dient, sondern viel mehr der politischen Sammlung um patriotische Integrationssymbole. Zugleich wirkt das nationalpolitische Geschichtsbild abgrenzend, aber auch sinnstiftend im Verhältnis zum europäischen Umfeld – so in den verschiedenen Erscheinungsformen eines schweizerischen Sendungsbewußtseins. So verstanden wirkt die Idee vom Sonderfall Schweiz wie die säkularisierte Form der frühen Vorstellungen vom auserwählten Volk Gottes.

9. Bei aller Konstanz haben sich die Vorstellungen von den Alten Eidgenossen den Zeitumständen entsprechend gewandelt und gerade dadurch ihre Funktion gewahrt. Dabei sind sie kaum je einheitlich gewesen. Die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des nationalpolitischen Geschichtsbildes zur Zeit der geistigen Landesverteidigung stellt die große Ausnahme, keinesfalls die Regel dar. Wenn heute dieses Bild verblaßt und – noch zögernd – durch andere Vorstellungen ersetzt wird, so hat das nichts mit dem Verlust des Traditionsbewußtseins zu tun, sondern ist Ausdruck eines lebendigen, interpretierenden Umgangs mit der eigenen Vergangenheit.

10. Das volkstümliche Geschichtsbild von den Alten Eidgenossen besitzt eine jahrhunderte-

alte Tradition und war bereits fest etabliert, als die im modernen Sinn wissenschaftliche Geschichtsforschung einsetzte. Beide befassen sich auf völlig unterschiedliche Weise mit Geschichtlichem, was auch sofort zu heftigen Auseinandersetzungen voller Mißverständnisse geführt hat. Das Traditionsbewußtsein ist weitgehend durch eine konservative Grundhaltung bestimmt, welche die ins Selbstverständnis eingesickerten Geschichtsvorstellungen geradezu mit dem Ziel, die Identität zu bewahren, immer wieder wachruft und in dieser Wiederholung deren Bestätigung erkennt. Zugleich aber verleiht es diesen Vorstellungen in einem eher unreflektierten Vorgang unter dem Einfluß der Zeitströmungen inhaltlich unterschiedlichste Botschaften. In dem Maß, wie diese Botschaften der Gemeinschaft insgesamt gelten, erfüllt das Traditionsbewußtsein für einen mentalitätsmäßig wie kulturell vielfältigen Kleinstaat eine wichtige integrative Funktion. Die im Traditionsbewußtsein mitgeführten Geschichtsauffassungen werden aber dadurch nicht «wahr». Die Geschichtswissenschaft hingegen ist durch eine kritisch-innovative Grundhaltung bestimmt, die mit immer wieder anderen Fragestellungen und neu entwickelten Methoden an die Quellen herantritt, die bestehenden «Lehrmeinungen» überprüft und neue Konzepte zur Deutung der geschichtlichen Entwicklung entwirft. Diese Fragestellungen, Methoden und Konzepte sind ihrerseits immer auch zeitbedingt. Daher können die Resultate, zu denen die Forschung führt, niemals als abgeschlossen gedacht werden. Aus einer gegensätzlichen Grundhaltung heraus folgen also Traditionsbewußtsein und Geschichtswissenschaft einem völlig anderen Diskurs, wenn auch gegenseitige Einflüsse nicht ausbleiben. Das dürfte gerade bei der Lektüre der verschiedenen Forschungsbeiträge in dieser dem nationalen Jubiläumsanlaß «700 Jahre Eidgenossenschaft 1291–1991» gewidmeten Festschrift doch deutlich geworden sein. Vermengt man die beiden Möglichkeiten, sich mit Geschichtlichem zu befassen, oder siedelt man sie auf derselben Ebene an, so ergeben sich bloß zahlreiche irritierende Mißverständnisse. Weder kann das Traditionsbewußtsein seine Vorstellungen einer Geschichtswissenschaft gegen ihre Erkenntnisse aufnötigen, ohne daß letztere tödlichen Schaden erleidet, noch kann es Ziel der Geschichtswissenschaft sein, die im Traditionsbewußtsein sich widerspiegelnden Identitätsvorstellungen zu korrigieren. Denn diese werden auf einer ganz anderen Ebene durch das gesamte gesellschaftliche Umfeld bestimmt. Emanzipatorisch kann die Geschichtswissenschaft hier nur in dem Sinne wirken, daß sie das Werden und den Wandel, die Beweggründe, Funktionen und auch Instru-

mentalisierungen der im Traditionsbewußtsein mitgeführten Vorstellungen offenlegt und damit – durchaus im Rahmen eines nationalen Selbstverständnisses – deren politisch-ethische Begründungsbedürftigkeit aufzeigt. Diese Begründung aber wird nicht die Geschichtswissenschaft geben können; sie ist im Bereich des aktuellen geistigen und gesellschaftlichen Umfelds zu suchen, in dem letztlich jede Identitätserfahrung fußt.

In ihrem ureigensten Bereich emanzipatorisch wirken kann die Geschichtswissenschaft allemal dadurch, daß sie jenem, der «aus der Geschichte lernen» will, den jeweils in wissenschaftlicher Verantwortung gewonnenen Wissensstand über die geschichtliche Entwicklung als Alternative anbietet. Das ist in den vorausgegangenen Beiträgen hinsichtlich der Frühgeschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft unternommen worden. Ob man diesem Wissen oder den traditionsbestimmten Geschichtsbildern eines «patriotischen Glaubens» den Vorzug geben will, bleibt schließlich jedem selbst anheimgestellt.

*

Unser Aufenthalt auf der geträumten Brücke der nationalen Identität geht zu Ende. Der Schreibende ist sich nur zu sehr bewußt, daß er bloß einen unvollkommenen Eindruck von dem «munteren Treiben», dem er in der Brückenhalle begegnet ist, hat wiedergeben können. Im Laufe seiner Forschung haben an die fünfzehn Generationen in einer verwirrenden Stimmenvielfalt auf ihn eingeredet, bald lauthals schreiend, bald bedächtig, bald rechthaberisch, bald schlicht gläubig, bald in fanatischem Eifer, bald betulich selbstzufrieden – immer und alle aber überzeugt. Von all dem bieten die vorausgegangenen Seiten nur einen Nachklang, in dem lediglich einige Leitthemen aus dem Stimmengewirr heraustreten. Manches ist fragwürdig geworden und verbleibt in diesem Schwebzustand, auch Widersprüchlichkeiten bleiben offen. Das mag irritieren. Aber gehört es letztlich nicht zu jenem Widerspruch, in dem sich – wie wir eingangs sahen – Gottfried Kellers Traumpferd bei seiner Behauptung von der «Identität der Nation» versteifte? Wie in jenem Traum sei auch hier das letzte Wort dem Goldfuchs überlassen. «Wisse», so antwortete der Gaul bedächtig, indem er sich auf allen vieren spreizte, «wisse, wer diese heikle Frage zu beantworten und den Widerspruch zu lösen versteht, der ist ein Meister und arbeitet an der Identität selber mit. Wenn ich die richtige Antwort rund zu formulieren verstehe, so wäre ich nicht ein Pferd, sondern längst hier an diese Wand gemalt.»